

DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



**Fokus Taube – zwischen
Liebe und Ekel**

**Staffelberg – Rekonstruktion
der keltischen Toranlage**

**Im Brennpunkt: zum Tod von
Generalkonservator a. D.
Michael Petzet**

Tag des offenen Denkmals®

Bundesweit koordiniert durch die Deutsche Stiftung Denkmalschutz

Modern(e): Umbrüche in Kunst und Architektur

8.9.
2019



Programm und vieles mehr entdecken unter
www.tag-des-offenen-denkmals.de
Weitere Informationen zur Deutschen Stiftung
Denkmalschutz unter www.denkmalschutz.de



Der Tag des offenen Denkmals ist eine gemeinsame Aktion der Deutschen Stiftung Denkmalschutz, der Landesdenkmalpfleger und Landesarchäologen, des Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz, der Landeskirchen und Bistümer, der kommunalen Spitzenverbände sowie vieler Kommunen, privater Denkmaligentümer, Vereine und Bürgerinitiativen. Der Tag des offenen Denkmals ist eine geschützte Marke der Deutschen Stiftung Denkmalschutz.

Spendenkonto
IBAN DE71 500 400 500 400 500 400
BIC COBA DE 33 XXX
Commerzbank AG

Bundesweit koordiniert durch die



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Titelbild: München, Detail des sog. „Brunnenbubers“ von Matthias Gasteiger, 1895, heutiger Standort östlich des Karlstors in der Fußgängerzone (Foto: BLfD, Martin Mach)

Impressum

Herausgeber: Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Doris Ebner
Tel. 089 2114-261/-358, Fax 089 2114-401
Doris.Ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit:
Dr. Karlheinz Hemmeter, Dr. Renate Schiwall,
Sabine Tönnies M.A.

Satz, Layout, Bildbearbeitung: Susanne Scherff

Herstellung: Gotteswinter und Aumaier GmbH

Auflage: 7500 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:
www.blfd.bayern.de/denkmalpflege/
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

Dienststellen der Denkmalpflege in Bayern

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. 089 2114-0, poststelle@blfd.bayern.de

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. 089 210140-0

Dienststelle Bamberg
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. 0951 4095-0

Dienststelle Nürnberg
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. 0911 23585-0

Dienststelle Regensburg
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. 0941 595748-0

Dienststelle Thierhaupten
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. 08271 8157-0

Dienststelle Weißenburg
Obere Stadtmühlgasse 1, 91781 Weißenburg
Tel. 089 210140-72

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter:
Vorname.Name@blfd.bayern.de
www.blfd.bayern.de

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser!

Erlauben Sie mir, mit diesem Editorial nicht auf die Artikel in diesem Heft, sondern auf eine ganz besondere Person einzugehen.

Unser hoch verehrter Generalkonservator a. D. Prof. Dr. Michael Petzet ist am 29. Mai 2019 völlig überraschend verstorben. Kaum ein Jahr, nachdem wir noch mit ihm gemeinsam im Landesamt für Denkmalpflege seinen 85. Geburtstag gefeiert haben, ist er von uns gegangen. Das ist Anlass genug, an dieser Stelle auf diesen ganz besonderen Mann der bayerischen, deutschen und internationalen Denkmalpflege einzugehen. Eine ausführliche Würdigung Petzets hat sein langjähriger Weggefährte Dr. York Langenstein verfasst, er ist in diesem Heft zu lesen.

Michael Petzet startete seine Laufbahn nach Studium der Kunstgeschichte und Archäologie in München und Paris 1958 im BLfD und ab 1965 in der Schlösserverwaltung. Es folgten Etappen als stellvertretender Direktor im Zentralinstitut für Kunstgeschichte und als Direktor der Städtischen Galerie im Lenbachhaus. Am 1. Juli 1974, unmittelbar nach Inkrafttreten des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes, begann Michael Petzet seinen Dienst als Generalkonservator, nicht ohne dass dies fast zu einer Staatskrise geführt hätte, aber er hatte ja auch immer viel Sinn für Dramaturgie. Das neue Gesetz musste in die Praxis umgesetzt werden und – zum ersten Mal in der Geschichte der bayerischen Denkmalpflege – wurden die Voraussetzungen für einen effektiven Gesetzesvollzug geschaffen. Die „Denkmalliste“ wurde neu geschrieben, jetzt ging es nicht mehr „nur“ um Kirchen oder Schlösser, alle Gebäude von geschichtlicher Relevanz wurden neu erfasst.

Dies war auch der Ausgangspunkt einer vollständigen Erneuerung der Behörde, deren Personalbestand sich bis zum Ausscheiden von Michael Petzet nahezu verdoppelte. Die 1970er Jahre waren eine Zeit des Aufbruchs und Michael Petzet führte neue Methoden in der Bauforschung ein, er baute die Restaurierungswerkstätten neu auf und aus; mit deren exzellentem Ruf war eine Vielzahl internationaler Kooperationen verbunden, wie z. B. die Konservierung der chinesischen Terrakottaarmee. Man könnte noch viel über die fachlichen Leistungen von Michael Petzet erzählen, aber ich möchte es zusammenfassend so würdigen: Ohne Michael Petzet gäbe es das Amt in dieser Form heute nicht!

Mit dem Ende seiner Zeit als Generalkonservator hörte aber seine Kreativität nicht auf, der Begriff „Ruhestand“ war auf Michael Petzet nicht anwendbar. Er begann jetzt – wie er es selbst gern nannte –, „die Welt zu retten“ und übte eine Vielzahl neuer Funktionen aus, so auch als Präsident von ICOMOS International.

Michael Petzet hat die bayerische Denkmalpflege geprägt wie kein anderer vor oder nach ihm, und als fachliche Koryphäe war er dabei niemals ein Dogmatiker. Mir war er ein Vorbild und wichtiger Wegbegleiter, leider nur für ein paar wenige Jahre. Wir nehmen Abschied von einem Kollegen, Lehrmeister und Freund und behalten ihn so, wie er war, in unseren Herzen.

Ihr

Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator



Eine ausführliche Würdigung Petzets hat sein langjähriger Weggefährte Dr. York Langenstein verfasst, er ist in diesem Heft zu lesen.

EDITORIAL

- 3 Mathias Pfeil

IM BRENNPUNKT

- 6 „Mein Traumberuf ist Generalkonservator ...“
Erinnerungen an Michael Petzet (1933–2019)
York Langenstein

DENKMAL AKTUELL

- 10 Grüße aus dem Mesolithikum: Das älteste Holz Bayerns im Dendrolabor. Kiesgrubenbetreiber helfen Dendrokurven zu vervollständigen
Franz Herzig
- 12 Prähistorische Zeugnisse verstehen: Brandgräber der älteren Urnenfelderzeit bei Neuching. Außergewöhnliche Befunde im Licht religiöser Deutung
Bettina Glunz-Hüsken
- 17 Ältester nachrömischer Brunnen in Unterschleißheim. Ausgrabungen im Businesscampus
Florian Wiegel, Ulrich Schlitzer und Franz Herzig
- 21 Geheimnis gelüftet: Bodenradar gibt spektakuläre Einblicke in frühmittelalterliche Bauphase des Passauer Doms
Roland Linck
- 25 Die spätmittelalterlichen Stadtbefestigungsanlagen am „Alten Einlass“ in Augsburg
Günther Fleps
- 29 Älter als gedacht: Ein „Allgäuer Dreiraumwürfel“ mit Bohlen-Balkendecke von 1553. Zur Instandsetzung eines Bauernhauses in Gablers
Michael Habres
- 32 Kultur trifft Natur. 90 Jahre Bergwaldtheater Weißenburg
Simon Sulk und Martin Weichmann
- 36 Die Demokratisierung der Bundeswehr – Eine ungewöhnliche Hochschule in Fürstenfeldbruck
Detlef Knipping
- 39 Alexander Freiherr von Branca zum 100. Geburtstag. Ein richtungsweisender Kirchenbaumeister aus Bayern
Thomas van Nies

DENKMALFORSCHUNG

- 43 Bestandsaufnahme mittels Fotogrammetrie. Eisenzeitliche Grabhügel bei Wilzhofen vermessen und kartiert
Torsten Gronbach und Tim Nottensteiner
- 46 Staffelberg – Das Zangentor im Fokus. Vorüberlegungen zur Rekonstruktion der keltischen Toranlage
Markus Schußmann
- 48 Frühmittelalterliches Grubenhaus unter dem Pflug. Beobachtungen zum Denkmalerhalt in der Hellmitzheimer Bucht
Anja Pütz
- 51 Holzkohlenmeiler – ein denkmalpflegerisches Dilemma?
Silvia Codreanu-Windauer
- 54 Mittelalterliche Sparrendächer mit Pfettenunterstützung – Tradition oder Innovation?
Karl Schnieringer
- 60 Die frühneuzeitliche Sternschanze im Frammersbacher Forst
Rita Hannig-Wanninger und Roland Wanninger
- 63 Fund eines barocken Tondo mit Darstellung der „Mater purissima“ in Kinsau
Cornelia Hagn und Thomas Hermann
- 67 Typisch Schwabing! Der „Fuchsbau“ in München
Wiepke van Aaken und Burkhard Körner
- 70 Zwischen Liebe und Ekel: Das Drittmittelprojekt „Fokus Taube“
Martin Mach

PASSION DENKMAL

- 76 Die Welterbebewerbung „The Great Spas of Europe“ – Bad Kissingen ist dabei
Anna Maria Boll

ÜBER DEN ZAUN

- 81 Ein Stück Bayern in Brasilien
Julia Brandt

FEUILLETON

- 87 Römisches Erbe und einen Ausflug wert:
Weißenburg und Umgebung
Doris Ebner
- 90 Archäologische Fahrradexkursion
nordwestlicher Ammersee. Geländedenkmäler
erfahren und erwandern
Doris Ebner

AKTIVITÄTEN

- 92 Verleihung der Denkmalschutzmedaille 2019.
Außerordentlicher Einsatz für die bayerische
Denkmalpflege gewürdigt
Silke Wapenhensch

- 94 Buchvorstellungen in Passau und in Pförring.
Materialhefte zur bayerischen Archäologie 108 und 109
Doris Ebner
- 95 Besuch der Jugendbauhütte Regensburg im
Bauarchiv Thierhaupten
Stefanie Fuchs
- 96 Wissenspeicher Dendrolabor – Dendroarchäologisches
Übungsseminar der LMU in Thierhaupten
Franz Herzig und Stephanie Gasteiger
- 98 Kommission Kommunalarchäologie im Verband der
Landesarchäologen tagt in Dingolfing
Ruth Sandner
- 99 Zu Gast im BLfD. Fotografin aus dem Kroatischen Institut
für Restaurierung besucht München
Stefan Pongratz
- 100 Colloquium Biricianis 2019. Neues aus den römischen
Donauprovinzen
Veronika Fischer
- 101 Ausblick: Tag des offenen Denkmals, 8. September 2019
Dorothee Ott und Sebastian Kirschner

103 **PERSONALIA**112 **LITERATUR**

Denkmalschutzmedaille 2019: Garching a. d. Alz, Lkr. Altötting, instandgesetzter Bundwerkstadel von 1845 (Foto: BLfD, Michael Forstner) – siehe S. 92 ff.

„Mein Traumberuf ist Generalkonservator ...“

Erinnerungen an Michael Petzet (* 12. April 1933 † 29. Mai 2019)

Seinen „Traumberuf“ hat Michael Petzet – zum 1. Juli 1974 zum Generalkonservator an der Spitze des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege ernannt – bis zum 31. Oktober 1999 ausgeübt. Mit 25 Dienstjahren führt Michael Petzet – was die Dauer seines Wirkens betrifft – die Reihe der seit der Errichtung des „Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns“ im Jahr 1908 berufenen bayerischen Generalkonservatoren an, deren photographische Porträts als Ahnenreihe in seinen Diensträumen hingen. Auch sich selbst einordnend in den Lauf der Geschichte, hatte Kontinuität für ihn eine hohe Bedeutung, aber immer gepaart mit vorausschauendem, innovativem Denken.

Auch wenn den Jahren als Generalkonservator als der Lebensmitte und als Schwerpunkt des Selbstverständnisses und des gestaltenden Handelns besonderes Gewicht zukommt, kann sich ein Rückblick auf Michael Petzet darin nicht erschöpfen. Er hat seine Rolle und Pflichten als Beamter immer ernst genommen, mit größter Leistungsbereitschaft und Selbstdisziplin, er hat seine kreativen Neigungen in den Dienst der Sache gestellt, er hat aber auch sein bewegliches Denken und die Fähigkeit zur distanzierenden, auch ironisierenden Betrachtung von Situationen, Personen und Zeitläuften zu domestizieren verstanden, wenn es darauf ankam.

Geschichte ist nicht eindimensional, sondern nur multiperspektivisch zu erfassen. Das gilt im Rückblick auf die „Ära Petzet“ wie auch auf die Person – die Persönlichkeit – Michael Petzet. Verschiedene Bilder sind zur Deckung zu bringen: der eine halbe Stunde westlich von München im Würmtal beheimatete Frühaufsteher, der am Planegger Bahnhof in die S-Bahn steigt, um dem Schreibtisch am Amtssitz in der „Alten Münze“ zuzustreben; der wissenschaftlich kreative und leidenschaftliche Publizist, der in Jeans und

Wolljacke am Boden sitzt und bis in die Nachtstunden mit einem zunehmend ermattenden Redaktionsteam Layouts für die Veröffentlichungen klebt, um möglichst alle Facetten der Arbeit des Amtes und der bayerischen Denkmallandschaft zu dokumentieren und öffentlich sichtbar zu machen, – als *primus inter pares* der erste Geiger im Orchester der deutschen Denkmalpfleger und Schwergewicht in den Gremien der internationalen Organe



Michael Petzet (1933–2019)

zur Erhaltung und Pflege der Kunst- und Kulturdenkmäler, der diesen Führungsanspruch zwar nicht stellt, aber doch mit dem eigenen Selbstverständnis problemlos in Einklang bringen kann. Weniger sichtbar ist der private Michael Petzet, aber das Leben mit der Familie im gastfreundlichen Elternhaus in Krailling im Würmtal und das aktiv gepflegte Netzwerk lebenslanger freundschaftlicher Beziehungen sind Basis und Rückhalt für die großen beruflichen

Herausforderungen und die Auftritte im öffentlichen Leben.

Michael Petzets vielfältige Begabungen scheinen ihm schon in die Wiege gelegt zu sein. Unter den Vorfahren der ursprünglich aus Oberfranken stammenden Familie finden sich evangelische Pastoren und Lehrer – das Porträt des zum ersten Pfarrer an der Stadtpfarrkirche St. Lorenz in Nürnberg berufenen Johannes Heinrich Petzet (1829–1889) hängt dort heute noch in der Sakristei –, der Ururgroßvater Georg Christian Petzet (1832–1905) war zuletzt Chefredakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung als der im mittleren 19. Jahrhundert führenden bayerischen Tageszeitung, der Großvater Erich Petzet (1870–1928) brachte es zum Leiter der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, die Affinität zur Bühne und zur Welt des Theaters vermittelte der Vater Wolfgang Petzet (1896–1985) als Dramaturg und Autor mit enger Verbindung zu den Münchner Kammerspielen.

In seinen Genen scheinen auch Michael Petzets geistige Freiheit und Phantasie mitangelegt, allerdings diszipliniert durch den selbstgestellten Anspruch, den Parcours der weiteren berufsvorbereitenden Ausbildung schneller und besser als andere zu durchlaufen. Das Studium der Kunstgeschichte schließt er 1958 nach nur fünf Jahren mit seiner mit *summa cum laude* bewerteten Promotion ab, zwei Wochen später wird er zum 1. Juli 1958 im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege als wissenschaftlicher Mitarbeiter eingestellt – eine ertragreiche Zeit: in kurzer Folge entstehen mehrere Inventarbände.

Aber Michael Petzet will weiter: Der Wechsel zur Bayerischen Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen zum 1. Juni 1965 mit der Zuständigkeit für die Bayerischen Königsschlösser entspricht seinen Neigungen und Begabungen. Es eröffnet sich damit auch ein Tätigkeitsfeld,

das er nun zusammen mit seiner Frau, der Bühnenbildnerin Detta Petzet, auf Exkursionen in die Welt Ludwigs II. bestellen konnte. Früchte sind die 1968 konzipierte Ausstellung „König Ludwig II. und die Kunst“ als Ausgangspunkt einer neuen Sicht auf die bislang oft als historistische Verirrungen abgewerteten Kunstprojekte Ludwigs II. sowie die 1970 erschienene große Monographie „Die Richard-Wagner-Bühne König Ludwigs II.“

Der wohl eher karriereorientiert zu verstehende Wechsel zum stellvertretenden Direktor des Zentralinstituts für Kunstgeschichte im Jahr 1970 als Ort der Pflege kunsthistorischer Gelehrsamkeit entsprach dem Temperament Michael Petzets nur sehr bedingt. Für einen Akteur, der sein Publikum suchte, bot die Ausstellungsleitung der anlässlich der Olympiade 1972 veranstalteten Ausstellung „Kunst und Kultur in Bayern“ Gelegenheit, wieder ins Licht der Öffentlichkeit zu treten und sich von diesem Sprungbrett aus für die vakante Stelle des Direktors der Städtischen Galerie im Lenbachhaus zu qualifizieren. Als Ausstellungsmacher, der verstärkt Positionen der Gegenwartskunst präsentierte, machte er nun weiterhin von sich reden, ja beunruhigte er die Gemüter, dieser „junge Wilde“ mit dem dichten Bürstenhaarschnitt, der bis ins hohe Alter sein Markenzeichen geblieben ist.

Bei der Bewerbung um die vakante Stelle des Bayerischen Generalkonservators polarisierte dieser Habitus des Kandidaten die Entscheidungsträger. Die vom damals amtierenden Kultusminister Hans Maier vorgeschlagene Berufung Petzets führte nach der Ablehnung durch Franz Josef Strauß als dem Vorsitzenden der CSU zu einer Kontroverse im Bayerischen Landtag. Doch setzte sich der standhafte Kultusminister – der von der fachlichen Qualifikation des umstrittenen Bewerbers überzeugt war – durch, so dass Michael Petzet am 1. Juli 1974 im Alter von 41 Jahren zum bisher jüngsten Chef der bayerischen Denkmalpflege berufen werden konnte.

Die 25 Jahre der „Ära Petzet“ – dieses Vierteljahrhundert – stellen schon aufgrund ihrer Dauer eine Epoche der Bayerischen Denkmalpflege dar. Die in dieser Zeit stattfindenden Entwicklungen entsprechen einerseits dem allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Wandel jener Jahre, andererseits erscheinen sie aber auch durch die von Michael Petzet als Amtschef ausgehenden Impulse geprägt.

Der Wandel und die Erweiterung des Denkmalbegriffs vom Einzeldenkmal mit herausragenden geschichtlichen und kunstgeschichtlichen Merkmalen hin zur Betrachtung der städtischen und ländlichen Denkmallandschaft mit erweiterten kultur- und sozialgeschichtlichen Fragestellungen ist beispielsweise schon im Bayerischen Denkmalschutzgesetz angelegt, das 1973 – also im Jahr vor Petzets Ernennung – in Kraft getreten ist. Dasselbe gilt für die im Denkmalschutzgesetz geregelte Erfassung der Denkmäler und die Ausweisung von „Ensembles“ in der Bayerischen Denkmalliste – eine substantielle Erweiterung der Aufgaben des Landesamts für Denkmalpflege, die mit einem erheblichen personellen Ausbau in den Folgejahren einherging.

1973 war auch das „Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz“ gegründet worden: Angesichts der Kriegsverluste, aber auch der Dezimierung der Denkmäler durch die mit dem Wiederaufbau und den damaligen Grundsätzen der städtebaulichen Erneuerung verbundene Abrisswut war der Denkmalschutz zu einem weithin artikulierten gesellschaftlichen Anliegen geworden, das im „Europäischen Denkmalschutzjahr 1975“ seinen supranationalen Ausdruck fand.

Auch die in der „Charta von Venedig“ schon 1964 formulierten Grundsätze zur Konservierung und Restaurierung von Denkmälern waren Vorgaben, die der Umsetzung in der denkmalpflegerischen Praxis harren.

Unter diesen Rahmenbedingungen hatte Michael Petzet mit seinem Amtsantritt 1974 eine Mammutaufgabe übernommen, der er sich nicht nur gewachsen zeigte, sondern die er auch mit seinen persönlichen Befähigungen und Begabungen erfüllte, als wissenschaftlich arbeitender Denkmalpfleger, als instinktsicherer *homo politicus*, der engagiert für die Ziele der Denkmalpflege eintrat, mit einer ausgeprägten Kommunikationsfähigkeit, aber immer objektiv der Sache verpflichtet. In seiner Dienstzeit entwickelte sich das Bayerische Landesamt zu einer leistungsfähigen, spezialisierten Fachbehörde, die in Zusammenarbeit mit den Behörden des Staates, der Kommunen und der Kirchen sowie mit den Denkmaleigentümern und den von ihnen beauftragten Architekten, Restauratoren und Handwerkern den landesweiten Auftrag zur Erhaltung und Pflege der Denkmäler und der Denkmallandschaft mit steigendem fachlichem Anspruch erfüllte.

landschaft mit steigendem fachlichem Anspruch erfüllte.

Um diese Feststellung wenigstens in einigen Schlaglichtern zu konkretisieren: Der Personalstand belief sich bei der Berufung Michael Petzets im Jahr 1974 auf wenig mehr als 150 feste Mitarbeiter, 1999 übergab er das Landesamt für Denkmalpflege mit einem Personalstand von etwa 270 festen Stellen an seinen Nachfolger Egon Johannes Greipl. Ein wesentlicher Schwerpunkt war zunächst der Ausbau der Inventarisierung zur Erfassung der Einzeldenkmäler und Ensembles als Bausteine der in Entstehung begriffenen bayerischen Denkmalliste, der künftigen Grundlage für den Verwaltungsvollzug des Denkmalschutzes. Mit dem erheblich erweiterten, in der Denkmalliste erfassten Denkmälerbestand musste die praktische Betreuung von Maßnahmen der Denkmalpflege Schritt halten. Ebenso wuchsen die Anforderungen an die Restaurierungswerkstätten im Hinblick auf die veränderten, stärker konservatorisch ausgerichteten Maßnahmen, aber auch den Einsatz neuer Technologien und die gestiegenen Ansprüche an Voruntersuchungen und Dokumentationen. Parallel dazu erfolgte der Aufbau und Ausbau der Bauforschung sowie der naturwissenschaftlichen und materialtechnischen Untersuchungen im Zentrallabor für Denkmalpflege. Nicht zu vergessen ist der Ausbau der Bodendenkmalpflege, gerade auch im Hinblick auf die Voruntersuchungen und Fundbergungen im Zusammenhang mit den flächenverzehrenden Großbauvorhaben jener Jahre, so etwa dem Ausbau der großen Verkehrs-Trassen: Der Rhein-Main-Donau-Kanal, die ICE-Strecken sowie Autobahnneu- und ausbauten und schließlich Flughafen-Startbahnen sind hier beispielhaft zu nennen, aber auch die Ausweisung von Gewerbegebieten und Industriezonen.

Michael Petzet war es ein mit allen Mitteln verfolgtes Anliegen, eine adäquate Unterbringung des wachsenden Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege zu erreichen. Die Chance bot sich, als die Alte Münze, seit 1809 Sitz der Königlichen Münze bzw. des späteren Bayerischen Hauptmünzamts, frei wurde, weil die Münzprägung in ein modernes Betriebsgebäude im Osten Münchens verlagert werden musste. 1986 zog das Hauptmünzamt aus, und nach dem schrittweisen Einzug des Landesamtes für Denkmalpflege folgten Jahre der Sanierung, die es erforder-

derlich machten, den Dienstbetrieb mit den umfangreichen Baumaßnahmen zu koordinieren. Dieses Opfer wurde von Michael Petzet und seinen Mitarbeitern gerne gebracht, um an diesem einzigartigen Standort im Herzen der Altstadt zwischen Maximilianstraße und Marienplatz Fuß zu fassen und sich dort zu behaupten: Michael Petzet blieb immer wachsam, verteidigte die Alte Münze erfolgreich, als Gerüchte alternativer Nutzungskonzepte die Runde machten.

Das nahe dem Standort der ersten Burg der Wittelsbacher – dem Alten Hof – unter dem kunstsinnigen Herzog Albrecht V. in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Vierflügelanlage um einen dreigeschossigen Arkadenhof errichtete Kunstkammer- und Marstallgebäude, für die neue Nutzung als Königliche Münze klassizistisch überformt, verleiht dem Landesamt sein unverwechselbares Gesicht, gibt ihm – wenn man so will – sogar ein Zuhause, wofür der zielgerichtete Einsatz Michael Petzets, sein zugleich von Hartnäckigkeit und Flexibilität gekennzeichnetes Verhandlungsgeschick, nicht gering zu veranschlagen ist. Als Mutterhaus landesweiter Außenstellen, die ebenfalls in bedeutenden historischen Gebäuden domizilieren – hier ist an erster Stelle die fürstbischöflich-bambergsche Sommerresidenz Schloss Seehof zu nennen –, ist die auch in das Logo des Landesamts eingegangene Alte Münze mit ihrem Arkadenhof zum zentralen Bezugspunkt der Identifikation des Amtes geworden.

Zusammenfassend darf man feststellen, dass die erhebliche Erweiterung der Aufgaben des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in der Amtszeit von Michael Petzet einen wesentlichen Ausbau und eine strukturelle Erneuerung mit sich gebracht hat. Diesen Prozess zu steuern und dabei ein fachliches Niveau zu erreichen, das auch im europäischen Rahmen als vorbildlich gilt, gehört zu Michael Petzets herausragenden Verdiensten.

Hierüber weiterführende Details auszubreiten, muss den die Entwicklung des Amtes spiegelnden Berichten in den einschlägigen Bänden des Jahrbuchs der Bayerischen Denkmalpflege sowie dem breiten Spektrum der Amtspublikationen jener Aufbaujahre überlassen bleiben. Seine Chronistenpflicht hat Michael Petzet immer sehr ernst genommen, sowohl im Sinne der regelmäßig vorgelegten jährlichen Rechenschaftsberichte über die Tätig-

keit des Amtes als auch einer umfassenden Dokumentation der wissenschaftlichen und praktischen Arbeit im Vierteljahrhundert seiner Amtszeit.

Damit einher ging Michael Petzets persönliche Leidenschaft für Gedrucktes: Er ließ es sich nicht nehmen, in einer finalen Revision druckfertigen Manuskripten noch einmal den letzten Glanz zu verleihen, nicht unbedingt zur Freude aller Autoren, aber – das muss man auch als gelegentlich Betroffener einräumen – eigentlich immer mit einem Zugewinn an Prägnanz und Schlüssigkeit der von ihm bearbeiteten Texte.

Um dieses zusätzliche, sich selbst auferlegte Pensum als Lektor bewältigen zu können, boten die Dienstfahrten Gelegenheit, auf der Reise durch die bayerischen Lande Stöße von Manuskripten aus der Mappe zu ziehen und diese – auf den Knien aufgelegt und sie mit Anmerkungen in seiner schönen und charakteristischen Handschrift nobilitierend – für die Drucklegung vorzubereiten.

Die Publikationstätigkeit sah Michael Petzet immer eng verbunden mit dem kulturpolitischen Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege zur Bewahrung und Pflege des landesweiten Denkmalerbes. Bei der Öffentlichkeitsarbeit im Kontakt mit den Medien kochte der Chef meist selbst und spielte seine spontane Dialogfähigkeit situationsbezogen aus, fand also den rechten Ton zur rechten Zeit – Pressekonferenzen, Pressefahrten waren für ihn gewissermaßen ein Heimspiel, bei dem er immer entscheidende Punkte machte.

Verbindungen zu schaffen, das Amt in ein Netzwerk zu integrieren, das entsprach dem Selbstverständnis Michael Petzets als Generalkonservator. Dazu gehörten nicht nur die Medien, sondern in gleicher Weise Forschung und Lehre. Kooperationen und gemeinsame Projekte wurden beispielsweise realisiert in Zusammenarbeit mit dem Aufbaustudium Denkmalpflege an der Universität Bamberg, wo Michael Petzet über lange Jahre Vorlesungen hielt, und auch zwischen den Amtswerkstätten und dem Lehrstuhl für Restaurierung, Kunsttechnologie und Konservierungswissenschaften der TU München bestehen bis heute enge Verbindungen.

Für Michael Petzet war der Lehrauftrag in Bamberg nicht – wie bei manchen leitenden Denkmalpflegern oder Museumsdirektoren – die akademische Nelke im Knopfloch des Praktikers. Sein Leben

lang war er mit kunst- und kulturgeschichtlichen Themen befasst. Seine wissenschaftliche Arbeit drückt sich auch aus in seinen zahlreichen Publikationen, Früchten einer Studien- und Forschungstätigkeit, für die er sich in späteren Jahren – man weiß nicht wie – neben seinen dienstlichen Verpflichtungen die notwendigen Freiräume sicherte und dafür auch Wochenenden und Urlaubswochen opferte. So konnte man ihm gelegentlich auch – neben Kunstgeschichtsstudenten sitzend – beim Literaturstudium im Lesesaal des Zentralinstituts für Kunstgeschichte begegnen, gerade in der heißen Phase vor der Fertigstellung seines *opus magnum*, der profunden Monographie über Claude Perrault und den Louvre im Jahr 2000 – ein Thema, das ihn seit der Arbeit an seiner Dissertation in den fünfziger Jahren nicht mehr losgelassen hatte.

Doch nach diesem Exkurs nun wieder zurück zu Petzets Wirken für das Landesamt: Für die Realisierung anspruchsvoller Restaurierungsprojekte suchte und fand Michael Petzet interessierte und leistungsfähige Partner. Als Beispiel seien die erfolgreichen Kooperationen mit der Messerschmitt Stiftung unter ihrem Vorsitzenden Hans-Heinrich Ritter von Srbik genannt, in deren Stiftungsrat Michael Petzet über lange Jahre vertreten war.

Zum Netzwerk des Amtes gehörten selbstverständlich auch die Kontakte zu den Schwesterinstitutionen in den deutschen Bundesländern. Dabei brachte sich Michael Petzet auch persönlich ein: Von 1995 bis 1999 hatte er den Vorsitz der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger inne.

Auch in den zentralen Fachverbänden der Denkmalpflege war Michael Petzet leitend an maßgeblicher Stelle vertreten: Von 1988 bis 2012 war er Präsident des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS und von 1999 bis 2008 Internationaler Präsident von ICOMOS. An sein Wirken erinnern auch die von ihm herausgegebenen Schriften in der Reihe der Hefte des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS, darunter die ihm so wichtigen, 1992 als Heft X in deutscher, englischer und französischer Sprache publizierten *Grundsätze der Denkmalpflege*, in denen er sich erneut mit dem 1964 in der Charta von Venedig formulierten neuen offenen Denkmalbegriff und den damit zusammenhängenden Grundsätzen von Denkmalpflege und Restaurierung befasst.



Michael Petzet bei der Verleihung des Karl-Friedrich-Schinkel-Rings 2013 (Foto: BLfD)

Im Zusammenhang mit seiner langjährigen Präsidentschaft bei ICOMOS ist abschließend der Blick auf seine maßgebliche Rolle im internationalen Krisenmanagement zu richten. Insofern kann man nach dem Ende seiner Karriere als bayerischer Generalkonservator im Herbst 1999 nicht von einem Wechsel in den Ruhestand sprechen: Man sieht ihn an den Brennpunkten internationaler Konflikte und der damit einhergehenden Zerstörung von Kulturdenkmälern. Er gilt als Vordenker des präventiven Welterbemonitorings zur Vermeidung von Denkmalkonflikten und hat die ICOMOS-Reihe der Weltschadensberichte „Heritage at Risk“ begründet.

Als Ausdruck der besonderen Anerkennung für sein Lebenswerk hat das Deutsche Nationalkomitee für Denkmalschutz im Jahr 2013 den Karl-Friedrich-Schinkel-Ring an Michael Petzet verliehen.

Richten wir abschließend noch einmal den Blick auf Michael Petzet als große Persönlichkeit sowie auf die Spuren, die er hinterlassen hat. Bei dieser Spurensuche ist die ihm zu seinem 65. Geburtstag am 12. April 1998 gewidmete Festschrift mit dem unter Bezugnahme auf sein denkmalpflegerisches Lebenswerk gewählten Titel „Monumental“ eine Fundgrube, mit ihren mehr als 50 Beiträgen auf nahezu 1000 Seiten. Die beigelegte chronologische Bibliographie von Petzets Schriften, welche die außerordentliche Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit des Autors und Heraus-

gebers dokumentiert, verzeichnet mehr als 400 Titel in einer großen Bandbreite, von den großen kunstwissenschaftlichen Monographien und schwergewichtigen Inventarbänden an der Spitze bis hinunter zu den gedruckten Grußworten.

Michael Petzet war ein vielseitig begabter und phantasievoller Karrierebeamter, aber kein Karrierist. Seinen „Traumberuf als Generalkonservator“ hat er angestrebt, erreicht und ausgefüllt. Es ging ihm um die Pflege und Erhaltung des Kulturerbes, vor allem auch in dessen Dimension als Bezugspunkt für die Verortung und die Orientierung der Menschen in einer sich wandelnden Welt. Wie Michael Petzet es sieht, sollen die Denkmäler in der Fülle ihres Bedeutungsgehalts als Monumente verstanden und gepflegt, also nicht als bloße Geschichtsdokumente wahrgenommen werden, was Petzet als einen „kulturellen Schrumpfungsprozess“ bewertet. „Kulturelle Fruchtbarkeit der Monumente hängt mit dem Eros zusammen, mit dem sie geliebt, erkannt und gepflegt werden. Solche Zuneigung ist eigentlich nicht vorrangig doktrinärer Art, ... Sie hat vielmehr mit einem Taktgefühl zu tun, das nur sehr schwer anezogen werden kann, aber immer wieder kultiviert werden muss.“

Wenn man Michael Petzet im Gang der Geschäfte erlebt hat, dann denkt man primär an den Generalkonservator als den Behördenleiter mit seinen Führungsaufgaben, als den Entscheider und Verhandler, als den, der vorausmarschiert, eben den

General. Diese Aufgaben hat Petzet als Tagespensum immer souverän erledigt: Das war die für ihn selbstverständliche Bewältigung der organisatorischen Herausforderungen, die den Alltag seines „Traumberufs“ bestimmt haben. Er hat dafür eine für ihn wesentliche Kompensation erhalten: Als der oberste Denkmalpfleger Bayerns konnte er auf viele wichtige Entscheidungen maßgeblichen Einfluss nehmen, er konnte Weichen stellen, weiterführende Vorschläge einbringen. Diese Gestaltungsmöglichkeiten in herausgehobener Position hat Michael Petzet genutzt und die Interessen der Denkmalpflege engagiert und fachlich fundiert vertreten. Doch darf man vermuten, dass die Grundlage des Handelns auf dieser funktionalen Ebene der von Michael Petzet formulierte „Eros“ war, seine sinnliche und intellektuelle Zuwendung zu den Denkmälern, deren Pflege und Erhaltung er zu seiner lebenslangen Aufgabe gemacht hat.

Seine besondere Leistungsfähigkeit und Belastbarkeit brachte er uneingeschränkt in die Erfüllung seiner dienstlichen Aufgaben ein – ein Maßstab, den er grundsätzlich auch an das dienstliche Engagement seiner Mitarbeiter anlegte, selbst wenn dies in der praktischen Lebenswelt des Landesamtes mit seinen zahlreichen Standorten, Fachbereichen und Werkstätten eher als ein kategorischer Imperativ aufgenommen wurde.

Nichtsdestoweniger wurde dem Leiter des Amtes nicht nur Respekt, sondern ganz überwiegend auch Loyalität, ja eine gewisse Sympathie für den „Chef“ und dessen Umgangsformen entgegengebracht. Es mag eine sozialromantische Vorstellung sein, dass die besondere Aufgabe im Dienste der Denkmalpflege miteinander verbindet, doch gibt es im Hause zweifellos ein gewisses „Wir-Gefühl“, das auch von Michael Petzet gepflegt und gefördert worden ist, so etwa bei den traditionellen Jahresempfängen zum Auftakt des jeweils neuen Jahres und den bunten Sommerfesten im Innenhof der Alten Münze.

Michael Petzet bleibt nicht nur den Mitarbeitern des Landesamtes für Denkmalpflege im Gedächtnis, auch ein – sich leider allmählich lichtender – Kreis von Freunden und Kollegen aus allen Lebensphasen wird ihn als dynamische und kreative, inspirierte und inspirierende Persönlichkeit in Erinnerung behalten.

York Langenstein

Grüße aus dem Mesolithikum: Das älteste Holz Bayerns im Dendrolabor

Kiesgrubenbetreiber helfen Dendrokurven zu vervollständigen

Als der Wald zurückkehrte

Am Ende ging eigentlich alles recht schnell. Zweimal schon, im Verlauf des Bölling- und Allerödinterstadials, konnten lichte Birken- und Kieferngehölze in Mitteleuropa kurzfristig Fuß fassen. Die arktische Steppe kehrte aber während der scharfen Kälterückfälle der älteren und der jüngeren Dryaszeit zurück und brachte die Gehölze wieder zum Verschwinden. Doch nun, im 96. Jahrhundert v. Chr., nach einem rasanten Temperaturanstieg von mehreren Grad, der sich innerhalb weniger Jahrzehnte begleitet von verstärkten Niederschlägen vollzog, endete der durch die Eiszeiten geprägte pleistozäne Abschnitt der Erdgeschichte. Mit ihm begann unser gegenwärtiger Abschnitt, das Holozän. Dessen älteste Stufe wiederum wird als Präboreal (Vorwarmzeit) bezeichnet.

Birke und Kiefer konnten im oder besser mit dem Sturm – bedingt durch ihre Fähigkeit zum äolischen Transport von Pollen und Samen – Regionen des Kontinents innerhalb kurzer Zeit zurückerobern, wo 80 000 Jahre kein Baum mehr gestanden hatte. So breitete sich ab dem 95./94. Jahrhundert v. Chr. auch entlang der Donau Kiefernwald aus.

Die Pflanzen der arktischen Tundra, vor allem Gräser, Sauergräser, Krautweiden, Zwergbirken und die dem Spätglazial seinen Namen gebende *Dryas octopetala* (Silberwurz) dagegen zogen sich in kältere Regionen nach Norden oder in die baumfreien Zonen der Alpen zurück. Dort wartet Dryas geduldig auf ihre nächste Chance, den gesamten Kontinent während arktischer Sommer in gelbweiße Blütenmeere verwandeln zu können. Mit der zurückweichenden Tundren- und Steppenvegetation zog

auch eine einzigartige Megafauna mit Riesenhirsch, Wollhaarmammut, Wollhaarnashorn sowie riesigen Wildpferd- und Rentierherden nach Norden ab oder starb aus. Und mit den großen Herden verschwanden auch die großen Prädatoren wie Säbelzahn tiger, Höhlenlöwe und an deren Spitze Gruppen auf die Jagd spezialisierter Hominiden. Deren ältere Art, der Neandertaler, verschwand bereits im Verlauf der letzten Eiszeit auf ungeklärte Weise. Die jüngere Art, die modernen Menschen, erreichten gegen Ende der Eiszeit als magdalénienzeitliche Jäger ein hohes Niveau an technischem und künstlerischem Können, das sich sowohl in der Fertigung von spezialisierten Steinwerkzeugen als auch in der Fähigkeit, den jägerischen Alltag bildlich-figürlich auf Höhlenwänden darzustellen, ausdrückte. Mit der Eiszeit endete auch die Altsteinzeit.



Schwenningen, Lkr. Dillingen a. d. Donau. Ausgebaggerte Baumstämme die zutage gefördert und am Rand der Kiesgrube deponiert wurden (Foto: Franz Herzig)



Donauufer bei Schwennigen, wo Kies gewonnen wird (Foto: Franz Herzig)

Bekannterweise starben die Menschen nicht aus, sondern kehrten bald als beuoni-zeitliche Jäger und Sammler zurück. Die Mittelsteinzeit (Mesolithikum) begann. Ihre neuen Werkzeuge, die Mikrolithen als charakteristische Überbleibsel, waren eher für die Jagd auf Standwild oder Vögel zugeschnitten. Mit der Fischreue und dem Einbaum erschlossen sie sich auch die Fauna der Gewässer als neue Nahrungsquelle. Die Herstellung von Beilen stellte klar, dass die eben zurückgekehrten Bäume in Zukunft nicht in den Himmel wachsen sollten.

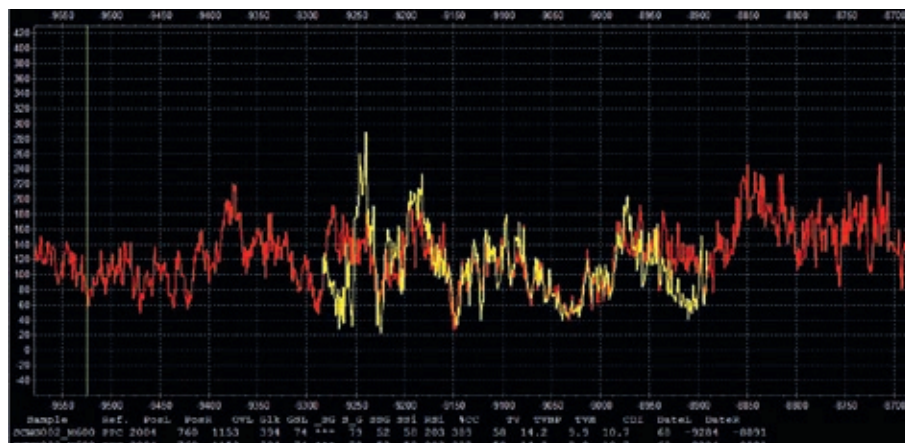
110 Jahrhunderte später

Im Frühjahr 2018 erreichte eine Meldung des Unternehmens Wanner & Märker das Dendrolabor des Bayerischen Lan-

desamtes für Denkmalpflege (BLfD). Der Kiesgrubenbetreiber bezog sich auf ein Schreiben, das vom Dendrolabor an den „Bayerischen Industrieverband Baustoffe, Steine und Erden e. V. (BIV) Sand und Kies“ geschickt worden war mit der Bitte, uns zu unterrichten, wenn beim Kiesbaggern eingesedimentierte Baumstämme zum Vorschein kämen, um diese naturwissenschaftlich untersuchen zu können („wir schneiden uns eine Scheibe ab“). Der Verband leitete den Aufruf mit der entsprechenden Empfehlung an seine Mitglieder weiter. In einer Kiesgrube der Firma Wanner & Märker, nahe dem nördlichen Donauufer bei Schwennigen, waren nun zahlreiche Baumstämme zutage gefördert und am Rand der Kiesgrube deponiert worden. Von den stärkeren Baumstämmen konnten Scheiben herausgesägt und im Dendrolabor untersucht werden.

Es handelte sich um Kiefern. Aus den Jahrringserien ließ sich eine fast 400-jährige Mittelkurve bilden. In Zusammenarbeit mit der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) war es möglich, das Endjahr der Mittelkurve auf 8891 v. Chr. zu datieren. Der Wachstumsbeginn um 9300 v. Chr. fiel mit der beginnenden Wiederbewaldung zusammen. Die maximal 40 cm starken Kiefernstämme wiesen bis zu 400 Jahrringe auf. Der geringe Holzzuwachs resultiert aus der erst im Entstehen begriffenen Humusdecke und dem damit verbundenen Mangel an Nährstoffen während des Präboreals. Bei einem der im niederschlagsreichen Präboreal häufigen Hochwässer wurde der frühe Kiefernwald überschwemmt, dessen Stämme weggetragen, an den Gleithängen einer Donauschlinge abgelagert und eingesedimentiert, bis die Bagger aus Schwennigen sie fast 11 000 Jahre später wieder zutage förderten. Bei den Kiefern von Schwennigen handelt es sich um die bislang ältesten Objekte, welche im Dendrolabor des BLfD datiert werden konnten.

Gegenwärtig arbeiten verschiedene Dendrolaboratorien Europas in einem Projekt zusammen, die Lücke zwischen den absolut datierten präborealen und den relativchronologisch datierten sehr viel älteren allerödzeitlichen Hölzern zu schließen. Perspektivisch wäre es dann möglich, hölzerne Objekte aus der Zeit des Magdalénien auf das Jahr genau zu datieren.



Dendrokurve, gelb eingetragen die Jahrringe der Kiefer aus Schwennigen (Grafik: Franz Herzig)

Franz Herzig

Prähistorische Zeugnisse verstehen: Brandgräber der älteren Urnenfelderzeit bei Neuching

Außergewöhnliche Befunde im Licht religiöser Deutung

Im Zuge der Verlegung einer Gasleitung (sog. lineares Projekt „Loopleitung Forchheim–Finsing“) musste die gesamte Trasse umfassend archäologisch untersucht werden. Bei den Arbeiten, die sich vom Erdinger Moos über das tertiäre Hügel-land bis an die Donau erstreckten, wurden mehrere bereits verzeichnete, aber auch einige bislang unbekannte Bodendenkmäler archäologisch ausgegraben und dokumentiert (Ausgrabung Fa. ProArch GmbH, Grabungsleitung und -bericht Johannes Gilhaus und Sebastian Hornung).

Die Grabungsfläche, über die hier berichtet werden soll, liegt im südlichen Abschnitt der Trasse in der Gemeinde Neuching, Lkr. Erding. Die Fundlandschaft der Umgebung und des Erdinger Moores ist bekanntlich reich an vorgeschichtlichen Fundplätzen. Allein in diesem südlichen Trassenabschnitt wurden acht eingetragene Bodendenkmäler vom Bau der Pipeline tangiert oder geschnitten. In direkter Nachbarschaft des Fundplatzes verzeichnet die Denkmalliste eine vorgeschichtliche Siedlung sowie als urnenfelderzeitlich klassifizierte Bodendenkmäler



Neuching, Grab 296, Unterteil der mit Leichenbrand gefüllten Urne im Planum (Foto: Z. Balint, ProArch GmbH)



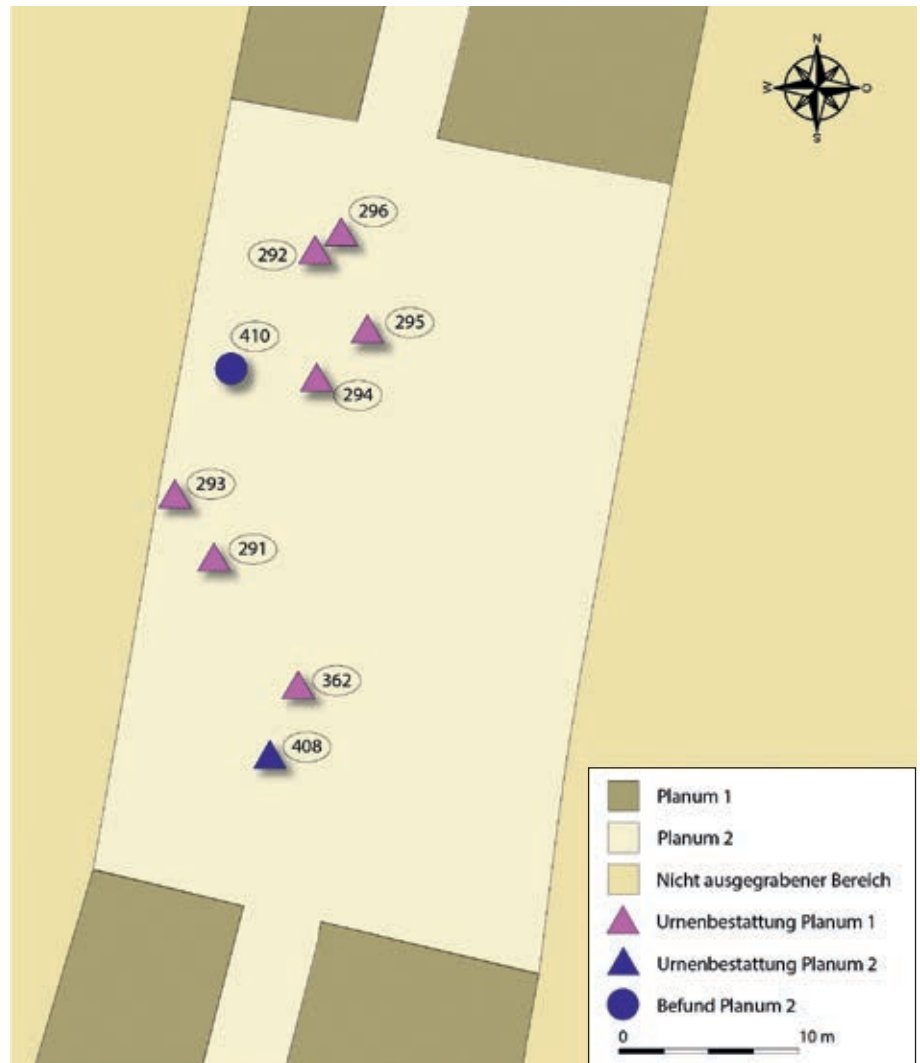
Neuching, die Fundstelle in der Gasleitungstrasse (Foto: C. Tinapp, Büro für Bodenkunde und Geoarchäologie)

in geringer Entfernung. Es war daher nicht verwunderlich, dass durch die Maßnahme ein bislang unbekanntes Gräberfeld aus dieser Zeit zu Tage kam.

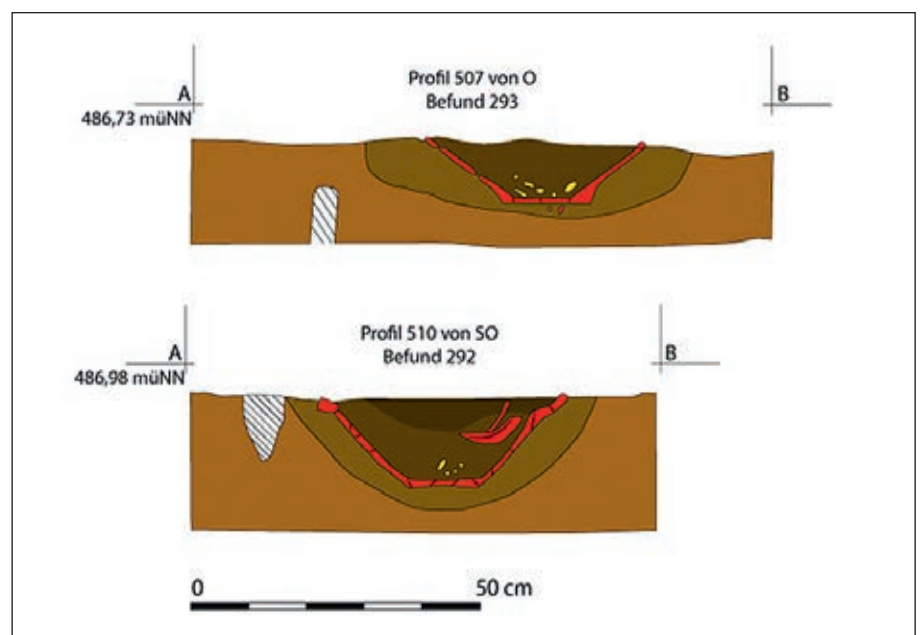
Die Brandgräber und ihre Ausstattung

Während des Oberbodenabtrags wurden im Baggerplanum Reste von mehreren Urnenbestattungen beobachtet. Deren Lage teilweise unmittelbar entlang der westlichen Grabungsgrenze lässt vermuten, dass sich das Gräberfeld weiter nach Westen ausdehnt. Die Urnen lagen bereits im Pflughorizont und waren daher stark beschädigt, maximal noch zu einem Viertel in der Höhe erhalten und offenbar ehemals aufrecht stehend in der teils noch gut erkennbaren, wenig größeren Grabgrube positioniert. Diese sogenannten Zylinderhalsgefäße erreichten Durchmesser zwischen 30 cm und 45 cm; mitunter waren nur noch die Böden erhalten. Leichenbrand beobachtete man in den Urnen, Beigaben fallweise gesichert auch außerhalb, worauf zurückzukommen ist. Fast alle enthielten Scherben von bis zu vier weiteren, bisweilen dünnwandigen, kleineren Gefäßen aus fein gemagertem Ton, teils mit Schlickerüberzug. Es bleibt zu untersuchen, ob die Zusammensetzung den Charakter von Servicen hat. Als Dekor sind Girlandenriefen und schraffurgefüllte Rauten auf Scherben der kleineren Gefäße zu nennen. Sowohl die Urnen als auch die Reste der beigegebenen Gefäße zeigen Spuren sekundären Brennens. Die hier untersuchten wenigen und schlecht erhaltenen Inventare können insofern als vollständig gelten, als keine z. B. vom Pflug verzogenen Bronzen im Umfeld lagen. Sie zeigen ein starkes soziales Gefälle an: Spärlich ausgestattete stehen einem deutlich „reicheren“ Ensemble gegenüber. Bei den Urnen und den Beigaben aus Keramik und Metall handelt es sich um bekannte, auch in umliegenden Nekropolen wie z. B. in Zuchering belegte urnenfelderzeitliche Formen der Stufe Hallstatt A1/A2 (1200–1050 v. Chr.).

Die stark gestörten Urnengräber werfen bei näherer Betrachtung einige Fragen und Überlegungen überzeitlichen Charakters auf, die nachfolgend diskutiert werden; sie stehen beispielhaft auch für andere, häufig entsprechend aufgefundene, vom Pflug beschädigte Bestattungen.



Neuching, Plan der geborgenen Urnengräber (Zeichnung: T. Muntean, ProArch GmbH)



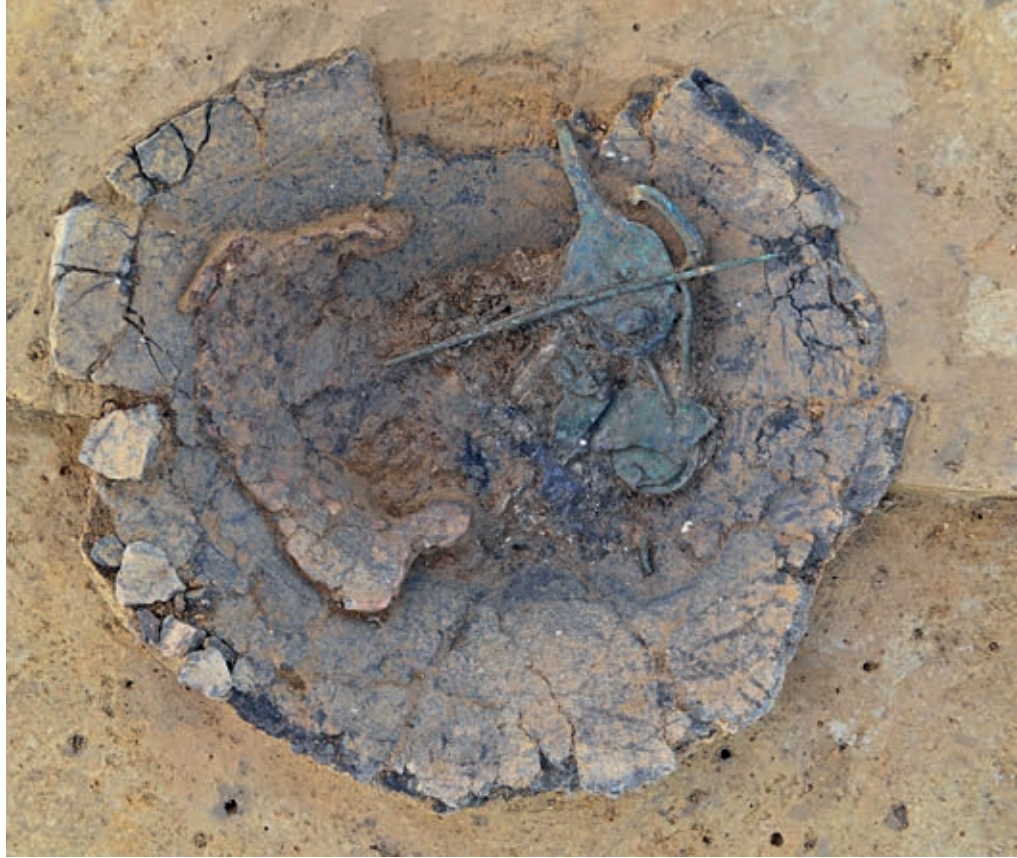
Neuching, Profile der Gräber 292 und 293. Rot: Keramik bzw. Unterteil der Urne (Zeichnung: T. Muntean, ProArch GmbH)

Von besonderem Interesse sind einerseits die teils außergewöhnlichen, zahlreichen und wohl auch symbolischen Beigaben in Grab 292, andererseits die Fundumstände der Beigaben in den Gräbern 293, 296 und 362.

Zeichen eines religiösen Amtes? – Grab 292

Die Urne in Grab 292 samt Inhalt kann als außerordentlich gelten, wie die vergleichende Durchsicht der wichtigsten zeitgenössischen ostbayerischen Urnenfriedhöfe wie z. B. Straubing-Sand, Künzing, Sengkofen, Zuchering-Ost und jene aus dem Raum Regensburg zeigt. Sie enthielt zwar offenbar nur ein zerscherbtes keramisches Gefäß, darüber hinaus jedoch zwei in diesem Kontext einzigartige Silexpfeilspitzen, fünf bronzene Armringe (davon zwei fragmentiert), zwei Gürtelhaken vom Typ Unterhaching, das Fragment einer Sichelklinge, eine Nähnaedel, zwei Vasenkopfnadeln mit großem Kopf und eine oder zwei fragmentierte Nadeln, ein singuläres 5 × 2 cm breites, prismaförmiges Grafitstück sowie verschmolzene mutmaßliche Bestandteile der Kleidung (Ringschmuck, S-Haken).

Die nicht unübliche Beigabe zweier Vasenkopfnadeln mit großem Kopf gilt als Hinweis auf eine weibliche Bestattung und datiert das Inventar zugleich in die Stufe Ha A1/A2. Dies unterstreichen die Gürtelhaken vom Typ Unterhaching (Ha A2), die hier jedoch ganz außergewöhnlich als Duo vorliegen. Im Friedhof von Zuchering-Ost kamen in 520 ausgegrabenen Gräbern lediglich fünf (!) derartige Verschlüsse zu Tage. Dort und in anderen Gräberfeldern trifft man sie darüber hinaus immer in der Einzahl an. Bemerkenswert sind weiterhin die beiden flächig retuschierten Silexpfeilspitzen. Bronzene und knöcherne Pfeilspitzen sind in der Mehrzahl durchaus geläufig, auch in sonst weiblich konnotierten Inventaren. Silexabsplisse in urnenfelderzeitlichen Gräbern sind in unseren Breiten hinlänglich bekannt, nicht jedoch offenbar funktionstüchtige Geräte, wie hier vorliegend. Eher kennt man Derartiges aus dem sog. Nordischen Kreis und schreibt ihnen dann gerne „rituellen“ Charakter zu, freilich ohne dies spezifizieren zu können. Seltener Sichel wiederum werden meist ebenso wie hier als Fragmente



Neuching, Grab 292, die freigelegten Beigaben in der Urne (Foto: Z. Balint, ProArch, GmbH)

vorgefunden, dann jedoch in reicheren waffenführenden Gräbern (Schwerter) – was auf unser Inventar kaum zutrifft.

Summa summarum stellen die hier in Grab 292 entdeckten Beigaben eine sehr ungewöhnliche Ausstattung dar, die sich auch nicht erklärt, wenn man (statt einer) zwei weibliche Bestattungen erwägt, was insbesondere die beiden Gürtel nahelegen. Die anthropologische Analyse des

Leichenbrands bleibt einer zukünftigen Auswertung vorbehalten. Geht man somit wie üblich davon aus, dass es sich um die Beigaben eines weiblichen Individuums handelt (wofür zweifelsfrei die Nadeln und die Gürtelhaken stehen), könnte sowohl die Ausstattung mit zwei Gürteln als auch das Fragment einer Sichel (und vielleicht das noch zu erforschende, aktuell noch schreibfähige [!] Grafitstückchen)



Neuching, Grab 292, die freigelegten Beigaben in der Urne (Foto: Z. Balint, ProArch, GmbH)

auf die besondere religiöse und zugleich soziale Stellung der verstorbenen Frau hinweisen. Auffallend gestaltete Gürtelhaken und Gürtelketten, die Beigabe zweier Gürtel und in einem Fall explizit von Sichel (!) wurden nämlich jeweils für sich oder in Kombination in meist herausragenden Gräbern der jüngeren Eisenzeit als mögliche Anzeiger hieratischer/priesterlicher Befugnisse der so Bestatteten erachtet. Ob insbesondere die Sichel einen Fruchtbarkeitsaspekt im weitesten Sinn anzeigt, sei dahingestellt. Jedenfalls ist in der anschließenden Hallstattzeit belegt, dass bestimmte „überzeitliche“ Objekte auch in gegengeschlechtlichen Gräbern vorkommen können, gemeint wären in unserem Fall die Sichel und ggf. die beiden auffälligen Silexgeräte als

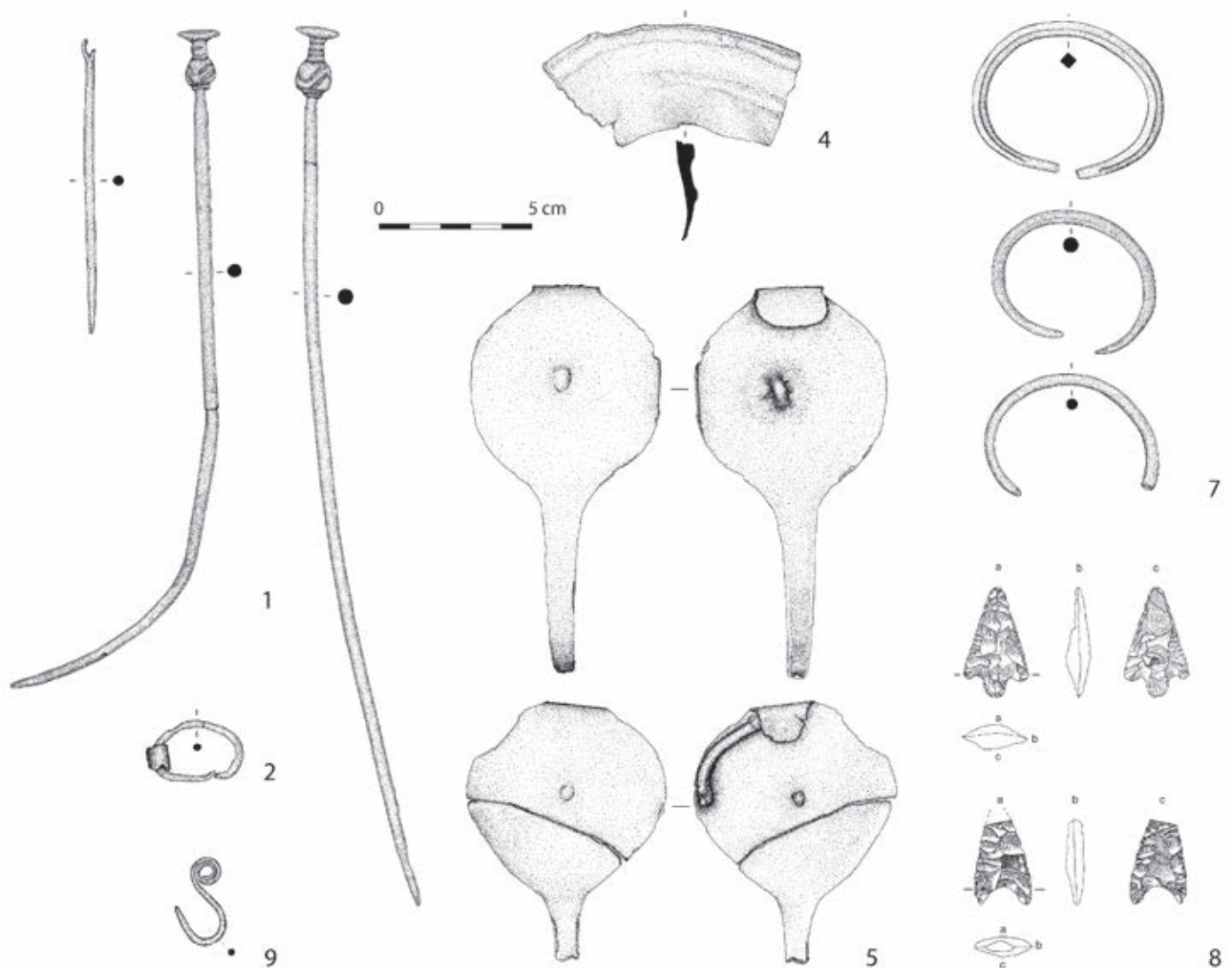
ansonsten männlich konnotierte Objekte in einem mutmaßlich weiblichen Grab. Die so postulierte religiöse Deutung des Ensembles zeigte dann Glaubensvorstellungen an, die im Kern über Jahrhunderte unverändert gewesen wären und nur durch die in der Urnenfelderzeit reduzierte Beigabensitte quasi verdeckt waren.

Textile Umhüllung und körpergleiche Urne? – Gräber 293, 296 und 362

Die Gräber 293, 296 und 362 enthielten offenbar deutlich weniger Beigaben, nämlich Grab 293 eine angeschmolzene blaue Glasperle in der Grubenverfüllung – also klar außerhalb der Urne –, Grab 296

vier Bronzefragmente, evtl. Teile eines Rings sicher in der Urne sowie in deren unmittelbarer Umgebung das fragliche Ende eines Halsrings zuzüglich zweier angeschmolzener Bronzefragmente unbekannter Funktion. Die Urne in Grab 362 war nur noch zu 15 % erhalten. An ihrer Außenwand lag eine unversehrte, langlebige, also nicht näher datierbare Rollenkopfnadel „in lockerem Substrat“, so die Ausgräber.

Beigaben in der Grabgrube oder an der Urnenaußenseite sind zwar selten, dennoch mitunter immer wieder bezeugt. Etwa in Barbing (Lkr. Regensburg) Grab 16 lagen „in einem Paket zusammen“ zwei Bronzenadeln, ein Gürtelhaken und zwei Fußringe auf der Schulter der Urne. Zu Recht assoziiert man in solchen



Neuching, Beigaben aus Grab 292: 1 Nadeln; 2 Ring; 4 Sichel; 5 Gürtelhaken; 7 Armringe; 8 Silices; 9 S-Haken [3 und 6 nicht gezeichnet] (Zeichnung: G. Loga, T. Muntean, ProArch GmbH)



Neuching, prismaförmiges Grafitstück aus Grab 292 (Foto: C. Ramírez-Pereyra, ProArch GmbH)

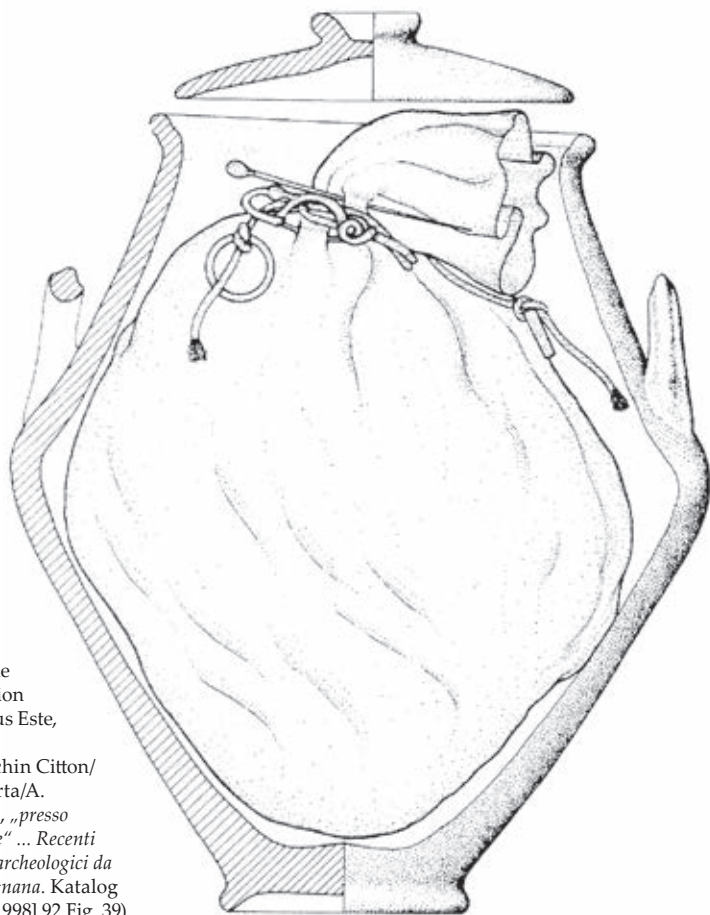
Fällen eine textile Umhüllung, die die Beigaben zusammenhielt. Denkbar wäre jedoch auch die Umhüllung der Urne mit Textil und den dort körpergleich befestigten Kleidungs- und Schmuckelementen. Diesen Befund sucht man bislang in den spätbronzezeitlichen Nekropolen vergeblich, was jedoch den Umständen einer Rettungsgrabung, der Gewohnheit, in/ bei Urnen keine textilen Reste zu finden oder weit fortgeschrittener Zerstörung geschuldet sein könnte. Offenbar regelrecht verkleidete Bronzen oder textile

Reste verschiedenster Funktion sind hingegen aus der Urnenfelderzeit durchaus bekannt, so z. B. in Zuchering-Ost Grab 160, in dem ein Rasiermesser verpackt niedergelegt wurde, ganz so, wie man das aus der jüngeren Hallstattzeit kennt. Auch textile Abdeckungen von Urnen bei fehlenden Deckschalen werden fallweise erwogen. Trotz schlechter Befundlage in Neuching scheint die Frage berechtigt, ob man nicht bereits während der Urnenfelderzeit die Urnen menschengestaltig auffasste, sie wie den Körper mit Stoff

und Gewand quasi einkleidete. Halten wir fest, dass der Nachweis vergangener organischer Substanz in Neuching ausbleibt, die Verschleppung durch Tiere unwahrscheinlich erscheint und die Urnen bereits stark durch den Pflug beschädigt sind. Dennoch ist auf die vorgeschlagene religiös inspirierte Interpretation mit Nachdruck hinzuweisen, handelt es sich doch um eine besonders in der jüngeren Hallstattzeit ausgehend vom Osthallstattkreis weit verbreitete Sitte, die ihre Wurzeln dann im etruskischen Raum hat (z. B. Prunkgräber Verucchio, Prov. Rimini, Reg. Emilia-Romagna). Die Datierung der Neuchinger Gräber und vergleichbarer anderer Befunde in die ältere Urnenfelderzeit (Ha A1/A 2) belegte dann nämlich heimische, nicht vom Süden inspirierte religiöse Auffassungen vom (körperhaften) Leben nach dem Tod. Frühe figürliche und zaghaft anthropomorphe Zeichnungen auf Keramik der Lausitzer Kultur bezeugen jedenfalls bereits um 1000 v. Chr. das lokale Aufbrechen des strengen urnenfelderzeitlichen, bilderfeindlichen Zierrepertoires abseits jeglichen hochkulturellen Einflusses.

Die hier vorgestellten Gräber stellen lediglich einen Ausschnitt einer größeren Begräbnisstätte dar. Allein die genaue Betrachtung und das Hinterfragen der teils spärlichen und schlecht überlieferten Befunde zeigen auch ohne detaillierte geistes- und naturwissenschaftliche Auswertung die Möglichkeiten auf, prähistorische Zeugnisse zu verstehen.

Bettina Glunz-Hüsken
unter Mitarbeit von
Britta Kopecky-Hermanns
und Christian Tinapp



Zeichnerische Rekonstruktion einer Urne aus Este, Prov. Padua (aus: E. Bianchin Citton/ G. Gambacurta/A. Ruta Serafini, „presso l'Adige ridente“ ... Recenti rinvenimenti archeologici da Este a Montagnana. Katalog Este [Padua 1998] 92 Fig. 39)

Literatur

Fath, Barbara/Glunz-Hüsken, Bettina: *Textilien und Symbole für ihre Herstellung in eisenzeitlichen Gräbern Mitteleuropas. Griechenland – Este – Frög – Sopron*. *Prähistorische Zeitschrift* 86/2, 2011, 254–271.

Glunz-Hüsken, Bettina: *Religiöse Symbolik in reichen Gräbern der Nekropole von Hallstatt, Oberösterreich*. *Freiburger Archäologische Studien* 8 (Rahden/Westf. 2017): 209–237 (Textilien, mit weiterer Literatur), 259–278 (Gürtel).

Schütz, Cornelia: *Das urnenfelderzeitliche Gräberfeld von Zuchering-Ost, Stadt Ingolstadt*. Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte A 90, Kallmünz 2006.

Ältester nachrömischer Brunnen in Unterschleißheim

Ausgrabungen im Businesscampus

Ausgrabungen im Businesscampus

Am südlichen Ortseingang von Unterschleißheim (Lkr. München), unmittelbar westlich der Landshuter Straße, entsteht in den kommenden Jahren bis 2022 ein großflächiger Businesscampus, das sogenannte Koryfeum. Da vor Ort Siedlungsspuren vor- und frühgeschichtlicher Zeitstellung bekannt waren, kam es zu einer entsprechenden denkmalrechtlichen Beauftragung des Bauvorhabens durch das zuständige Landratsamt München. Auf der zuvor landwirtschaftlich genutzten und weitgehend unbebauten, ca. 5,6 ha großen Untersuchungsfläche wurden im Verlauf des Oberbodenabtrags und der anschließenden Grabungen durch die Firma Planateam Archäologie rund 500 Befunde gesichtet, dokumentiert und ausgenommen. Die festgestellten archäologischen Strukturen konzentrierten sich

vornehmlich auf die südöstliche Hälfte des Bebauungsareals und setzten sich nach Westen nicht weiter fort. Der Bodenaufbau entsprach den üblichen Verhältnissen in der nördlichen Münchener Schotterebene. Unter einer dünnen Lage Humus und ggf. Rotlage hoben sich die archäologischen Befunde als dunkle, humose Bodenverfärbungen zumeist deutlich vom anstehenden Kies ab. Dabei lagen sie in der Regel nicht viel tiefer als etwa einen halben Meter unter dem Niveau des Urgeländes im Erdreich verborgen. Nicht auszuschließen ist, dass aufgrund der Nutzung als Ackerland und der damit einhergehenden Erosion bereits eine unbekannte Anzahl Befunde verloren gegangen ist. Indizien hierfür sind diverse Einzelpfosten, die sich keinerlei architektonischen Zusammenhängen mehr zuordnen ließen.

Brunnen des frühen 6. Jahrhunderts in Schlitzpfostenkonstruktion

Obwohl mehr als 90 % der Befunde Pfostengruben waren – davon viele mit den Standspuren vergangener Hölzer –, erbrachten doch die insgesamt drei festgestellten und vollständig ausgegrabenen Brunnen die besten Einblicke in die Chronologie der Fundstelle. In allen Brunnen hatten sich Holzeinbauten bzw. Holzfragmente erhalten, obwohl sie zum Zeitpunkt der Ausgrabung nicht mehr im Grundwasser standen. Im 20. Jahrhundert war es vor Ort zu Entwässerungsmaßnahmen gekommen, während sich noch im 19. Jahrhundert in der direkten Umgebung ein Feuchtbodengebiet befunden hatte, in welchem obertägig Torf abgebaut wurde. Heute liegt der Grundwasserspiegel ca. 2,5 m unter der Geländeoberkante.



Unterschleißheim. Quadratischer Brunnenkasten 131 in Schlitzpfostentechnik mit freigelegten Wandbohlen und Eckpfosten, Blick von Südosten (Foto: Planateam Archäologie)

Die trocken gefallenen Brunnen zeigten entsprechend stark zersetztes organisches Material. Dennoch konnten die geborgenen Hölzer im Dendrolabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege einer genauen Betrachtung unterzogen werden. Zusammen mit den Ausgrabungsergebnissen wurden dabei einige bemerkenswerte Datierungen erarbeitet und Erkenntnisse zum Brunnenbau gewonnen.

In der Mitte der Fläche, umgeben von verschiedenen Hausgrundrissen, befand sich der Brunnen mit der Befundnummer 131. Im ersten Planum noch annähernd rundlich, zeigte sich der quadratische Brunnenkasten mit einer Seitenlänge von ca. 1,15 m erst im zweiten Planum. Hierbei handelte es sich um eine Schlitzpfostenkonstruktion. Die Eckpfosten waren als angespitzte Pfähle in den Schotter an der Brunnensohle getrieben worden. Es handelte sich um 60- bis 70-jährige Eichenrundhölzer (*Quercus* sp.) mit rund 20 cm Durchmesser und einer erhaltenen Höhe von bis zu 1 m. Weiter oberhalb waren sie abgebrochen. Seitlich hatte man über die gesamte Pfahllänge inklusive der ca. 30 cm langen Spitzen Nuten gestemmt, die der Aufnahme von übereinander gestellten Wandbohlen dienten. Von diesen Bohlen waren – obwohl schlecht konserviert – noch bis zu drei Lagen erhalten. Sie stammten von 50- bis 60-jährigem Eichenholz und waren durchschnittlich

100 cm lang, 6–12 cm breit und ca. 4–6 cm dick. Schlitzpfostenkonstruktionen sind eine nicht nur auf Brunnen beschränkte Erscheinung im Holzbau seit der späten Bronzezeit. Die besten Entsprechungen findet die Brunnenverschalung aus Unterschleißheim in frühmittelalterlichen Brunnenbauten des unteren Isartals aus der Merowinger- und Salierzeit. Allerdings waren diese zwei- und nicht wie in Unterschleißheim nur einschalig aufgebaut.

Trotz der inzwischen fehlenden Feuchtbodenbedingungen ließen sich noch zahlreiche Bauteile des Brunnens 131 untereinander dendrochronologisch synchronisieren. Dergestalt konnte eine 62-jährige Mittelkurve erstellt werden, die in der Wachstumsgebietschronologie der Schwäbisch-Bayerischen Schotterplatten- und Altmoränenlandschaft höchste Übereinstimmungen erzielte. Anhand von sechs Splintjahresringen waren die Fälldaten der Hölzer enger einzugrenzen. Ausgehend von einem Splintansatz im Jahr 495 müssen diese zwischen 507 und 516 mit einem Schwerpunkt um das Jahr 511 n. Chr. gelegen haben. Damit handelt es sich aktuell um den frühesten dendrochronologisch datierten Siedlungsbefund aus der Epoche der ostgotischen Herrschaft nach dem Ende der Römerzeit in Raetien. Offensichtlich bediente man sich dafür einer neuen (althergebrachten) Technik im Brunnen-

bau, denn aus der römischen Kaiserzeit stammen zwar zahlreiche und gut erhaltene Zeugnisse hölzernen Brunnenbaus, allerdings niemals in Form von Schlitzpfostenkonstruktionen.

Um diese frühe Datierung zu verifizieren, wurden zudem zwei ¹⁴C-Datierungen aus den exakt bestimmten Jahrringen eines Eichenpfahles entnommen und am Curt-Engelhorn-Zentrum für Archäometrie in Mannheim analysiert. Dabei gelang es, die dendrochronologischen Untersuchungsergebnisse zu bestätigen. Beide Jahrringe lagen in der richtigen Reihenfolge innerhalb der ermittelten 2-sigma-Bereiche zwischen 400 und 540 AD. Da spätantike bzw. völkerwanderungszeitliche Datierungen selten und oftmals nicht ohne Zweifel sind, war diese Bestätigung umso bedeutender. Der Brunnenbau im ersten Viertel des 6. Jahrhunderts fiel in eine Zeit relativ stabiler politischer Verhältnisse, in denen sich bis Mitte des besagten Jahrhunderts schließlich die Bajuwaren aus verschiedenen Bevölkerungsgruppen konsolidierten.

Konstruktionstechnisch mit Brunnen 131 vergleichbar war ein weiterer Brunnen (Befund 24), der isoliert im Nordwesten der Grabungsfläche lag. Zwar fand sich hier aufgrund der Erhaltungsbedingungen kein datierbares Holz mehr, allerdings ließen die angelegten Plana und Profile eine rechteckige, ca. 1,20 × 0,90 m große Brunnenverschalung erkennen. Auch sie zeichnete sich durch rundliche Eckpfosten mit dazwischen – vermutlich in Nute – gesetzten Wandbohlen aus. Das Erdreich war hier hochgradig organisch durchsetzt; die Hölzer befanden sich mitten im Zersetzungsprozess und ließen sich daher nicht mehr am Stück bergen. Die wenigen erhaltenen Holzfragmente stammten von der Sohle des Befundes. Sie konnten der Holzart Kiefer (*Pinus* sp.) zugewiesen werden.

Ein Brunnen des 10. Jahrhunderts

Der dritte untersuchte Brunnen, Befund 269 ganz im Süden der Fläche, hielt im Zuge der dendrochronologischen Datierung eine Überraschung bereit. Als einziger hölzerner Überrest wurde aus diesem Brunnen ein 145 cm langes, 27 cm breites und ca. 5 cm dickes, fragmentiertes Eichenbrett geborgen, welches ins-



Unterschleißheim. Schnitt durch den Brunnenkasten 131, Profil von Südosten (Foto: Planateam Archäologie)



Unterschleißheim. Brunnen 24, Planum 3 auf Höhe der Befundsohle. Gut zu erkennen sind die hölzernen Reste des Brunnenkastens, die umgebende Arbeitsgrube und ein Scherbenpflaster in der Verfüllung. Blick von Nordwesten (Foto: Planateam Archäologie)

gesamt 71 Jahrringe lieferte. Die sehr lockeren Verfüllschichten dieses trichterförmigen Brunnens ließen an ein eher jüngeres Alter denken, da sich das Erdreich noch nicht hinreichend gesetzt und verdichtet hatte. Die Jahrringsequenz fand schließlich eine gute Übereinstimmung für das Jahr 963 n. Chr., wobei das Fälldatum nicht vor 980 n. Chr. gelegen haben dürfte. Beste Korrelationsergebnisse brachten hier die Referenzkurven aus Böhmen, Westdeutschland und dem Bodenseeraum, erst gefolgt von den Jahrringchronologien der oberbayerischen Jungmoränenlandschaft. Der Bau dieses Brunnens fand folglich ganz am Ende des 1. nachchristlichen Jahrtausends zur Zeit der ottonischen Herrschaft statt. Bedauerlicherweise konnte eine zwecks ¹⁴C-Datierung entnommene Probe die zeitliche Ansprache nicht weiter untermauern, obwohl die dendrochronologisch ermittelte Zeitstellung zumindest im Bereich der Normalverteilung einzuordnen ist. Geht man von einer gewissen Nutzungszeit des Brunnens aus, so existierte dieser womöglich bis ins Hochmittelalter hinein.

Gebäudereste aus dem Frühmittelalter

Anhand der Pfostenstellungen wurden 28 sichere Gebäudegrundrisse identifiziert. Das Spektrum war breit gefächert und reichte dabei von einfachen Vierpfostenbauten (4 Stück, Grundflächen zwischen 4–12 m²) über Sechsfostenbauten (10 Stück, Grundflächen 8–23 m²) und Achtpfostenbauten (4 Stück, Grundflächen 16–25 m²) bis hin zu ein- und zweischiffigen Langhäusern (6 Stück). Letztere erreichen Grundflächen zwischen 37 und 107 m². In mehreren Fällen waren die Häuser aufeinander ausgerichtet und bildeten Hofareale. Im Norden und im Süden der Fläche lag neben diesen Ensembles jeweils ein Brunnen. Eine Datierung gestaltete sich allerdings schwierig, da insgesamt nur wenig Fundmaterial geborgen wurde. Sicher ist, dass sich die Areale aus größeren Wohn- und kleineren Wirtschaftsgebäuden zusammensetzten. Diese Beobachtung ist typisch in (früh-)mittelalterlichen Zusammenhängen. Mindestens zweimal lagen Überschneidungen der Grundrisse vor, allerdings ohne genauere chronologische Aussagen zu ermöglichen. Dies und die verschiedenartige Ausrichtung der Grundrisse weist ebenso wie das spärliche Fundgut und die datierten Hölzer

auf eine Mehrphasigkeit der Siedlungsstrukturen hin. Bei der Orientierung der Häuser ließ sich kein einheitliches Bild herauslesen. Hinweise auf Herdstellen bzw. Brandgruben in bzw. an den großen Wohngebäuden fehlten. Bei den kleinen Vier- bis Acht-Pfostenbauten dürfte es sich vornehmlich um Vorratslager gehandelt haben.

Haus 14 in Schwellrahmenkonstruktion

Außergewöhnlich war das Vorhandensein eines Hauses mit umlaufenden Wandgräbchen in der Mitte der Grabungsfläche (Haus 14, Abb. 5). Es hatte 92 m² Grundfläche und repräsentierte vermutlich die Überreste einer Schwellrahmenkonstruktion. Holzerhaltung konnte jedoch nicht festgestellt werden. Pfostenstellungen innerhalb des Hausgrundrisses wurden von den Schwellrahmen geschnitten und sind folglich anhand der Stratigrafie als ältere Strukturen anzusprechen. In beiden Längsseiten des Nordnordost-Südsüdwest orientierten Gebäudes wurden Unterbrechungen der Gräben registriert, was auf Eingangssituationen hinweist. Diese lagen auf einer Sichtachse und waren exakt zueinander ausgerichtet.

Mit Veranda? – Haus 13

Ebenfalls im zentralen Bereich der Fläche befand sich ein Nord-Süd ausgerichtetes Langhaus mit sehr engen Pfostenstellungen (Haus 13). Die Jochabstände betragen hier gerade einmal rund 1 m. Bei gleichbleibender Breite unterteilte sich das Haus in etwa gleich große Räume im Norden und Süden. Der mittlere Bereich war etwas kleiner und an der östlichen Längsseite ohne nachweisbare Pfostenstellung. Die ganze Konstruktion erinnerte an eine Art Veranda oder Vorbau. Von Norden nach Süden und von Westnordwesten nach Ostnordosten verliefen zudem Pfostenreihen, die keinem Hausgrundriss zuzuweisen waren. Vielmehr schnitten diese in zwei Fällen die Häuser. In den Verfüllungen vorkommender Ziegelbruch weist auf eine spätere, vermutlich (früh-)neuzeitliche Zeitstellung hin. Es könnte sich um eine Zaunpfostenreihe, beispielsweise von einer Umfriedung, handeln.



Unterschleißheim. Haus 14 in einer Drohnenaufnahme im ersten Planum, Blick von Ost-südosten (Foto: Planateam Archäologie)

Textilhandwerk und Öfen

Im südlichen Teil der Fläche wurden Zeugnisse handwerklicher Tätigkeiten entdeckt. Zwei rechteckige Grubenhäuser mit deutlich ausgeprägten Eck- sowie Firstposten dienten ursprünglich wohl zur Textilverarbeitung. Ihnen dürfte ein Satteldach aufgelegt haben, das von Innenpfosten getragen wurde. Zwar fehlen Fundstücke für eine eindeutige chronologische und funktionale Ansprache, allerdings ist durch zahlreiche Vergleichsbeispiele aus der Schotterebene bekannt, dass Grubenhäuser in erster Linie Webstühle beherbergten. Durch die eingetiefte Lage im Erdreich herrschte eine höhere Feuchtigkeit, was die Verarbeitung der Kettfäden erheblich vereinfachte. Obwohl baugleich ausgeführt und mit 4×3 m bzw. $4,75 \times 3,40$ m vergleichbar groß, zeigten die Grubenhäuser unterschiedliche Ausrichtungen. Südwest-Nordost respektive Ost-West orientiert, könnten sie – wie die Pfostenbauten – aus verschiedenen Siedlungshorizonten stammen.

In Nachbarschaft zu den Grubenhäusern wurden schließlich zwei schlüssel-

loch- bzw. sanduhrförmige Ofenreste nachgewiesen. In Planum und Profil zeigten sie den üblichen Aufbau mit Brennkammer, Schürkanal und vorgelagerter Arbeitsgrube. Aus den Brennkammern konnte mit Holzkohle und veriegeltem Lehm durchsetztes Erdreich entnommen werden. Obwohl auch hier – wie im Fall der Grubenhäuser – signifikantes Fundmaterial fehlt, darf man aufgrund des Erscheinungsbildes von Öfen für die Metallverarbeitung oder evtl. Keramikherstellung ausgehen.

Eine zweiphasige Siedlung des 1. Jahrtausends

Alles in allem zeigte sich das Bild eines mindestens zweiphasigen Siedlungsareals aus der Zeit zwischen dem frühen 6. und dem späten 10. Jahrhundert n. Chr. Pfostenstellungen von diversen klein- und großformatigen Wirtschafts- bzw. Wohnhäusern, Grubenhäusern vermutlich für die Textilverarbeitung, Brenn-öfen und Brunnen in der Nähe der Hofareale entsprechen einem gängigen Bild von

Siedlungsstrukturen des 1. nachchristlichen Jahrtausends in der Münchner Schotterebene. Auch die relative Fundarmut ist für diese Böden charakteristisch. Da die archäologischen Grabungen erst Mitte März zum Abschluss kamen, steht eine abschließende Bewertung der geborgenen Fundstücke noch aus. Generell scheint sich die zeitliche Ansprache jedoch zu bestätigen. Herausragend und in ihrer Zeitstellung einzigartig sind hingegen die in Schlitzpfostentechnik errichteten Brunnenkästen mit Holzerhaltung und einer Datierung, die bis in die Völkerwanderungszeit zurück reicht. Die Grabungen haben gezeigt, dass mit weiteren Befunden nördlich, südlich und östlich der aktuellen Untersuchungsfläche zu rechnen ist. Durch die Grundwasserabsenkungen des letzten Jahrhunderts sind dort evtl. erhaltene Holzbefunde bereits heute in ihrer Erhaltung stark gefährdet.

Florian Wiegel, Ulrich Schlitzer
und Franz Herzig

Geheimnis gelüftet: Bodenradar gibt spektakuläre Einblicke in frühmittelalterliche Bauphase des Passauer Doms

Historischer Hintergrund – Baugeschichte

Der Passauer Dom St. Stephan ist als einer der größten barocken Kirchenbauten nördlich der Alpen ein Meisterwerk der europäischen Kunstgeschichte. Errichtet auf der höchsten Stelle der Landzunge zwischen Donau und Inn, liegt er 13 m über der Donau und ist somit weithin sichtbar. An diesem prominenten Punkt der Stadt findet man bereits keltische und römische Siedlungsspuren.

Während archäologisch bisher wenig über die mittelalterlichen Vorgängerbauten auf dem Domberg bekannt ist, gibt es immerhin einige archivalische Anhaltspunkte. So darf man wohl die Erwähnung in einer Schenkung Herzog Huchberts von 736 auf St. Stephan beziehen. Der erste sichere Nachweis eines Kirchenbaus auf dem Domberg stammt aus den Bischofsregesten von 754, sodass ein Baubeginn des karolingischen Doms vor diesem Zeitpunkt anzunehmen ist. 769 wurden die Reliquien des hl. Valentin in den Dom übertragen, was eventuell mit einem Neubau, sicherlich aber mit einer Neuweihe einherging. Dieser Bau bestand bis ins spätere 10. Jahrhundert, wobei es für den dazwischenliegenden Zeitraum keine Baunachrichten über größere Um- oder Neubauten gibt. 976/77 wurde der Passauer Dom im Zuge der Auseinandersetzungen zwischen Kaiser Otto II. und dem bayerischen Herzog Heinrich dem Zänker zerstört. Bischof Pilgrim (971–991) ließ im Anschluss daran den Dom wohl unter Einbeziehung älterer Bauteile neu errichten und weihte ihn im Jahre 985. Infolge der Zerstörung während des Stadtbrandes von 1181 kam es zu partiellen Erneuerungen und im frühen 14. Jahrhundert schließlich zu einem Neubau, während der Grundstein zum heutigen Chor, um 3° von der Orientierung des Langschiffs abweichend, erst 1407 gelegt wird. Da die Ausdehnung des gotischen Doms mit einer Breite des Mittelschiffs von 13 m und derjenigen der Seitenschiffe von 9 m nicht der üblichen Raumvorstellung dieser Zeit entspricht, ist davon auszugehen, dass die Maße auf den ottonischen Vorgängerbau zurückge-



Passau, Dom St. Stephan. Messung mit dem Gerät GSSI SIR-4000. Um auch kleinere Bereiche erfassen zu können, wurde die Antenne auf einen Schlitten montiert (Foto: BLfD, Josef Lichtenauer)

hen und dieser sich deshalb zu großen Teilen unter den gotischen Mauern befindet. Aufgrund archäologischer Ausgrabungen auf dem Domplatz weiß man, dass das mittelalterliche Laufniveau etwa 1 m unter dem heutigen liegt. Zudem ist durch mehrere Stadtansichten zwischen 1493 (Schedelsche Weltchronik) und 1633 (Stich von Sadeler) bekannt, dass die ottonische Westpartie relativ unverändert bis ins 17. Jahrhundert bestand. Durch den erneuten Stadtbrand von 1663 wurde St. Stephan bis auf den Chor, das Querschiff und den gotischen Vierungsturm zerstört; das Langhaus stürzte weitgehend ein. Somit kam es im Zeitraum zwischen 1667 und 1675 unter den Fürstbischöfen Wenzeslaus Graf Thun (1664–1673) und Sebastian von Pötting-Persing (1671–1689) durch den oberitalienischen Baumeister Carlo Lurago abermals zu einer tiefgreifenden Erneuerung, dem bis heute bestehenden Bau. Wie aus dem erhaltenen Vertrag mit dem Baumeister hervorgeht, wurde der barocke Dom auf den bestehenden gotischen Fundamenten errichtet, unter Wiederverwendung der gotischen Pfeiler, die man dafür ummantelte.

Da archäologisch über die frühmittelalterlichen Vorgängerbauten des Passauer Doms – bis auf den Fund von kleineren romanischen Mauerresten 1949 hinter der barocken Nordmauer des Langhauses und die Entdeckung von Fundamenten des romanischen Nordwestturms durch die Dombauhütte Passau Ende 2018 – nichts bekannt ist, muss der Dom als die am schlechtesten erforschte karolingische Bischofskirche in Bayern gelten. Umso bemerkenswerter sind die Befunde der im Januar 2019 vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege durchgeführten Bodenradarmessung.

Messmethode: Bodenradar ist beste Wahl

Das Bodenradarverfahren ist aus methodischen Gründen besonders gut für die zu erwartenden Steinbefunde der frühmittelalterlichen Vorgängerbauten des heutigen Doms geeignet. Denn beim Bodenradar werden elektromagnetische Wellen in den Boden gesandt und die

an archäologischen Befunden im Untergrund reflektierten Anteile wieder vom Messgerät registriert. Wegen der besonderen Umstände einer Messung im Kircheninneren mit einer Vielzahl an technischen Störungen und einer Versiegelung des Bodens durch Steinplatten scheiden andere Messverfahren ohnehin aus.

Aufgrund der Auflösung und Eindringtiefe eignet sich für die archäologische Prospektion eine Frequenz von 400 MHz am besten. Bei der Messung in Passau kam das GSSI SIR-4000 zum Einsatz, welches derzeit eines der meistverbreiteten Geräte auf dem Markt ist. Eine besondere Herausforderung zum Zeitpunkt der Messung im Winter waren die Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt auch innerhalb des Doms. Denn bei solcher Kälte besteht die Gefahr, dass die hochempfindlichen Glasfaserkabel

des Radargeräts spröde werden und bei der kleinsten falschen Beanspruchung brechen.

Die Messflächen im Inneren des Doms umfassten nur die freien Bereiche im Langhaus. Die restlichen Areale waren aufgrund einer Baustelle, der Belegung durch moderne Kirchenbänke sowie technischer Installationen nicht für eine Messung zugänglich.

Resultate: Bischofsgräber und karolingische Basilika

Schon auf den ersten Blick sind in den Daten diverse Strukturen erkennbar. So lässt sich in den obersten Dezimetern unter dem modernen Plattenbelag eine Vielzahl an Versorgungsleitungen identifizieren, die den Blick auf die archäologischen Befunde beeinträchtigen.

Eine archäologische Interpretation wird zudem dadurch erschwert, dass der Innenraum des Kirchenschiffs bei jedem Neubau mit dem Schutt der zerstörten Vorgängerphase verfüllt wurde, sodass ein sehr kompakter Untergrund mit einer Menge größerer Steinbrocken entstand, der das Radarsignal beeinträchtigt. Trotzdem lassen sich erste archäologische Befunde in 40–100 cm Tiefe erkennen. Dort zeichnen sich in den Tiefenscheiben drei Bischofsgräber des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts ab. Eines davon liegt im nördlichen Seitenschiff, zwei im südlichen. Obwohl die Lage der Gräber aufgrund von Markierungen durch entsprechende Bodenplatten bekannt war, gelang es nun erstmals, ihre genaue Ausdehnung zu erfassen.

Die spektakulärsten Befunde lassen sich jedoch noch tiefer, in 100–140 cm unter dem heutigen Boden, also unter dem



Passau, Dom St. Stephan. Bodenradar-Tiefenscheibe im Bereich 60–80 cm unter der Oberfläche mit Markierung der Lage und Ausdehnung der drei Bischofsgräber (orange), GSSI SIR-4000 mit 400-MHz-Antenne, Messpunktabstand: 6 × 25 cm, Archiv-Nr. 7546/006 (Radargramm / Interpretation: Roland Linck, Grundrissplan Dombauhütte Passau 2019)

bekannten mittelalterlichen Laufniveau identifizieren. Da der Verlauf der Mauern der ottonischen Bauphase bekannt ist, müssen es die Überreste des karolingischen Kirchenbaus sein, die sich hier abzeichnen. Man erkennt im Messgitter des Mittelgangs des Langhauses mehrere quadratische Anomalien mit 70 cm Seitenlänge und einem regelmäßigen Abstand von 5 m. Dabei handelt es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um die Fundamente von vier Stützen. Unter der Annahme, dass vorromanische Basiliken typischerweise eine Breite des Hauptschiffs in der Größenordnung des doppelten Stützenabstands hatten, lässt sich im heutigen Südschiff die zweite zugehörige Stützenreihe ergänzen. Damit wäre das karolingische Hauptschiff mit einer Breite von ca. 10 m definiert. Die entsprechenden Seitenschiffe hatten üblicherweise eine Breite von der Hälfte

derjenigen des Hauptschiffs, d. h. in diesem Fall etwa 5 m. Damit kommen die Außenmauern beider Seitenschiffe in Bereichen zu liegen, in denen keine Messung möglich war, sodass sie nur als mögliche Rekonstruktion ergänzt werden können. Da nur eine der beiden Pfeilerreihen des Hauptschiffs sicher definiert ist, könnte man den Kirchenbau hypothetisch auch nach Norden ergänzen. Diese Variante ist jedoch wesentlich unwahrscheinlicher als eine Ergänzung nach Süden. Denn bei Letzterer fallen die Außenmauern der Basilika relativ gut mit denjenigen der nachfolgenden ottonischen Bauphase zusammen (vgl. die Rekonstruktion von Wildner, 1983). Eine entsprechende Wiederverwendung bestehender stabiler Fundamente der zerstörten Kirche für den Nachfolgebau erscheint logisch. Auch die weiteren identifizierbaren Befunde stützen

diese These. So kann der Westabschluss des Kirchenbaus anhand eines auffälligen linearen Bereichs mit sehr geringer Reflektivität kartiert werden, der lagemäßig zudem sehr gut zu den oben beschriebenen, durch die Dombauhütte aufgedeckten Turmfundamenten passt. Somit ist auch hier eine Kontinuität der Außenmauern über mehrere Bauphasen anzunehmen. Auch der Ostabschluss der karolingischen Basilika lässt sich in den Radardaten gut fassen. So sind im Kircheninneren vom abgesetzten Chorbereich die Nord-, Süd- sowie ein Teil der Ostmauer als hochreflektive Anomalie sichtbar. Ein solcher von den Seitenschiffen innerhalb des Langhauses abgesetzter Chor ist für karolingische Kirchenbauten mehrfach überliefert. Der Chor sollte so entweder als eigener Raum gestaltet werden bzw. war vom Hauptschiff aus erhöht über Stufen zu



Passau, Dom St. Stephan. Bodenradar-Tiefenscheibe im Bereich 100–120 cm unter der Oberfläche. Überlagert mit der Interpretation der archäologischen Befunde des karolingischen Doms (rot: eindeutig nachgewiesene Befunde, rot gestrichelt: rekonstruierter Grundriss der Basilika), GSSI SIR-4000 mit 400 MHz-Antenne, Messpunktabstand: 6 × 25 cm, Archiv-Nr. 7546/006 (Radargramm / Interpretation: Roland Linck, Grundrissplan: Dombauhütte Passau 2019)

erreichen. Ein Vergleich mit anderen karolingischen Domen des Erzbistums Salzburg, zu welchem Passau gehörte, zeigt zudem, dass der Chor normalerweise auch eine Apsis hatte. Beispiele hierfür sind die karolingischen Bauphasen der Dome in Augsburg, Regensburg und Salzburg. Natürlich ist auch nicht ganz auszuschließen, dass das Kirchenschiff in Passau analog zu St. Gallen bzw. Konstanz keine außen angesetzte Apsis besaß. Da Salzburg als Mutterkirche des Erzbistums wohl mehr Einfluss auf die Architektur in Passau hatte, wurde eine Apsis hier, obgleich durch Messung derzeit nicht nachweisbar, in der Rekonstruktion angenommen. Insgesamt ergäbe sich somit eine Größe des karolingischen Langhauses in Passau von 46×20 m.

Obwohl nur noch die Reste der Fundamente der karolingischen Basilika im Boden erhalten sind, lassen sich trotzdem einige Aussagen über das ehemalige Mauerwerk treffen. So ist anzunehmen, dass das vorromanische Kirchenschiff keine Wölbung hatte, da die erhaltenen Stützen nur eine Seitenlän-

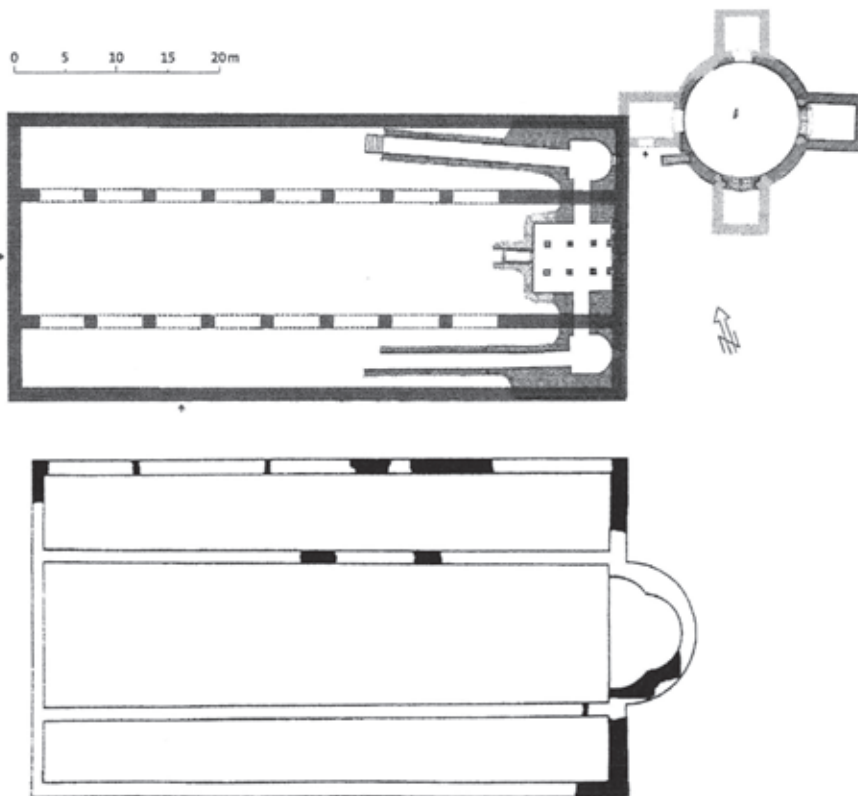
ge von 70 cm haben. Ein Gewölbe hätte mächtigere Stützen benötigt. Deshalb besaß dieser Bau mit hoher Wahrscheinlichkeit eine flache Decke, wie sie auch für sämtliche vergleichbaren Bauten dieser Zeit überliefert ist. Auffallend ist zudem, dass – im Gegensatz etwa zum Freisinger Dom – in Passau die Säulenreihen nicht auf Streifenfundamenten stehen. Der Grund hierfür dürfte sein, dass die Passauer Kirche direkt auf dem anstehenden Felsen des Dombergs erbaut wurde und nicht wie in Freising auf einer Sanddüne.

Vergleicht man den anhand der Bodenradardaten rekonstruierten Grundriss von Passau mit denjenigen der zeitgleichen bayerischen Bischofskirchen in Regensburg (Größe: 50×29 m), Freising (58×25 m) und Salzburg (55×33 m), so stellt sich heraus, dass Passau etwas kleiner ausfällt als die Vergleichsbeispiele. Das Verhältnis von Länge zu Breite ist mit $2,3 : 1$ jedoch exakt das gleiche wie dasjenige in Freising und Konstanz. Der karolingische Dom zu Passau reiht sich also in eine Reihe bedeutender Kirchenbauten aus vorromanischer Zeit ein.

Zusammenfassung

Mit Hilfe unserer Bodenradarmessung ist es nun erstmals gelungen, einen archäologischen Nachweis der karolingischen Bauphase des Passauer Doms zu erhalten. Dank der ausschnittweisen Lokalisierung einzelner Befunde gelingt es damit, einen Grundriss des Bauwerks mit einiger Plausibilität zu rekonstruieren. Natürlich können künftige archäologische Untersuchungen diesen noch verändern, es wurde hier jedoch eine erste Diskussionsgrundlage für die Disposition dieses bedeutenden Bauwerks erstellt. Hinweise auf eine noch frühere römische Besiedlung des Dombergs ließen sich auf diese Weise nicht gewinnen. Möglicherweise wurde der gesamte Hügel im Mittelalter großflächig eingeebnet, um einen idealen Bauplatz für den Dom zu schaffen. Die Befunde einer Vorgängerbebauung wären in diesem Fall verloren.

Roland Linck



Grundrisspläne der karolingischen Bauphasen der Basiliken in Konstanz (oben) und Salzburg (unten) (nach: Untermann 2006)

Literatur

Hauck, Michael/Wurster, Herbert W. (Hrsg.): *Der Passauer Dom des Mittelalters*, Passau 2009

Jacobsen, Werner/Schaefer, Leo/Sennhauser, Hans Rudolf: *Vorromanische Kirchenbauten: Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*. Nachtragsband, München 1991

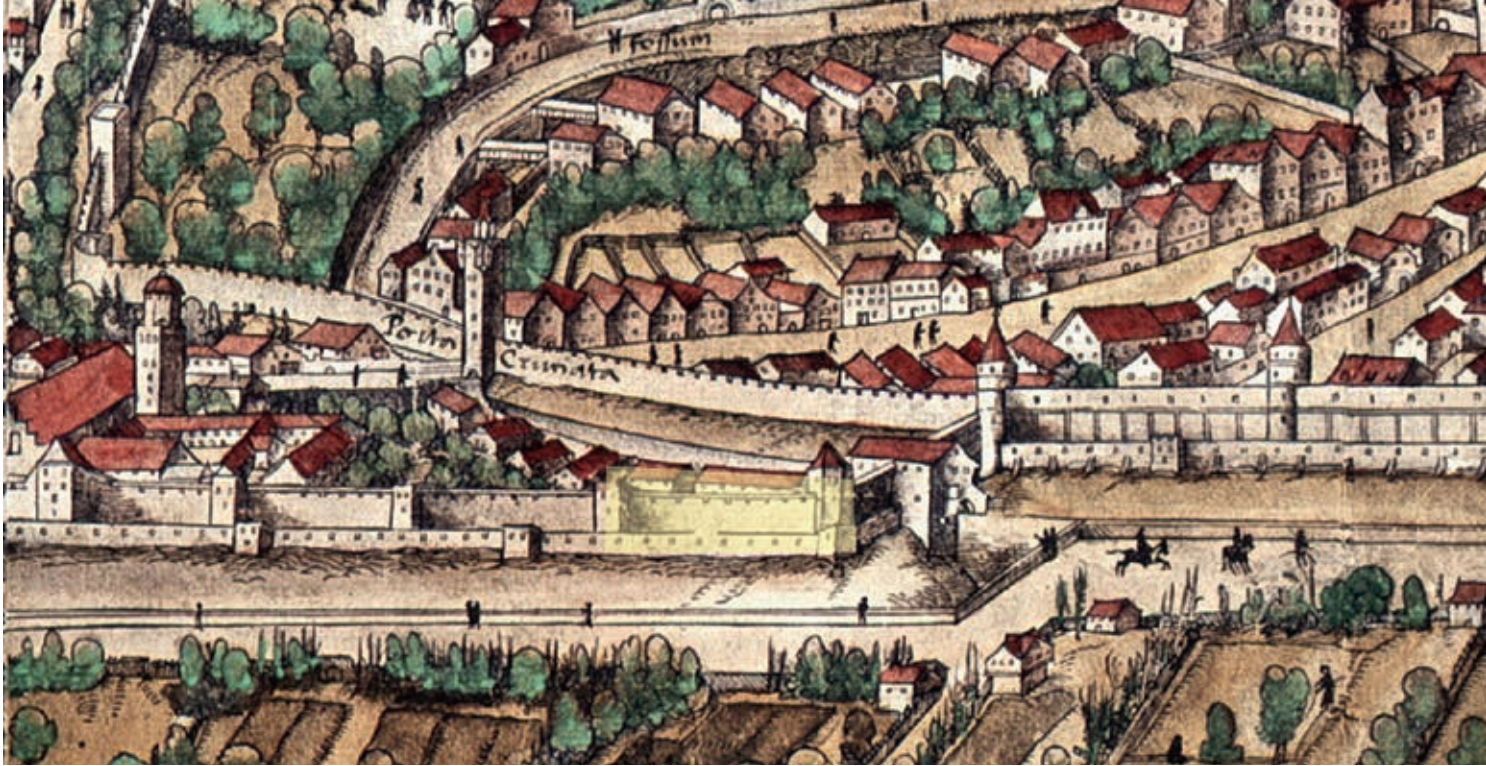
Möseneder, Karl: *Der Dom zu Passau*, Regensburg 2015

Morsbach, Peter/Heckmann, Irmhild/Later, Christian/Niemeier, Jörg-Peter: *Kreisfreie Stadt Passau: Ensembles, Baudenkmäler, Bodendenkmäler*, Regensburg 2014

Oswald, Friedrich/Schaefer, Leo/Sennhauser, Hans Rudolf: *Vorromanische Kirchenbauten: Katalog der Denkmäler bis zum Ausgang der Ottonen*, München 1966–1971 (Nachdruck 1990)

Untermann, Matthias: *Architektur im frühen Mittelalter*, Darmstadt 2006

Wildner, Wolfgang: *Der romanische Dom zu Passau*. In: *Ostbairische Grenzmarken: Passauer Jahrbuch* 25, 1983, S. 117–127



Ausschnitt aus dem Plan von Jörg Seld aus dem Jahr 1521, Kunstsammlungen und Museen Augsburg. Grabungsfläche gelb markiert, rechts davon der Alte Einlass, im Hintergrund die Stadtbefestigung des 12. Jahrhunderts (Foto: Günther Fleps)

Die spätmittelalterlichen Stadtbefestigungsanlagen am „Alten Einlass“ in Augsburg

Großbaustelle Staatstheater

Für die Sanierungs- und Neubaumaßnahmen am Augsburger Staatstheater sind umfangreiche und tiefgründige Bodeneingriffe notwendig, denen archäologische Untersuchungen vorausgehen müssen. Schon vor Beginn der Bauarbeiten nahm die Stadtarchäologie Augsburg von August 2017 bis November 2018 die westlich ans Theatergebäude angrenzende Grünfläche in Angriff. Dabei konnten Randbereiche sowie einzelne tiefer reichende Befunde aus sicherheitstechnischen Gründen nicht vollständig ausgegraben werden, dies ist erst nach dem Einbringen des Baugrubenverbaues möglich. In den kommenden Jahren sollen im Theatergebäude selber und nach Abbruch der Brechtbühne und der Verwaltungsgebäude weitere großflächige Grabungsmaßnahmen folgen. Zu den bisher festgestellten Befunden zählen eine vorgeschichtliche Siedlungsgrube, ein mittelkaiserzeitlicher Wehrgraben sowie frühneuzeitliche Siedlungs- und Bebauungsspuren. Besonders beeindruckend sind jedoch die Überreste der spätmittelalterlichen Umwehrung der sog. Unterstadt, die im Folgenden ausführlich vorgestellt werden sollen.

Stadtbefestigung und Stadttore in Mittelalter und Neuzeit

Im Frühmittelalter wurde das Gebiet der römischen Stadt Augusta Vindelicum auf das Areal rund um den Dom reduziert. Diese sog. Bischofsstadt erfuhr im 12. Jahrhundert eine Erweiterung nach Süden, um das Kloster St. Ulrich und Afra in den neuen Befestigungsgürtel einzu beziehen. Ende des 13. Jahrhunderts bis 1308 wurde das nordwestlich der Bischofsstadt anschließende Gebiet, die sog. Unterstadt, befestigt. Zahlreiche Quellen wie Stadtchroniken, Baumeisterbücher, aber auch alte Stadtansichten und frühe Katasterpläne belegen die Entwicklung der Stadtbefestigung über die Jahrhunderte.

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wurde die Befestigung ausgebaut, der Wehrgang mit gedeckten Galerien versehen und der Stadtmauer an der Westseite eine niedrige Mauer als Stützmauer des Wehrgrabens (Escarpe) vorgelegt.

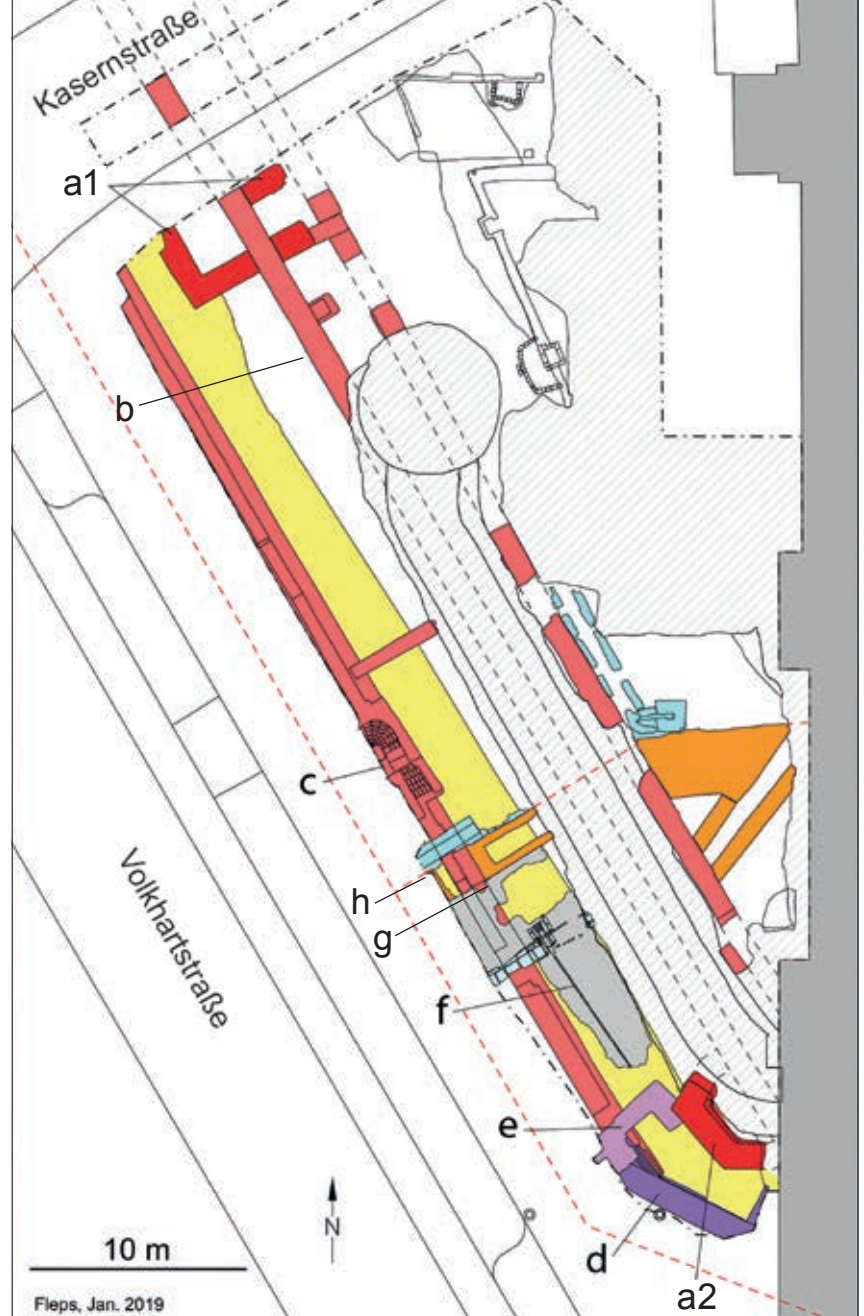
1514 soll auf Wunsch von Kaiser Maximilian I. der sog. „Alte Einlass“ errichtet worden sein, ein mit einer innovativen Schließmechanik ausgestattetes Tor, durch welches man auch nachts,

nach dem Schließen der Haupttore, in die Stadt gelangen konnte. Sehr wahrscheinlich stand jedoch an dieser Stelle bereits seit der Befestigung der Unterstadt ein entsprechendes Tor. Derartige Nachttore gab es damals in vielen Städten. Ein solches befand sich im 10. Jahrhundert an der Nordseite der Augsburger Bischofsstadt. Mit der Befestigung der Unterstadt wurde es zum Binnentor und verlor damit seine ursprüngliche Funktion. Als Ersatz dafür wird man wohl zeitnah ein Nachttor beim „Alten Einlass“ errichtet haben. Der Maximilian I. zugeschriebene Bau bezieht sich wahrscheinlich auf einen Neubau eines bereits vorhandenen Tores, oder es ist damit allein der innovative und weltberühmte Schleusenmechanismus dieser Toranlage gemeint, nicht aber das Tor selbst.

Zwischen 1538 und 1553 erfolgt eine Modernisierung, wobei teilweise Wehrtürme abgebrochen und Rundbasteien errichtet wurden. Die Bastei am „Alten Einlass“ entstand zwischen 1542 und 1548. Es folgten zahlreiche Umbauten und Veränderungen der Stadtbefestigung, bis schließlich 1860–1866 die Augsburger Festungseigenschaft aufgehoben wurde. Ein Jahr später brach man die Befestigungsanlagen am „Alten Einlass“ ab.

Stadtmauer – Türme – Wehrgraben im 14. und 15. Jahrhundert

Gut erhaltene Überreste der spätmittelalterlichen Stadtbefestigung wurden vor allem in der Nordwestecke des Grabungsareals aufgedeckt. Die älteste Bauphase war erwartungsgemäß die eigentliche Stadtmauer aus der Zeit um 1300, bestehend aus zwei im Abstand von 4,5 m angelegten, parallel verlaufenden Mauern, die einst mit gemauerten Gewölben verbunden waren, oberhalb derer sich der Wehrgang befand. Die nur bis zu 0,8 m tief gegründete feldseitige Ziegelmauer war ca. 1,2 m breit und als Zweischalenmauerwerk ausgeführt. Der Mauer Kern und die unterste Fundamentlage bestanden aus Flusskies und Mörtel. An der Westseite waren am aufgehenden Mauerwerk noch teilweise weiße Putzreste erhalten. Von der Anlieferung des Baumaterials zeugen bauzeitliche Fahrrippen mit eingedrückten Ziegelbruchstücken darin, die von Norden an diese Mauer heranhelfen. Diese werden vom stadtseitigen Mauerfundament geschnitten, somit ist die feldseitige Mauer zuerst errichtet worden. Auch der Bau der stadtseitigen Mauer sollte kostengünstig sein. Hier wurde zwar kein Flusskies verarbeitet, dafür sparte man Erdaushub und Ziegelmaterial, indem die Mauerlast über Entlastungsgewölbe auf einzelne, regelmäßig gesetzte Fundamentpfeiler abgeleitet wurde. Feldseitig hob man im Abstand von ca. 2 m von der Stadtmauer einen Wehrgraben aus. Als weitere Baumaßnahme folgte eine Ertüchtigung der Stadtmauer mit rechteckigem Wehrturm und Stützpfiler. Dabei musste die nur gering fundamentierte feldseitige Mauer jeweils unterfangen werden, um eine bessere Stabilität zu erreichen bzw. ein Abdriften des schweren Turmes in Richtung Wehrgraben zu verhindern. Die Turmfundamente wurden wie im Zangengriff von beiden Seiten unter der Stadtmauer zusammengefügt. Auch der Turm war außen weiß verputzt, die Putzunterkante kennzeichnet den ehemaligen Verlauf der Wehrgrabenböschung. In den Türmen befanden sich jeweils die Treppenaufgänge zum Wehrgang. Eine Lage schräg gesetzter Ziegel am inneren Turmfundament ist wohl am ehesten als Ansatz eines Gewölbes zu deuten, das als Treppenunterbau diente.



Augsburg. Spätmittelalterliche Stadtbefestigungsanlagen: Stadtmauer (b) mit Wehrtürmen (a1, a2); Escarpe mit Treppenabgang (c), Umbauphase (d) und Turmvorsprung (e); Bastionsmauern (g) mit Hofpflaster (f) und Abwasserkanälen (h); Wehrgrabenverfüllung (gelb) (Karte: Günther Fleps)



Augsburg. Stadtmauer- (b) und Wehrturmfundamente (a1) mit Wandputzresten, links ausgenommener Wehrgraben, oben Treppenansatz zum Wehrgang (Pfeil), rechts Unterfangung der Stadtmauer durch ein Pfeilerfundament (Pfeil). Blick nach Norden (Foto: Günther Fleps)



Augsburg. Oben rechts Escarpe mit Treppenabgang (c), links davon Bastionsfundamente (g) mit Hofpflaster (f) und Abwasserkanal (h) sowie Markierung im Kiespflaster (Pfeile). Blick nach Südwesten (Foto: Günther Fleps)

Überreste eines weiteren Turmes wurden im Südosten der Grabungsfläche freigelegt. Dieser polygonale, wohl achteckige Turm ist nur auf der Stadtansicht von 1521 überliefert, denn wenige Jahre später musste er dem Bau der Bastion am „Alten Einlass“ weichen. Die Fundamente dieses Turmes und auch der Stadtmauer in diesem Bereich sind 1939 durch den Bau eines Lüftungsschachtes für das Theater beinahe vollständig zerstört worden.

Umbau im 15. Jahrhundert: Escarpe und Zwinger

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verlagerte man den Wehrgraben um einige Meter stadtauswärts und sicherte die Grabenböschung durch eine niedrige Brustmauer (Escarpe). Das mindestens 1,4 m breite Fundament dieser Mauer verjüngt sich nach oben auf 0,6 m. Der alte Wehrgraben wurde aufgeschüttet, so dass ein Zwinger zwischen Stadtmauer und Escarpe entstand. Um das Regenwasser aus dem Zwinger in den Stadtgraben abzuleiten, wurden in regelmäßigen Abständen kleine, mit halbrunden Formziegeln ausgestattete Öffnungen angelegt. Über-

raschend war die Entdeckung eines in die Escarpe integrierten Treppenabgangs zu einem Anbau, der gleichzeitig an der Außenseite der Wehrgrabenmauer entstand. Die Treppe erschloss zwei Durchgänge zu einem zweigeschossigen Gebäude, das wohl als Soldatenunterkunft diente. Dieses Gebäude ist auf der Stadtansicht von 1521 bereits nicht mehr vorhanden. Als

Nachfolger entstand etwas weiter südlich eine an die neu errichtete Bastion angebaute zweigeschossige Kasematte, wie auf dem Stadtmodell von 1563 zu sehen ist. Die Escarpe ist nachträglich in regelmäßigen Abständen mit rechteckigen, nach außen vorspringenden, niedrigen Türmchen ausgestattet worden. Sehr wahrscheinlich 1514 im Zuge der Baumaßnahmen am



Augsburg. Treppenabgang (c) zur Kasematte mit Eingang zum Ober- und Untergeschoss (Foto: Günther Fleps)

„Alten Einlass“ wurde die Escarpe in diesem Bereich abgebrochen und stärker nach Osten abknickend wieder aufgebaut.

Bastion des 16. Jahrhunderts

Von 1542 bis 1548 wurde die Bastion am „Alten Einlass“ errichtet. Im Vorfeld mussten Stadtmauern, Escarpe und

Wehrturm in diesem Bereich geschleift werden. Die Bastion ragte feldseitig mehrere Meter über die Escarpe hinweg in den Graben hinein.

Fundamente der Nordseite und weite Bereiche des mit Kiespflaster ausgestatteten Innenhofs der Bastion sind erhalten geblieben. Das Hofgelände fällt leicht in Richtung einer schnurgeraden Reihe sorgfältig gesetzter Kiesel ab, die zu ei-

nem nördlich gelegenen Abwassergully führt. Dieser ist sehr sorgfältig mit Kalksteinrinnen, Tuffquadern und hochkant gesetzten Mauerziegeln gefertigt worden. Er mündet in einen aufwendig aus extra gefertigten Tuffplatten errichteten Abwasserkanal, der in Richtung Stadtgraben entwässert. Weitere Abwasserkanäle befanden sich außerhalb an der Nordseite der Bastion. Eine weitere umfangreiche Baumaßnahme fand zwischen dem ausgehenden 16. und der Mitte des 17. Jahrhunderts statt, als feldseitig vor die bestehende Escarpe eine neue Grabenstützwand auf Höhe der äußeren Bastionsmauer erbaut wurde (rot gestrichelte Linie im Plan). Die alte Escarpe trug man oberirdisch ab und verbreiterte so den Zwinger. Diesen Zustand zeigen Kupferstiche des 17. und 18. Jahrhunderts sowie die Katasterpläne des 19. Jahrhunderts.

Teilerhalt und Präsentation

Angesichts des guten Erhaltungszustandes und der einzigartigen Möglichkeit, die verschiedenen Ausbaustufen der Stadtbefestigung vom ausgehenden 13. Jahrhundert bis zur Schleifung 1867 an einem Ort zeigen zu können, hat der Augsburger Stadtrat beschlossen, die Befestigungsanlagen in Teilen zu erhalten, diese in den Neubau zu integrieren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Sie sollen für Besucher unabhängig vom Theaterbetrieb von außen einsehbar sein und mittels Schautafeln didaktisch erläutert werden.

Günther Fleps

Literatur

Kern-Kernried, G. von: *Fragmente zur Geschichte der Stadt Augsburg*. Jahresber. Hist. Kreisver. Regierungsbezirk Schwaben u. Neuburg 20, 1854, S. 41 ff.

Hoffmann, R.: *Die Thore und Befestigungen der Stadt Augsburg von dem 10. bis zum 15. Jahrhundert*. Zeitschr. Hist. Ver. Schwaben u. Neuburg 13, 1886.

Kießling, H. / Lohrmann, U.: *Türme – Tore – Bastionen. Die reichsstädtischen Befestigungsanlagen Augsburgs*, Augsburg 1987



Augsburg. Stadtbefestigungsmauern mit Wehrturm (oben), Escarpe mit Treppenabgang (links) sowie Bastionsmauer und Hopfpflaster (unten links), Blick nach Nordwesten (Foto: Günther Fleps)

Älter als gedacht: Ein „Allgäuer Dreiraumwürfel“ mit Bohlen-Balkendecke von 1553

Zur Instandsetzung eines Bauernhauses in Gablers

Im Jahr 2009 erwarben die heutigen Eigentümer das damals noch nicht in der Denkmalliste geführte Anwesen Haus Nr. 181 im Buchenberger Ortsteil Gablers (Lkr. Oberallgäu). Eigentlich beabsichtigten sie, das arg heruntergekommene Bauernhaus abzubauen und durch einen Neubau zu ersetzen. Doch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege bescheinigte dem Gebäude nach Inaugenscheinnahme und ersten bauhistorischen Untersuchungen einen hohen Denkmalwert, sodass es 2011 mit folgendem Text in die Denkmalliste nachgetragen wurde: „Bauernhaus, zweigeschossig mit Flachsatteldach, um 1811/18 (Dendro) in Ständer- bzw. Blockbauweise errichtet, später verändert und um die Wiederkehr erweitert.“

Allgäuer Dreiraumwürfel

Der Bau folgt dem für das südliche Allgäu typischen Schema mit vornehmlich nach Osten orientiertem zweigeschossigem Wohn- und daran anschließendem Wirtschaftsteil. Die Grundrissstruktur des Wohnteils entspricht dem sogenannten Allgäuer Dreiraumwürfel: Der nahezu quadratische Wohnteil wird von drei Räumen gebildet, nämlich von einem quer zum First orientierten, breiten Hausgang mit Kochstelle („Hus“ oder „Hüs“ genannt), von der über zwei Seiten belichteten Stube und vom „Gaden“, der ehelichen Schlafkammer. Die Raumanordnung im Obergeschoss entspricht mit Gang („Solar“ oder „Soler“), oberer Stube und Kammer der Grundrissstruktur

des Erdgeschosses. Im Falle Gablers wurde das Obergeschoss allerdings im 19. Jahrhundert durch das Einfügen einer dritten, vom Gaden aus über eine zusätzliche Treppe erschlossenen Kammer leicht modifiziert. Konstruktiv handelt es sich um einen verputzten Ständerblockbau mit flach geneigtem Pfettendach. Der Wirtschaftsteil gliedert sich in den noch zum ursprünglichen Baubestand gehörenden, jedoch bereits verschiedentlich veränderten Stall sowie einen großen, zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Stadel. Besonders hervorzuheben ist der außergewöhnlich geschlossene Überlieferungszustand des Wohnteils, u. a. mit zahlreichen Ruckerfenstern, Wand- und Deckentäfern sowie Türen vornehmlich des 19. Jahrhunderts.



Buchenberg-Gablers, Lkr. Oberallgäu. Haus Nr. 181, Bauernhaus, Ansicht von Osten, Zustand vor der Instandsetzung (Foto: Franz Vogler, Oberstdorf)

Instandsetzung mit Überraschungen

Die überraschten Eigentümer ließen sich glücklicherweise davon überzeugen, den ursprünglich vorgesehenen Abbruch nicht weiter zu verfolgen, sondern das Gebäude in den Jahren 2012 bis 2017 denkmalgerecht instand zu setzen. Doch bereits kurz nach Beginn der Arbeiten folgten weitere Überraschungen, die verschiedene ergänzende Untersuchungen erforderlich machten: So stellte sich heraus, dass der Bau im Kern noch deutlich älter war als bislang angenommen: Größere Bereiche des Wohnteils – so etwa die unter dem jüngeren Deckentäfer vollständig erhalten gebliebene Bohlen-Balkendecke der unteren Stube – stammen nämlich aus der Zeit um 1553. Nun stürzten sich auch die Eigentümer mit viel Engagement und Eigenleistung in die Erhaltung des alten Gebäudes und in eine behutsame Instandsetzung. Finanzielle Unterstützung kam aus dem Entschädigungsfonds.

Fachmännische Restaurierung

Zuerst musste allerdings der historische Wohnteil nachfundamentiert und zimmermannsmäßig ausgebessert werden, wobei insbesondere im Bereich des Dachtragwerks umfangreichere Arbeiten notwendig waren. Die Holzkonstruktion der Außenwände erwies sich dagegen als weitgehend intakt, sodass im Bereich des Obergeschosses sogar der historische Fassadenputz größtenteils erhalten bleiben konnte. Die im Bereich des Erdgeschosses erforderliche Ergänzung des Fassadenputzes erfolgte in traditioneller Weise: Unzählige kleine Hartholzkeile, sogenannte Bissen, geben dem neuen Kalkputz auf der Holzunterkonstruktion Halt. Die Nordwestfassade wurde außen mit Holzfaserplatten gedämmt und anschließend mit einer Boden-Deckelschalung versehen. Die historischen Fenster des Wohnteils konnten aufgearbeitet und zu Kastenfenstern ergänzt, einige wenige fehlende Fenster originalgetreu nachgebaut werden.



Gablers 181, das Balkenwerk der Fassade wird zur besseren Putzhaftung mit Hartholzkeilen, sog. Bissen, gespickt (Foto: Franz Vogler, Oberstdorf)



Gablers 181, Wohnteil während der Fassadeninstandsetzung mit teilweise erhaltenem Putz (Foto: Franz Vogler, Oberstdorf)



Gablers 181, untere Stube nach der Instandsetzung
(Foto: Armin Waibel, Gablers)

Auch das Innere wurde fachmännisch restauriert: so sämtliche historischen Bodenbeläge, Türen, Wand- und Deckentäfer. Und natürlich unterzog man auch die wertvolle, noch aus der Zeit der Spätgotik stammende Bohlen-Balkendecke der unteren Stube einer sorgfältigen Instandsetzung. Allerdings verschwand sie anschließend zugunsten eines authentischen und in sich schlüssigen historischen Gesamterscheinungsbildes wieder unter dem vorhandenen jüngeren Deckentäfer – ein verborgener „Schatz“, der Geschichte bewahrt.

Die aktuelle Wohnnutzung machte keine Grundrissveränderungen oder aufwendige Installationen erforderlich. Die Heizungsanlage, eine von Nordwesten her gut belichtete Wohnküche und sanitäre Anlagen konnten im ehemaligen, bereits vielfach veränderten Wirtschaftsteil, der dazu teilweise zu Wohnzwecken umgebaut wurde, untergebracht werden.

Michael Habres



Gablers 181, jetzt wieder bewohnbar: das Bauernhaus nach der Instandsetzung (Foto: BLfD, Michael Habres)



Weißenburg i. Bay. Das Bergwaldtheater aktuell: Klassik, Rock- und Pop, Theater – ein Programm für alle Bevölkerungsgruppen (Foto: Stadt Weißenburg, Ralph Goppelt)

Kultur trifft Natur – 90 Jahre Bergwaldtheater Weißenburg

Auf der Ludwigshöhe im Weißenburger Stadtwald befindet sich die Freilichtbühne „Bergwaldtheater“, eingetragen unter der Denkmalnummer D-5-77-177-177. Der Überlieferung nach sollen bereits Ende des 18. Jahrhunderts in der Nähe Theateraufführungen stattgefunden haben. Die Errichtungszeit der Spielstätte mit ihrer stimmungsvollen Naturbühne, wie sie heute noch existiert, liegt jedoch in den 1920er Jahren, einer Zeit der weltweiten Wirtschaftskrise, deren Auswirkungen auch in der fränkischen Provinz deutlich zu spüren waren. Um der strukturschwachen Region mit Hilfe des Fremdenverkehrs neue wirtschaftliche Impulse zu verschaffen, plante der kulturbeflissene Weißenburger Bürgermeister Dr. Hermann Fitz nach Vorbild der Historienspiele in den nahe gelegenen Städten Dinkelsbühl und Rothenburg ob der Tauber ein eigenes Festspielunternehmen. 1928 entstand unter Federführung des örtlichen Gartenbaumeisters und Stadtgärtners Bernhard Nill aus einem aufgelassenen

Steinbruch am Rande des Stadtwaldes mit behutsamen Eingriffen in die vorhandene Substanz ein Naturtheater. Dieses wurde am 29. Juni 1929 mit der Aufführung eines extra für die Bühne geschriebenen und mit historischen Motiven versetzten Mär-

chenspiels, dem „Weißenburger Waldspiel“, eingeweiht.

Egon Schmid als Wegbereiter

In den Augen des ab 1931 in Weißenburg tätigen Intendanten, des Theaterwissenschaftlers Egon Schmid, war hier eines „der stilreinsten und vollkommensten Freilichttheater“ entstanden, das „allein schon durch [seine] unvergleichliche Schönheit die Herzen der Welt zu erobern im Stande“ sei. Nach intensiver Beschäftigung mit der Bühne erkannte Schmid das eigentliche Potenzial der zunächst ohne größere theoretische Überlegungen angelegten Freilichtbühne. Im Gegensatz zum Innenraumtheater – zu dieser Zeit von systemkritischen Geistern häufig despektierlich als „Guckkastentheater“ bezeichnet – sah er bei Ausnutzung der natürlichen Anlage des Bergwaldtheaters optimale Voraussetzungen zur Entwicklung seiner Idee des



Väter des Bergwaldtheaters: Intendant Egon Schmid (links) und Bürgermeister Dr. Hermann Fitz (rechts), 1932 (Foto: Stadtarchiv Weißenburg i. Bay., Nachlass Schmid III.A.7 [158])

„Simultanfreilichttheaters“. Zahlreiche kleinere Einzel Bühnen und Spielplätze unter dem Blätterdach mächtiger Buchen waren prädestiniert zur Umsetzung dieser Pläne. Anstelle des klassischen Szenenwechsels mit Vorhängen im Innenraumtheater arbeitete Schmid unter Einbeziehung der gesamten weitläufigen Anlage des Bergwaldtheaters mit Verlagerungen der Handlung von einem Spielplatz zum anderen. Sogar der Zuschauerraum wurde in die Inszenierungen einbezogen, sodass sich nach Überzeugung des Intendanten die Grenzen zwischen Akteuren und Zuschauern zunehmend verwischten.

Weißenburg spielt Theater

Mit eigenen Inszenierungen war Schmid schon bald die Möglichkeit gegeben, seine Vorstellungen vom Theater, die er in zahlreichen Publikationen darlegte, umzusetzen. Ein fester Bestandteil war dabei ein gezielter, „flächiger“ Einsatz von Massenauftritten in Tanzszenen,



Eine Szene aus „Der Vogelhändler“ zeigt, was auf der Bühne alles möglich ist; Aufführung der Städtischen Bühnen Nürnberg, 1954 (Foto: Stadtarchiv Weißenburg i. Bay., Verkehrsverein)



Massenszene aus dem „Weißburger Waldspiel“, 1929 (Foto: Stadtarchiv Weißenburg i. Bay., Verkehrsverein)



Weißenburg i. Bay, das Bergwaldtheater in seinen Anfangsjahren um 1930 (noch ohne Orchestergraben). Gut zu erkennen ist der Einbezug des alten Steinbruchs in die Bühnengestaltung (Foto: Stadtarchiv Weißenburg i. Bay., Nachlass Schmid III.A.7 [157])

Sprech- und Singchören. Der Einsatz ambitionierter Laien aus der Region, die auch in kleineren Nebenrollen eingesetzt wurden, trug zum großen Erfolg der Anfangsjahre des Bergwaldtheaters bei. Hauptrollen wurden von Beginn an mit Profis besetzt. Darunter befanden sich auch bekannte Schauspieler der damaligen Zeit.

Frühe Annäherung an die NS-Bewegung – Der „Fall Erika Mann“

Eine der prominentesten Personalien dabei war Erika Mann, die Tochter des Literaturnobelpreisträgers Thomas Mann. Ihr für 1932 geplantes Engagement scheiterte jedoch am aufkommenden Nationalsozialismus. Vorgesehen war zunächst nur, die von Erika Mann bearbeitete Mozartoper „Apollo und Hyazinth“ im Bergwaldtheater aufzuführen. Bald darauf plante man, sie selbst in verschiedenen Stücken als Schauspielerin auftreten zu lassen. Der „Kampfbund für deutsche Kultur“ drohte jedoch mit ernststen Konsequenzen für das Theater, für den Intendanten Schmid und schließlich auch für Dr. Hermann Fitz, sollte die als Friedensaktivistin bekannte Erika

Mann im Bergwaldtheater auftreten. Der Träger der Bühne, der Verkehrsverein Weißenburg, dessen Vorsitzender Dr. Fitz war, kündigte daraufhin den bereits unterzeichneten Vertrag mit Erika Mann. Der anhängige Rechtsstreit wurde von den Nationalsozialisten, wie bei ähnlichen Gelegenheiten bereits geschehen, genutzt, um die Familie Mann in einer groß angelegten Kampagne zu diffamieren. Diese und zahllose andere Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten trugen dazu bei, dass Erika und die gesamte Familie Mann 1933 über die Schweiz und Frankreich nach Amerika emigrierten.

Die Blüte bis zum Krieg – Weißenburg als Zentrum der Freilichtbewegung

Bei seiner Arbeit kamen Schmid die Beziehungen aus der Zeit als Student im Seminar des Münchner „Theaterprofessors“ Artur Kutscher zugute. Dieses Netzwerk nutzte der Regisseur auch bei den beiden „Tagungen Deutscher Dramatiker und Naturbühnenleiter“, die er in den Jahren 1932 und 1933 organisierte. Mit renommierten Kollegen und Künstlern diskutierte er dabei seine Ideen zur Pro-

fessionalisierung des Spiels unter freiem Himmel. Die Exponate der Begleitausstellung „Deutsche Freilichtbühnen“, die zur „1. Dramatikertagung“ in Weißenburg präsentiert wurde – großformatige Plakate, Fotografien und Bilder – haben sich in Privatbesitz erhalten und wurden vor zwei Jahren dem Weißenburger Stadtarchiv übergeben. Eine Auswahl der zeitgeschichtlich hochinteressanten Sammlung, die zudem Pressemappen und Spielpläne beinhaltet, wird vom 24. Mai bis zum 9. Juni 2019 vom Stadtarchiv in Zusammenarbeit mit der örtlichen Gruppe des Frankenbundes in einer Begleitausstellung zu den Jubiläumsveranstaltungen gezeigt.

1933 entband die Aufnahme des Bergwaldtheaters in die Reihe der „Reichswichtigen Freilichtspiele“ den Verkehrsverein von den großen finanziellen Belastungen der Vorjahre, schränkte aber auch zunehmend die Selbstbestimmung in Hinsicht auf die Auswahl der Stücke und Künstler ein. In einem Verbund mit dem Luisenburgtheater Wunsiedel und den Freilichtspielen auf der Heidecksburg in Rudolstadt firmierte das Bergwaldtheater nun als „Reichswichtige Theaterkette“ unter der Organisation und Oberaufsicht des „Reichsbundes der deutschen Freilicht- und Volksschau-

spiele“. Vor allem die Beschränkung des Einsatzes lokaler Kräfte bei den Aufführungen führte zu anhaltender Verstimmung auf Seiten des Weißenburger Organisationskomitees. Diese ging so weit, dass 1936 der Entschluss gefasst wurde, sich der Aufsicht durch die Theaterabteilung des Propagandaministeriums zu entziehen, indem man sich vollends auf die Aufführung von Opern verlegte. Diese Verlagerung des programmatischen Schwerpunktes behielt das Festspielunternehmen Bergwaldtheater bis zum Ausbruch des Krieges bei. In den Kriegsjahren selbst und in der ersten Zeit danach kamen die Aufführungen auf der Ludwigshöhe zum Erliegen. Schmid's Bemühungen, nach Kriegsende wieder im Bergwaldtheater tätig zu werden, waren erfolglos.

Langsame Wiederbelebung und neue Ideen

Erst 1951 wurde das Bergwaldtheater durch Auftritte auswärtiger Ensembles wieder bespielt. Vor allem die Städtischen Bühnen Nürnberg nutzten es bis 1973 für ihre Aufführungen. Erst danach wurde das Programm im Stadtwald breiter aufgestellt: Theater- und Musicalproduktionen, Klassik-, Rock- und Popkonzerte, Kindertheater sowie seit 2011 mit dem Heimspiel sogar ein eigenes (Pop-)

Musikfestival, das 2017 über 4000 Besucher anlockte.

Das Jubiläumsstück – in der Tradition der Anfänge

Zum Jubiläumsjahr 2019 sollen die Erfolgsformate weitergeführt werden. Zurück zu den Wurzeln heißt es jedoch im Juli: Ganz im künstlerischen Sinne von Egon Schmid und Dr. Hermann Fitz werden erstmals seit den Anfangsjahren wieder professionelle Schauspieler und lokale Laiendarsteller gemeinsam auf der Bühne stehen. In dem vom österreichischen Dramatiker Franzobel – 2017 Bayerischer Buchpreisträger – für das Bergwaldtheater geschriebenen und von Georg Schmiedleitner inszenierten Stück „Der Lebkuchenmann“ kehrt der künstlerische Geist der beiden Pioniere zurück in das Bergwaldtheater. Dieser „deutsche Supersommernachtsgau“ versucht, an die frühen Glanzzeiten der schönsten Naturbühne Süddeutschlands anzuknüpfen. Bis zu 100 Personen sollen dann, so Regisseur Schmiedleitner, zum Ensemble gehören und das Bergwaldtheater Weißenburg über die Grenzen Mittelfrankens hinaus wieder zu einem Referenzpunkt der Freilichttheater Bayerns machen.

Simon Sulk und Martin Weichmann

BERGWALDTHEATER WEIßENBURG

JULI 2019

Der Lebkuchenmann

Zum 90. Jubiläum des Weißenburger Bergwaldtheaters schrieb Stadtschreiber Franzobel ein besonderes Theaterstück, genau abgestimmt auf das Bergwaldtheater. Ein Stück über die Geschichte Weißenburgs, über richtiges und falsches Handeln, über beherztes Eingreifen und letztlich die Frage: Was kann man aus der Geschichte lernen?

Weitere Informationen zu Terminen und Karten:
www.bergwaldtheater.de

Kulturamt Weißenburg
Pfarrgasse 4,
91781 Weißenburg i. Bay.
Tel. 09141/907 330
kulturamt@weissenburg.de



Das Stück „Der Lebkuchenmann“ knüpft 2019 an die Traditionen der Anfangsjahre im Bergwaldtheater an: ein Stück über moralisches Handeln und die Lehren aus der Geschichte (Grafik: Stadt Weißenburg, Erik Körner)

Literatur

Stanka, Gisela / Zwanzig, Günter W.: *Bergwaldtheater Weißenburg. Entwicklung einer Naturbühne*, Weißenburg 1979.

Weichmann, Martin: *Der „Fall Erika Mann“; das Bergwaldtheater Weißenburg auf dem Weg ins Dritte Reich*, in: *Villa nostra – Weißenburger Blätter* 2004, H. 2, S. 5–29.

Weichmann, Martin: *Ein Fanatiker des Spiels unter freiem Himmel – Egon Schmid. Vom Bergwaldtheater zum Reichsbund der deutschen Freilicht- und Volksschauspiele*, in: *Villa nostra – Weißenburger Blätter* 2009, H. 2, S. 5–35.

Die Demokratisierung der Bundeswehr – Eine ungewöhnliche Hochschule in Fürstenfeldbruck

Die Demokratisierung der Hochschulen gehörte zu den zentralen und politisierten Themen der 1960er Jahre in Deutschland. Selbst einer der bedeutendsten Vertreter der Kritischen Theorie sollte dem Thema bei dem berühmt-berüchtigten Happening am 22. April 1969 im Hörsaal VI der Frankfurter Universität zum Opfer fallen, als eine Gruppe von Studenten vorgab, ein Teach-in zur „Demokratisierung der Hochschulen“ in seiner Vorlesung abhalten zu wollen, Adorno von mehreren barbusigen Studentinnen umkreist wurde und unter Tränen den Vorlesungssaal verließ.

Die Bestrebungen zur Reform der Hochschulen gingen auf die Fünfzigerjahre zurück. Der Sputnik-Schock von 1957 hatte eine zwei Jahrzehnte umfassende Reformperiode eingeleitet, welche

die alte Ordinarienuiversität in die paritätisch strukturierte Gruppenuniversität verwandeln sollte. Auf die Reformvorstellungen hin zu mehr studentischer Mitbestimmung und Kommunikation zwischen Professoren und Studenten entwickelten in den 1960er Jahren die sogenannten New Universities in England neue architektonische Konzepte, die auch auf dem Festland rezipiert wurden. Oft waren es clusterartige Campusanlagen, die auf die Verbindung von Lehren, Lernen und Wohnen, auf kurze Wege, auf die Schaffung von Kommunikationsbereichen und auf den Verzicht einer sozialen Hierarchisierung der Gebäude setzten.

Mit der in den Jahren 1974 bis 1977 mitten in der Kasernenanlage des Fliegerhorstes der Luftwaffe in Fürstenfeld-



bruck von Kurt Ackermann und dem Gartenarchitekten Günther Grzimek errichteten Offizierschule gelangten diese neuartigen Baukonzepte und die damit verbundenen Reformideen auch in die



Fürstenfeldbruck, Offizierschule. Verglaste Stahlfachwerkbrücken, Kunst im Außenbereich (Fotos: Michael Forstner, BLfD)

Bundeswehr. Um den Bruch mit den Traditionen der NS-Zeit auszudrücken, ist die Offizierschule aus der Axialität der Kasernenanlage herausgerückt und in eine parkähnlich gestaltete Landschaft gesetzt. Sie ist als clusterartiger, plastisch durchgliederter Baukomplex entstanden, der sich um offene und geschlossene Höfe gruppiert. Dem Grund- und Aufriss wurde ein Raster von 1,20 m zu Grunde gelegt, was die Vorfertigung von Bauelementen ermöglichte. Die Binnenwände sind manchmal als versetzbare Trennwände gestaltet, um sich ändernde Nutzungserfordernisse umsetzen zu können.

Die Bauten sind in Stahlbetonskelettbauweise mit Glasflächen, blauen Aluminiumverkleidungen und Stahlträgern errichtet, die auf die Farbe der Luftwaffe anspielt. Allein die Unterkünfte sind bei gleichem Erscheinungsbild konstruktiv anders in Schottenbauweise erstellt. Um die Wege kurz zu halten, wurden die Gebäudeteile zusätzlich durch verglaste Stahlfachwerkbrücken miteinander verbunden.

Prägend ist der reizvolle Wechsel von geschlossenen und offenen Flächen, von kompakter Struktur der Baukörper und filigraner Struktur der Wartungsbalkone. Durch die offene Grundrissfigur ebenso wie die Ausbildung von Terrassen und die Begrünung von Dachflächen wird ein fließender Übergang von Architektur und Natur angestrebt. Der Autoverkehr ist ausgeschlossen und auf die beiden großen Parkplätze süd- und nordwestlich der Offizierschule gelenkt.

Die Bereiche Wohnen, Verwalten und Lehren wurden weitgehend hierarchiefrei miteinander verbunden. Das Zentrum der Anlage bildet das auf H-förmigem Grundriss errichtete Hörsaalgebäude mit 900 Sitzplätzen im repräsentativ ausgestatteten Auditorium maximum. Im Dachgeschoss sind die Dozentenräume untergebracht. Um das Hörsaalgebäude sind die Unterkünfte rechtwinklig, in zueinander versetzten Flügeln im zweibündigen System angeordnet. Durch diese Anordnung der Flügel und Gänge zueinander wurden zahlreiche Kommunikationsräume ausgebildet.

Der von Günther Grzimek gestaltete Park orientiert sich an der bayerischen Voralpenlandschaft und ist in der Tradition des Landschaftsgartens angelegt. Wie die Architektur, so wurde auch die



Fürstenfeldbruck, Offizierschule. Auditorium maximum (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Fürstenfeldbruck, Offizierschule. Kommunikationsraum (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Gartengestaltung bewusst demokratisch konzipiert, auf Achsensysteme verzichtet und auf eine harmonische Einbettung in die umgebende Natur gesetzt. Ohne Abgrenzung durch Randsteine schlängeln sich Wege durch eine mit heimischen Gehölzen bepflanzte Hügellandschaft, die zur Kommunikation und Entspannung einlädt. Bereichert sind die Freiräume mit damals zeitgenössischen Parkskulpturen nationaler und internationaler Künstler.

Den östlichen Abschluss der Gesamtanlage bildet die Heizzentrale, die aus Kohlelager, Kessel- und Pumpenhaus besteht und die Energieversorgung gewährleistet. Für die Außenwirkung prägend ist die kontrastreiche Kombination aus Stahl-Glas-Konstruktion und Stahlrahmen-Konstruktion mit außenliegendem Tragwerk.

Die Offizierschule in Fürstenfeldbruck ist eine der wenigen echten Campus-Anlagen der 1970er Jahre in Deutsch-



Fürstenfeldbruck, Offizierschule, Heizkraftwerk und Kasernenanlage, Luftbild, 1970er Jahre (Luftbild: Bundeswehr, Fürstenfeldbruck)

land, da hier eine Verbindung von Wohnen und Lehren nicht nur geplant, sondern auch baulich umgesetzt worden ist. Mit ihrer clusterartigen, hierarchie-freien Struktur in einer Grünfläche, von der der Autoverkehr ferngehalten wurde,

setzte sie unmittelbar Konzepte der neu in England entstandenen Universitäten um. Neue Gestaltungsformen wie die Aufständigung der Gebäude und die Verbindungsgänge oder die Terrassierung der Geschosse, wie dies etwa die

University of East Anglia und die University of Essex zeigen, sind aufgenommen und einer neuen Struktur anverwandelt worden.

Kurt Ackermann hat jedoch die englischen Vorbilder des Brutalismus eigenständig adaptiert und sich dabei am International Style der Nachkriegsmoderne orientiert. Dies machen vor allem die Vorhangfassaden mit ihren filigranen Gittern der Wartungsgänge deutlich, die eine Reverenz an seinen Lehrer Egon Eiermann bedeuten. Auch das Heizkraftwerk knüpft mit seiner strengen Stahl-Glas-Fassade und den nach außen gekehrten, ästhetisch wirksamen Tragwerken an den von ihm bewunderten großen Architekten und Neuerer der Klassischen Moderne Mies van der Rohe und dessen Crown Hall im Illinois Institute of Technology an. Der von Günther Grzimek gestaltete Landschaftspark setzt die Neuerungen seiner epochemachenden Gestaltung des Olympiaparks in München fort. Durch das gemeinsame Wirken dieser beiden bedeutenden Persönlichkeiten der Architektur- bzw. Gartenarchitekturgeschichte ist ein Gesamtkunstwerk von über Bayern hinausreichender Bedeutung entstanden.



Fürstenfeldbruck, Offizierschule, Heizzentrale (Foto: Detlef Knipping, BLfD)

Detlef Knipping

Alexander Freiherr von Branca zum 100. Geburtstag

Ein richtungsweisender Kirchenbaumeister aus Bayern

Der Architekt, Baumeister und Ingenieur Alexander Freiherr von Branca war eine für München und ganz Süddeutschland außergewöhnlich bedeutsame Persönlichkeit. Er besetzte eine unverkennbar eigenwillige Position mit der Bildhaftigkeit seines Werkes, der Weiterentwicklung und Umformung tradierter Vorstellungen von Bauwerk und Stadtraum und seinem Bestreben, dem Bruch mit der Architektur des 19. Jahrhunderts entgegenzuwirken.

Am 11. Januar 1919 wurde er in eine Münchner Familie von Diplomaten, Offizieren und Architekten hineingeboren. Mit einem feinen Gespür für Proportionen ausgestattet, begann von Branca früh mit dem Zeichnen und Aquarellieren, gefördert von seiner Mutter, der Malerin Hedwig von Branca. Wegen der Nürnberger Gesetze in den 1930er Jahren vom Studium ausgeschlossen, begann er erst nach 1945 an der Technischen Hochschule München bei den Professoren Hans

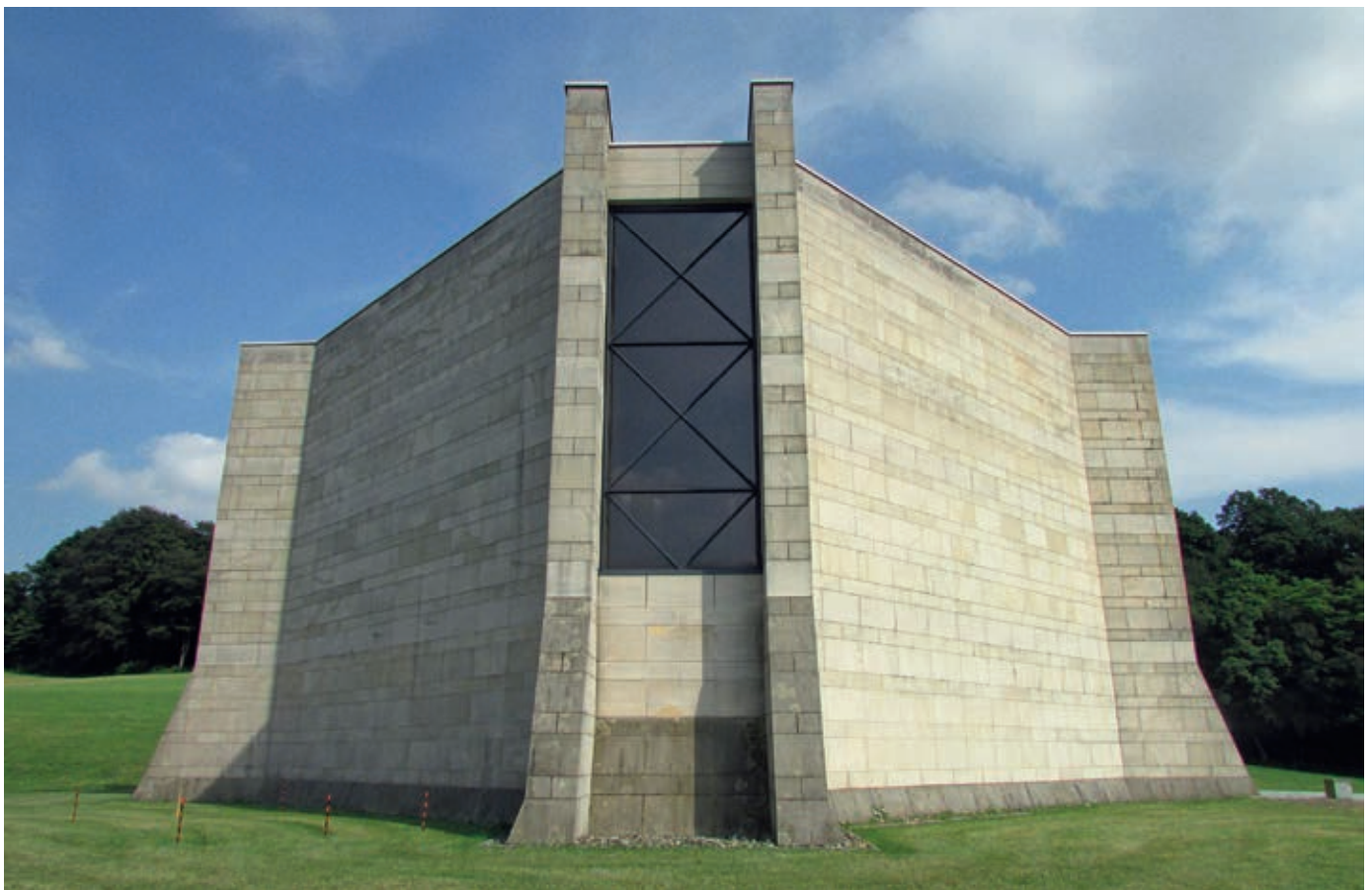
Döllgast, Robert Vorhoelzer und Friedrich Krauss zu studieren. Als Jahrgangsbester erhielt er ein Stipendium zum Besuch der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich, Europas führender Hochschule für Ingenieure und Architekten. Dort beschäftigte sich besonders William Dunkel mit der skandinavischen Moderne von Gunnar Asplund und Sigurd Lewerentz, und auch von Branca begeisterte sich dafür. In seinen formalen Lösungen ist überdies eine Auseinandersetzung mit der Architektur von Emil Steffann und Louis Kahn greifbar.

Ein Kennzeichen der Bauten von Brancas ist ihre Unverwechselbarkeit. Sie stehen in der Tradition der Architekturgeschichte und sind dabei gleichzeitig neu und dynamisch. Seine Formensprache ist geprägt vom geistigen Nachvollziehen der Vergangenheit, ohne diese unreflektiert zu übernehmen. Souverän im Umgang mit Formen und von einer

tiefen Religiosität durchdrungen, ging es ihm wesentlich darum, seine Bauten in architektonische Kontinuitäten einzubinden und diese stets weiterzudenken. Für die Sakralbauten ersann sein Büro dazu eine Formensprache, welche die Mauer als massiven Verband auffasste und eine kraftvolle, am Äußeren ablesbare Tektonik mit Innenräumen verband, die Sammlung und Konzentration zulassen.

Schwerpunkte seines Werks

Obwohl der Sakralbau den Schwerpunkt seiner Arbeit darstellte, finden sich auch eine Reihe fruchtbarer Beiträge zum Profanbau wie zum Beispiel die Botschaften in Madrid und beim Heiligen Stuhl in Rom, die Sparkasse in Wasserburg a. Inn, das Kurzentrum Bad Füssing, das Verlagsgebäude C. H. Beck an der Ainmillerstraße und die Raiffeisenbank am



Illingen-Wustweiler, Kapelle Statio dominus mundi, 2001/02 (Foto: Thomas van Nies)



Vallendar-Schönstatt, Generalat der Schönstätter Marienschwestern, 1964–1977 (Foto: Thomas van Nies)



Neusäß, Pfarrzentrum St. Thomas Morus, 1970–1972 (Foto: Doris Ebner, privat)

Oskar-von-Miller-Ring in München. Bereits in frühen Wettbewerben – neben den Kirchen am Harthof – für das Privatgymnasium Dr. Ernst Adam und das Pius-Kolleg in Sendling zeigt sich die Bedeutung der Landeshauptstadt für sein Schaffen. Erste Erfolge und vordere Platzierungen erzielte er bei Wettbewerben für den Marienhof in München und die Wallfahrtskirche in Syrakus sowie dem Städtebaulichen Wettbewerb in Izmir (alle frühe 1950er Jahre). Die Preisgerichte zeichneten von Anfang an Kraft und Anmut und den sicheren Formenkanon aus. Klarheit und Harmonie, Kreativität und handwerklich perfekte Ausarbeitung prägen seine Entwürfe. Für München schuf er bedeutende Werke mit der Neuen Pinakothek, der Klosterkirche Herz Jesu (Buttermelcherstraße 10) und der Servitinnenkirche in der Herzogspitalstraße. Zu seinen eindrucksvollsten Sakralbauten gehören Klöster und Kapellen, ferner das Priesterseminar St. Hieronymus in Augsburg oder die Pater-Kentenich-Begegnungsstätte auf Berg Schönstatt bei Vallendar. Besonders die jahrzehntelange Zusammenarbeit mit dem Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern brachte außergewöhnlich qualitätvolle Sakralbauten wie eine Totenkapelle und verschiedene Hauskapellen hervor.

Kein Postmodernist, aber in der Spätmoderne ein souveräner Traditionalist

Jürgen Habermas beschrieb in seinem stupenden Aufsatz über moderne und postmoderne Architektur, wie alle mit „post“ gebildeten Ausdrücke so gar nicht das Spektrum der Einstellungen zur Vergangenheit erschöpften. Viele Architekten der 1970er und 1980er Jahre wollten sich auch vom Schaffen der Vergangenheit distanzieren. Alexander von Branca aber glaubte fest daran, dass an einer reflektierten Aneignung der Geschichte, also an neu interpretierten Stilformen der Vergangenheit, ein Kontinuum ablesbar sein müsse. Als „Neukonservativer“ sah der Architekt Gestalt und Sein untrennbar miteinander verbunden. Er glaubte nicht an den Funktionalismus. Für ihn waren Liturgiekonformität und persönliche Frömmigkeit beste Voraussetzungen, um dem Sakralbau in Süddeutschland in einer Zeit des Aufbruchs mit einer



Augsburg, Priesterseminar St. Hieronymus, 1981–1987 (Foto: Doris Ebner)

gleichsam eigenen philosophisch-theologisch fundierten Haltung eigene Impulse zu geben. Über meine Forschungen zum Sakralbau im Werk des Architekten, „Von

der Ordnung der Liturgie. Der Sakralbau im Werk des Architekten Alexander Freiherr von Branca“, die in diesem Jahr beendet sein werden, hatte ich die Möglichkeit, den privaten Nachlass und alle kommunalen wie staatlichen Archive in Bayern auszuschöpfen. Deutlich wurde in seinem gewaltigen Œuvre von über 500 Projekten, wie der Sakralbau gleichsam die Architektursprache des Büros bestimmte. Allein über siebzig Projekte von Grabstätten über Aussegnungshallen bis zu Kirchen und Kapellen sind archivalisch nachweisbar.

Einpassung durch architektonische Ordnung

Wie Gottfried Böhm lief auch von Branca als Architekt im Wortsinn neben der Spur der Hauptrichtungen und präsentierte stets kritische und undogmatisch eigenformulierte Formfindungen. Hugo

Schnell sah nur in diesen beiden Architekten begabte Nachfolger der „alten Kirchenbaumeister“. Der Architekturhistoriker Wolfgang Pehnt nannte ihn einen Virtuosen der „Trutzarchitektur“ und bescheinigte seinen Kirchen eine signalhafte Wirkung. Er hob dabei auf die oft so einseitig verstandene Monumentalität als äußeres Erkennungszeichen ab. Dem Baumeister aber ging es nicht um Selbstverwirklichung oder Effekthascherei, ohne die Umgebung räumlich zu berücksichtigen, sondern vielmehr um Einpassung in die bestehende architektonische Ordnung und um die Veranschaulichung von Erhabenheit.

Das moderne Raumempfinden ergab sich bei ihm aus einer äußerlich fest umschließenden Masse, die im Innern das Gefühl einer erhaben-monumentalen Sicherheit verleiht. Die Räume sollen Sammlung und Konzentration auf die Liturgie vermitteln und ermöglichen. Von Branca durchdachte alle seine Schöpfun-



Augsburg, Bildungshaus St. Ulrich, 1971–1974 (Foto: Doris Ebner)

Alexander von Branca mit dem Augsburger Bischof Josef Stimpfle, 1982 (Foto: Nachlass von Branca), rechts daneben mit Büste (Foto: Carla von Branca)



gen, die im Sinne der Traktate von L. B. Alberti auch schön zu sein hatten, aus einer ganzheitlichen Auffassung von Architektur heraus. Maß, Ordnung und gleichmäßige geometrische Formen, sichere Proportionen und der Brückenschlag zur Vergangenheit waren sein Weg.

Wirken in der Öffentlichkeit und Rezeption seiner Arbeiten

Im Architekturdiskurs, besonders der 1970er/1980er Jahre, wird sein Gesamtwerk gänzlich unterschiedlich beurteilt, findet vollkommene Zustimmung wie

offene Ablehnung. Die Kritik in den BDA-Informationen schwankt zwischen Verdammung und Gipfel alles Guten. Bauherren, Fachpreisrichter und Nutzer aber haben die Architekturen seines Büros in der Regel äußerst positiv aufgenommen.

Einem hohen Verantwortungsbewusstsein und einer nicht zu leugnenden Verbundenheit zur bayerischen Heimat entsprang sein Engagement für die Denkmalpflege. In seiner Amtszeit als Stadtheimatpfleger für München zwischen 1972 und 1988 sind zahlreiche gestalterische Maßnahmen vorgenommen worden, die insbesondere Abbrüche verhinderten und moderne Lückenschlüsse förderten. Seine Mitarbeit an der Lösungsfindung in rund 35 000 Fällen wurde vielfach mit Preisen im Denkmalschutz ausgezeichnet, genannt seien hier nur der bedeutende Deutsche Preis für Denkmalschutz (Karl-Friedrich-Schinkel-Ring) und die Verleihung der Bayerischen Denkmalschutzmedaille im Jahr 1980.

Thomas van Nies

Literatur

Architekturmuseum Schwaben (Hrsg.): *Alexander Freiherr von Branca (1919–2011)*, Augsburg 2019

Branca, Alexander von: *Wegweisung in eine gläubigere Zukunft*, in: Säkularinstitut der Schönstätter Marienschwestern (Hrsg.): *Das Pater-Kentenich-Haus auf Berg Schönstatt. Ansprachen zur Eröffnung am 11. September 1985 und zur Einweihung am 5. September 1986*, Vallendar-Schönstatt 1986

Widtmann, Heimo: *Kirchenbau der Gegenwart. Grenzen, Möglichkeiten und Chancen einer Architekturaufgabe*, in: Ders. (Hrsg.): *Kirchenbau der Gegenwart. Symposium in Schloss Neudorf/Steiermark in der Zeit vom 21.–23.6.1968 (Tradition und Moderne Gesellschaft, Folge 1)*, Graz 1969



München, Klosterkirche Herz Jesu, 1953 (Foto: Burkhard Körner)

DENKMALFORSCHUNG

Bestandsaufnahme mittels Fotogrammetrie

Eisenzeitliche Grabhügel bei Wilzhofen vermessen und kartiert

Entlang der Bundesstraße 2 südlich des Ammersees erstrecken sich nahe Wielenbach-Wilzhofen (Lkr. Weilheim-Schongau) die Bodendenkmäler D-1-8133-0001 und -0010. Hierbei handelt es sich um mehrere große Grabhügelfelder und kleinere Gruppen von Grabhügeln.

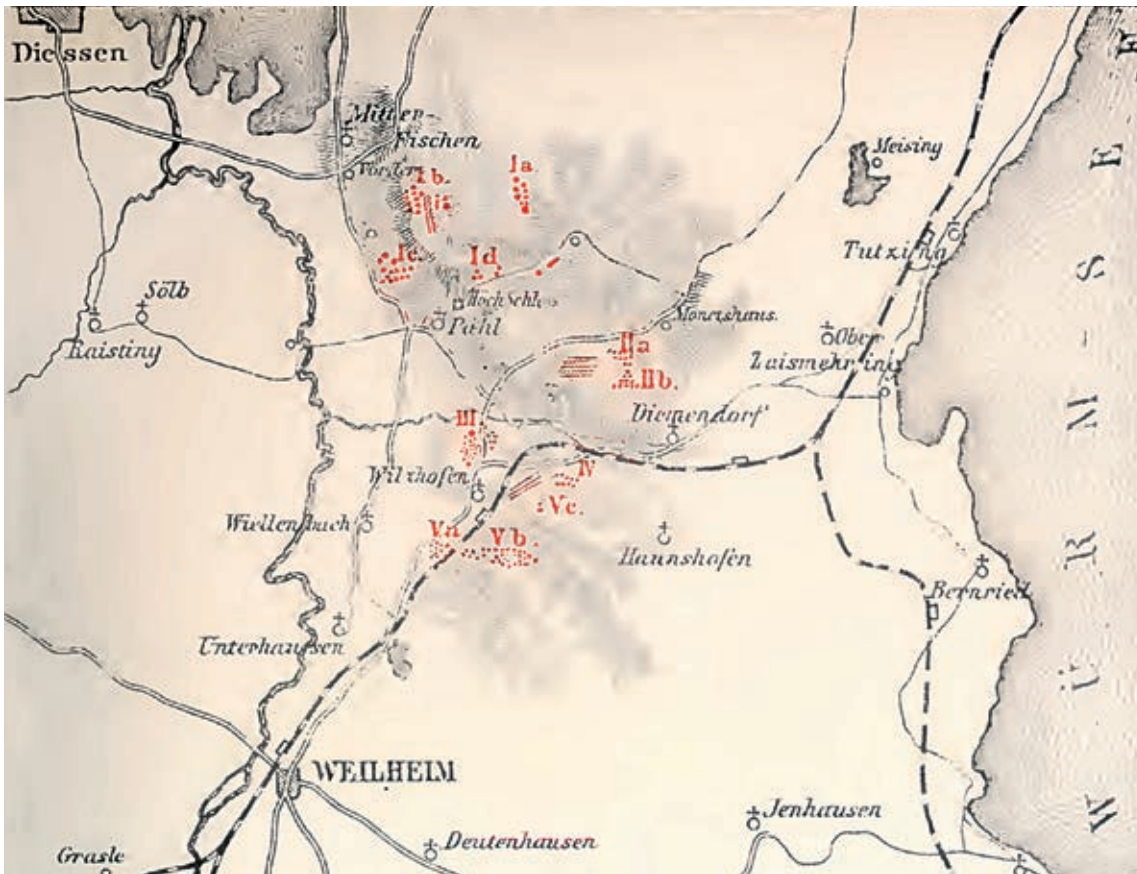
Die Erforschung dieser Grabanlagen aus der Hallstatt- (ca. 800–450 v. Chr.) und Latènezeit (ca. 450 bis um Christi Geburt) begann 1883 durch Julius Naue, der viele Hügelgräber zwischen Ammersee und Starnberger See geöffnet hat.

Moderne Vermessungen wurden 1965 vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) durchgeführt, sie zeigen den Zustand nach erfolgten Drainagemaßnahmen im Bereich dieses Bodendenkmals. Infolge der intensiven landwirtschaftlichen Nutzung hier ist ein rascher Verlust der Denkmalsubstanz zu verzeichnen. Dennoch sind bis heute einige Hügel obertägig erkennbar, vor allem im Zwickel zwischen der B2 und der Alten Münchener Straße.

Als angehende Bauingenieure nahmen sich die Verfasser im Rahmen ihrer Bachelorarbeit an der Hochschule Augsburg in Zusammenarbeit mit dem BLfD (Dr. Stefanie Berg) die genannten Hügelgräber vor. Ziel der Abschlussarbeit war eine Bestandsaufnahme des Geländes und eine daraus hervorgehende Kartierung. Angesichts des bevorstehenden Umbaus der an das Gräberfeld angrenzenden Bundesstraße soll die Bestandsaufnahme im Falle einer Übersättigung den derzeitigen Stand dokumentieren. Dabei kamen modernste vermessungstechnische Geräte sowie unterschiedliche Messmethoden zur Verifizierung der gewonnenen Messdaten zum Einsatz.



Wilzhofen. Blick über das Areal der Grabhügelgruppe Richtung Norden; links die B2, rechts die Alte Münchener Straße. Die Hügel westlich der B2 zeichnen sich teilweise noch als Verfärbungen ab (Foto: BLfD Luftbilddokumentation, Aufnahmedatum 22.12.1985, Fotograf O. Braasch, Archiv-Nr. 8132/011 Film-Nr. 4199 Bild 30)



Wilzhofen. Von Julius Naue publizierte Karte (Ausschnitt) der von ihm bis 1886 untersuchten Hügelgräbergruppen (Karte aus: J. Naue, *Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee* [Stuttgart 1887] Taf. I.)

Das Verfahren

Das Messverfahren, das zur Anwendung kam, ist die sogenannte Fotogrammetrie. Dieses Verfahren basiert auf der Auswertung von fotografischen Aufnahmen und kommt heutzutage in den verschiedensten Branchen zum Einsatz. Dabei kann ein Punkt, welcher auf mindestens zwei Fotografien abgebildet ist, mit Hilfe des räumlichen Vorwärtsschnitts in Lage und Höhe bestimmt werden. Die Idee zur Berechnung von Objektkoordinaten aus fotografischen Bildern entstand bereits Ende des 19. Jahrhunderts und hat sich seither durch den technologischen Fortschritt in der EDV deutlich weiterentwickelt. Speziell in der Vermessung eignet sich dieses Verfahren zur Aufnahme ausgedehnter, lichter Flächen mit Hilfe von Luftaufnahmen.

Im Hinblick auf die Befliegung ist eine möglichst genaue Vorplanung unverzichtbar. Um aus den Luftaufnahmen später Koordinaten gewinnen zu können, ist es erforderlich, dass der betreffende Punkt von unterschiedlichen Standorten aufgenommen wird und auf mindestens

zwei Bildern erscheint. Um dies sicherzustellen, ist eine Überlappung der einzelnen Aufnahmen sowohl in Quer- als auch in Längsrichtung notwendig. Wenn jeder Punkt auf möglichst vielen Bildern abgebildet ist, wird das Messergebnis umso genauer. Zudem sollte es sich bei den Bildern um Senkrechtaufnahmen in möglichst gleichem Maßstab handeln. Die Aufnahmen müssen dementsprechend alle aus gleicher Flughöhe aufgenommen werden. Mit diesen Vorgaben kann die Befliegung beginnen. Im Nachgang werden die gewonnenen Daten mit spezieller Software ausgewertet, zu einem großen Luftbild zusammengesetzt und ein digitales Geländemodell (DGM) erstellt. Global orientieren lässt sich das DGM mit zuvor eingemessenen Festpunkten.

Anwendung in der Praxis

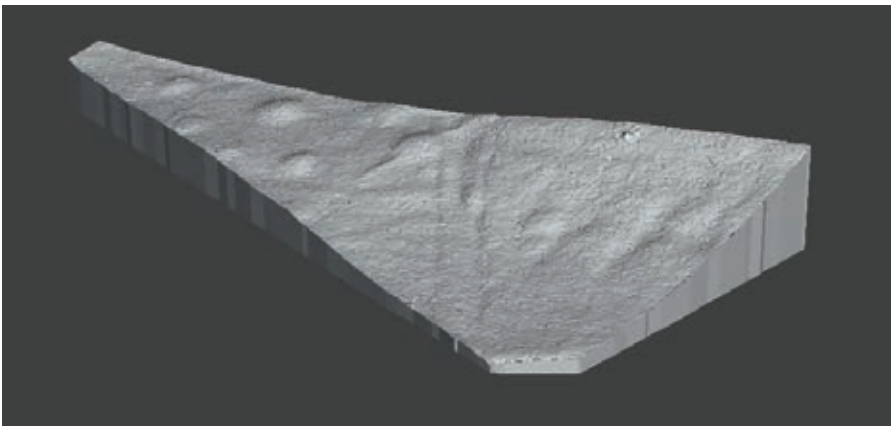
Zur Aufnahme des noch bestehenden Bodendenkmals kam die hochschuleigene Drohne – ein Oktokopter HT-8-2000 der Firma Height Tech – zum Einsatz. Damit wurden auf einem Areal von ca.



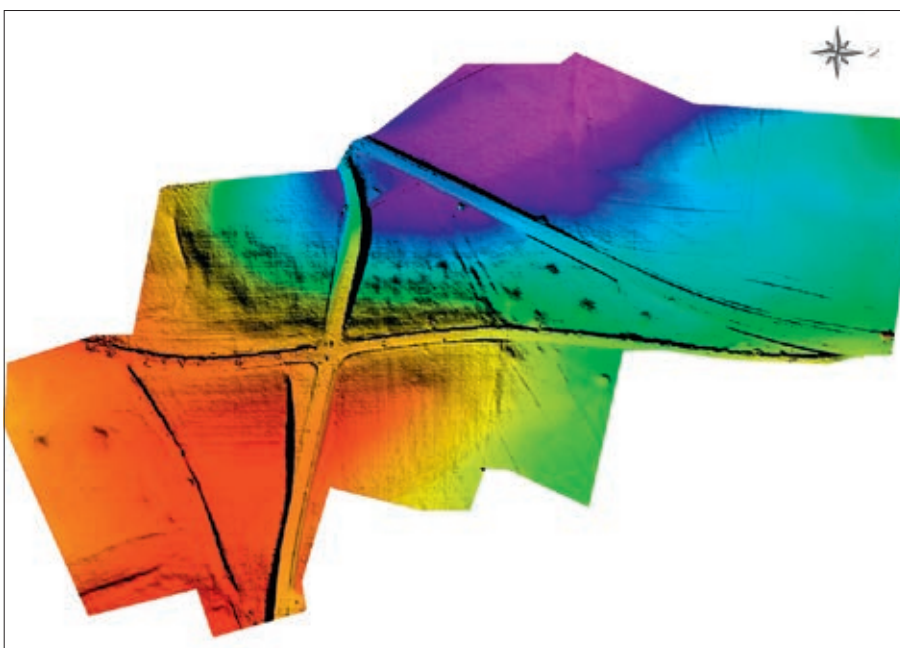
Wilzhofen. Digitales Geländemodell mit Eintragung der Denkmalfäche (Kartengrundlage: Bayerische Vermessungsverwaltung 2018)



Oktokopter HAT-8-2000 der Hochschule Augsburg (Foto: Tim Nottensteiner und Torsten Gronbach)



Wilzhofen. 3D-Geländemodell mit Überhöhung als Grundlage für ein Modell vor Ort (Grafik: Tim Nottensteiner und Torsten Gronbach)



Wilzhofen. Kartierung auf Grundlage der Daten aus der fotogrammetrischen Vermessung (Grafik: Tim Nottensteiner und Torsten Gronbach)

24 ha rund 900 verwendbare Luftbilder des Geländes aufgenommen. Das bei der Auswertung entstandene DGM gibt die Grundlage für die Kartierung des Bodendenkmals. Mit der Darstellung des Modells in Höhenlinien sind die einzelnen Hügelgräber gut zu erkennen und eingrenzbar.

Zur Verifizierung der fotogrammetrischen Daten griff man auf die tachymetrische Vermessung und das Laserscanverfahren zurück. Hierbei wurden Teilflächen, welche mit allen drei Methoden vermessen worden waren, direkt übereinandergelegt und miteinander verglichen. So konnte sichergestellt werden, dass die bei der Drohnenbefliegung gewonnenen Messdaten korrekt sind und eine ausreichende Genauigkeit im unteren cm-Bereich abbilden. Allgemein lässt sich sagen, dass die tachymetrische Vermessung zwar genauer (unterer mm-Bereich), jedoch sehr zeitaufwendig und zur Aufnahme von großen Flächen eher ungeeignet ist. Im Gegensatz dazu bilden die amtlichen Laserscandaten zwar sehr schnell große Flächen ab, jedoch ist die erzielte Genauigkeit von 1 m deutlich geringer. Die in Wilzhofen durchgeführte Drohnenvermessung ist ein Kompromiss aus beiden Verfahren und erwies sich als passend für das vorliegende Hügelgräberfeld.

Ausblick

Im Rahmen der Abschlussarbeit wurden außerdem verschiedene Konzepte entwickelt, wie das Gelände rund um die Hügelgräber aufbereitet und Informationen für interessierte Besucher vermittelt werden können. Dazu gehören ein Infostand und ein Informationspfad durch das Hügelgräberfeld; darüber hinaus entstand die Idee, ein maßstabsgetreues 3D-Modell des Geländes auszustellen. In kleinerem Format wurde dies mit dem hochschuleigenen 3D-Drucker bereits umgesetzt. Alle Konzepte und Daten liegen dem BLfD vor und werden nun im Nachgang weiterverfolgt, sodass das Hügelgräberfeld unweit des Ammersees bald auch für die Öffentlichkeit ein reizvolles Ausflugsziel der Region werden könnte.

Torsten Gronbach und
Tim Nottensteiner

Staffelberg – Das Zangentor im Fokus

Vorüberlegungen zur Rekonstruktion der keltischen Toranlage

Seit dem Jahr 2015 verfolgt der Landkreis Lichtenfels das Ziel, eines der Tore des Oppidums auf dem Staffelberg über Bad Staffelstein am originalen Standort als Rekonstruktion wiederzuerrichten. Dazu wurde eine „verdächtige“, auf das Maintal gerichtete Lücke in der Randbefestigung der spätkeltischen Stadtanlage ins Auge gefasst, in der die Forschung schon seit langem ein Tor vermutet.

Bereits zu Beginn der ersten Überlegungen war das Landesamt für Denkmalpflege an dem Projekt beteiligt. Nicht zuletzt aufgrund der von dort geäußerten Bedenken wurden intensive Anstrengungen unternommen, um das Projekt zu verwirklichen und dabei nach Möglichkeit eine denkmalschonende Vorgehensweise zu wählen. Nach einer zerstörungsfreien Prospektion wurden schließlich 2017 kleinere Voruntersuchungen umgesetzt, die die Existenz dieses Westtors verifizieren konnten. Auf dieser Grundlage wurde in enger Abstimmung mit der Fachbehörde ein Konzept entwickelt, das bei maxima-

lem Denkmalerhalt eine moderne Forschungsgrabung mit wissenschaftlicher Auswertung garantiert. Hervorzuheben ist, dass hierbei der Landkreis – der Hauptkostenträger ist und ohne Denkmalpflegemittel auskommt – sich seiner besonderen Verantwortung bewusst ist und mehrjährig den Projektleiter anstellte.

Beratendes Fachkolloquium

Obwohl die antike Torgasse durch einen modernen Hohlweg teilweise gestört ist, erwiesen sich bereits die Voruntersuchungen als so vielversprechend, dass ihnen ab dem Frühjahr 2018 eine umfangliche archäologische Ausgrabung folgen konnte. Sie wird unter Forschungsbedingungen durchgeführt und nach modernsten Standards mit dreidimensionalen Verfahren dokumentiert. Bevor diese nun ab März 2019 fortgesetzt und bis zum Sommer abgeschlossen werden soll, fand auf Einladung des Landkreises und des

Staffelberg.
Virtuelle
Rekonstruktion
des spätkeltischen
Zangentores
(Grafik: W. Hegel)



Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) am 22.2.2018 in Lichtenfels ein kleines, aber hochkarätig besetztes Kolloquium statt. Neben ausgewiesenen



Staffelberg. Freilegung der mehrphasigen Pfostenschlitzmauer entlang der südlichen Wange des Zangentores (Foto: H. Vorndran)



Kennern der süddeutschen Oppidakultur nahmen daran Vertreter des BLfD und des Landesdenkmalamts Baden-Württemberg teil, außerdem Repräsentanten erfolgreicher archäologischer Rekonstruktionsprojekte sowie auf den Holzbau in der Denkmalpflege spezialisierte Ingenieure. In diesem Kreis wurden sehr detailliert die bisher im Torbereich freigelegten Befunde vorgestellt und intensiv diskutiert. Zwar gingen die Ansichten teilweise auseinander, in welcher Form die Rekonstruktion später vor Ort erfolgen sollte, doch war man sich grundsätzlich darüber einig, dass die Qualität und Erhaltung der Befunde so außergewöhnlich gut ist, dass die Ausgrabung des Tores einen wichtigen Beitrag und neue Aspekte zur Kenntnis spätkeltischer Toranlagen liefern wird.

Grabungsbefunde als Grundlage der Rekonstruktion

Kernstück bildete das etwa 8,6 m lange Torgebäude, welches bei einer lichten Weite von 7,1 m durch eine zentrale Pfostenreihe zwei getrennte Fahrbahnen besaß. Bemerkenswerterweise wies nur die südliche einen Belag aus dicht gepackten, faustgroßen Steinen auf, während die nördliche lediglich aus aufplanierter Er-

de bestand. Immerhin ließ sich aber gleiches auch außerhalb in der Torgasse beobachten. Entlang der Mauern wurde das Oberflächenwasser in jeweils einer mit Lehm ausgekleideten Rinne durch das Torgebäude nach außen geleitet. Die Seitenwände des Torgebäudes waren in einer massiven, gitterartigen Fachwerkkonstruktion aus bis zu 65 cm starken Pfosten und 15 × 20 cm starken Querriegellagen im Abstand von etwa 50 cm errichtet worden. Alle Hölzer waren kantig zugebeilt und die Gefache, die bisweilen schmaler als die Pfosten waren, mit ausgesuchten Kalk- und Dolomitquadern gefüllt. Ab etwa 1 m Höhe war jeder Querriegel in der rückwärtigen Wallschüttung durch bis zu 7 m lange Rückankerbalken gesichert. Obwohl nicht alle Fachwerkständer auch als Pfosten eingetieft waren, könnte aufgrund der äußerst massiven Bauweise sogar ein mehrgeschossiges Gebäude angenommen werden. Umso mehr, als sich die Durchfahrtshöhe aufgrund der verbrannten Reste der mutmaßlichen nach innen gekippten Torflügel und durch die Niveauunterschiede im Gelände vermutlich mit rund 5 m beziffern lässt.

Die Pfostenschlitzmauer in der Torgasse war einfacher gebaut und offenbar weniger dauerhaft. Denn gegenüber dem einphasigen Torbau lassen sich hier mindestens vier Bau- bzw. Ausbesserungs-

phasen mit abnehmender Mauer- und Steinqualität nachzeichnen.

Auf der anderen Seite des Torbaus, also im Siedlungsinernen, weitete sich die Mauer mit zunächst jeweils einem weiteren gemauerten Segment trichterförmig und ging dann in etwa 10 m lange Plankenwände über, welche durch Pfosten in bis zu 1,8 m tiefen Gruben die Wallenden vor dem Abrutschen sicherten. Unmittelbar davor lag der Kreuzungsbereich mehrerer Wege, die sich hier aus verschiedenen Richtungen im Oppidum kommend vor dem Tor trafen. In einer Weise, wie man es ansonsten nur aus der Kontaktzone mit dem Mittelmeerraum kennt, waren sie allesamt durch Steinrollierungen und/oder regelrechte Aufschotterungen befestigt und sogar über einen gewissen Zeitraum durch Ausbesserungen in Stand gehalten worden. Wie die Ausgrabungen zeigen, handelt es sich bei dem von dort aus auf den Gipfel führenden Fußpfad um den ältesten künstlich hergestellten und noch immer genutzten Weg Bayerns, ja wahrscheinlich sogar Deutschlands!

Kopf und Fuß – Seltene Details

Eine Fülle von Details ergänzt diese Aussagen: Sie reichen von Beobachtungen zum Beginn und Ablauf der Bauarbeiten in keltischer Zeit bis hin zu zwei Lanzenschuhen, die auf gleicher Höhe im Torbau gefunden wurden und so vielleicht den bevorzugten Standort der Wache anzeigen könnten. Mit Fragmenten von wohl mehr als einem Dutzend Individuen ist auch die Anzahl der aufgefundenen menschlichen Schädelreste außergewöhnlich hoch. Sie wurden buchstäblich vor jeder Pfostenausparung in der Torgasse und vor jedem eingetieften Pfosten innerhalb des Torgebäudes gefunden und dürften ursprünglich, da entsprechende Nägel fehlen, in Nischen eingelassen gewesen sein. Vergleichbare Häufungen sind ansonsten lediglich aus sakralen Zusammenhängen bekannt. Ein weiteres Highlight stellen zwei Schuhabdrücke dar, die sich durch ein schnelles Überdecken im Schlamm der keltischen Baustelle erhalten haben. Zumindest einer ist klar als rechter Fuß umrissen und lässt sogar noch den Matsch erkennen, der unter den Zehen hervorgequollen ist.

Markus Schußmann

Frühmittelalterliches Grubenhaus unter dem Pflug

Beobachtungen zum Denkmalerhalt in der Hellmitzheimer Bucht

Die Hellmitzheimer Bucht, eine siedlungsfreundliche Kleinregion

Die weite Hügellandschaft der Gauflächen am Maindreieck wandelt sich Richtung Osten in eine etwas kleinteiligere Landschaft, die alsbald in die Höhen des Steigerwaldes übergeht. An diesem Übergang zur sogenannten Steigerwaldstufe liegt die Hellmitzheimer Bucht, eine von Bullenheimer Berg und Schwanberg eingerahmte Mikroregion mit sehr guten bis mäßig guten Böden, die sich durch mehrere Quellaustritte und eine geschützte Lage auszeichnet. Daher ist es nicht verwunderlich, dass diese Region bereits seit der Linearbandkeramik besiedelt wurde und bis heute intensiv landwirtschaftlich genutzt wird.

Heute findet sich hier ein dichtes Netz an kleinen Dörfern um die Stadt Iphofen. Viele Ortsnamen enden auf „-heim“ und sind schon in Schriftquellen des 8. Jahrhunderts erstmals erwähnt. Sie haben also frühmittelalterliche Wurzeln, die durch

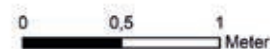
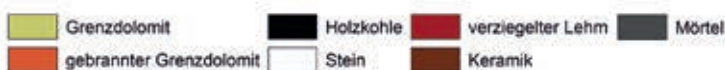
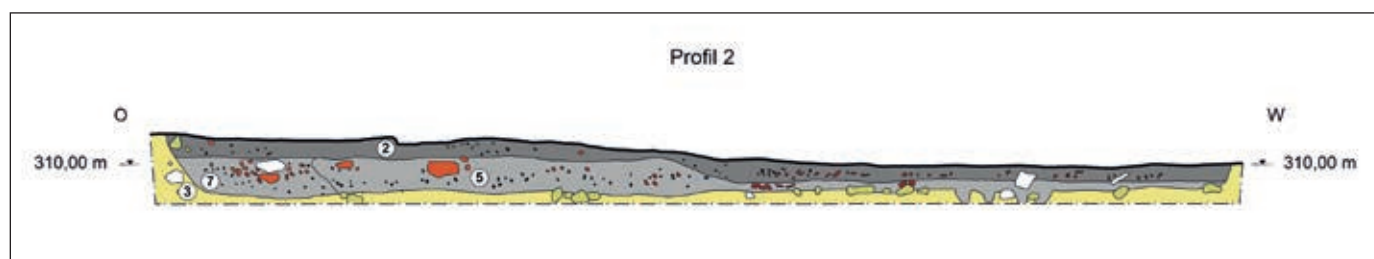
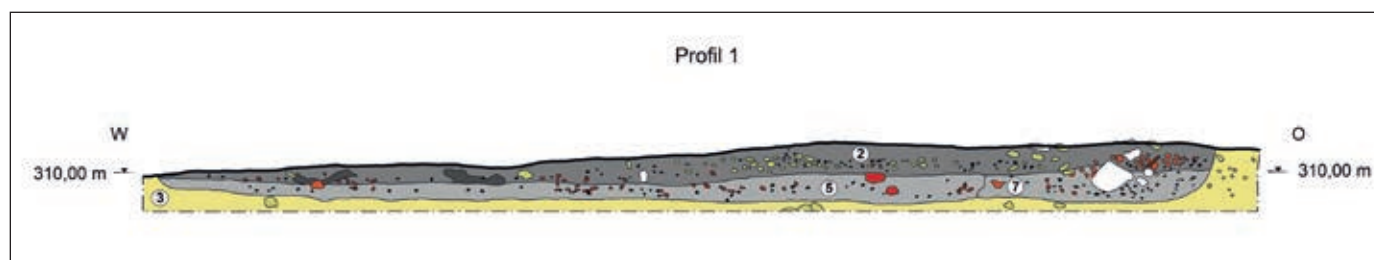
Grabfunde der Merowingerzeit in einigen Fällen auch belegt werden können.

Doch archäologische Aufschlüsse mit Siedlungsspuren in Form von Hausgrundrissen, Grubenhäusern, Abfall- oder Werkgruben bzw. Brunnen dieser Zeit sind bislang nur an wenigen Stellen und nur ausschnitthaft bekannt. Zumeist sind es Streufunde, die von heimatsgeschichtlich interessierten Sammlern aufgelesen und dem Landesamt für Denkmalpflege gemeldet wurden, die ein vages Bild der Siedlungsstellen und ihrer Bestandsdauer entstehen lassen. Da auch diese Plätze spärlich sind, folgerte man gerne, dass die Dörfer ortskonstant und daher frühmittelalterliche Befunde durch jüngere Baumaßnahmen längst überprägt seien. Diese Erklärung ist allerdings nicht ohne Weiteres zu verallgemeinern. Spuren frühmittelalterlicher Siedlungen – Wüstungen – sind nämlich sehr wohl auch unter heute landwirtschaftlich genutzten Flächen mehr oder weniger gut erhalten.

Beispiel Wüstung Dornheim

Zwischen den Orten Hellmitzheim und Dornheim liegt die zu Dornheim gehörende Flur „Dornheimer Grund“. Sie wird geteilt durch den Zettelbach, der in der Verlängerung eines leicht eingeschnittenen Trockentals entspringt und Richtung Westen in den Breitbach und letztlich in den Main entwässert. Während der Bachlauf die tiefste Stelle einnimmt, steigen die Äcker nach Süden sehr leicht und nach Norden etwas stärker an. Der Höhenunterschied zwischen Bachgrund und höchster Stelle des nördlichen Ackers beträgt etwa 8 m bei einer Distanz von 250 m.

Vornehmlich von diesem nördlichen Acker stammen Lesefunde eines inzwischen verstorbenen Sammlers. Über mehrere Jahrzehnte hatte er Kisten mit einigen hundert Scherben von Keramikgefäßen sowie Kleinfunde aus Glas, Bein, Eisen und Buntmetall vom Dornheimer Grund zusammengetragen. Ein beträcht-



Dornheimer Grund. In Ost-West-Richtung angelegte Profile durch das Grubenhaus. Bei Schicht 2 handelt es sich um eine Verfüllschicht, die nach der Aufgabe des Hauses eingefüllt wurde. Die Schichten 5 und 7 dürften den Laufhorizont zeigen bzw. während der Nutzung des Hauses entstanden sein. Deutlich zeigt sich die abnehmende Befundmächtigkeit im Westen (Grafik: M. Marchert/A. Voigt)



Dornheimer Grund. Grabungsschnitt mit dem Befund des frühmittelalterlichen Grubenhauses im Unterhangbereich. Ausgrabung im Sommer 2018 (Foto: Anja Pütz)

licher Anteil der Funde datiert in das frühe Mittelalter. Wann die Siedlung wüst fiel oder vielleicht auch verlagert wurde, lässt sich anhand der Lesefundscherben nicht festlegen. Während für die Karolingerzeit noch sichere Belege vorliegen, ist Fundmaterial des 10. bis 12. Jahrhunderts bislang sehr spärlich und Fundgut aus späteren Phasen kaum aussagefähig.

Forschungsprojekt: Frage nach den Gegebenheiten

Die Sammlerfunde waren Auslöser für ein kleines Forschungsprojekt der Universität Jena, das dankenswerterweise von der Stadt Iphofen finanziert und vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) unterstützt wurde. In erster Linie sollte der merowingerzeitliche Siedlungsplatz in seiner Lage, Ausdehnung und zeitlichen Entwicklung sowie bezüglich seiner wirtschaftlichen Einbindung genauer erfasst werden. Dabei galt es auch der Frage nachzugehen, wie es um den Erhalt des Bodendenkmals bestellt ist, wenn bereits so viel

Fundmaterial auf der Ackeroberfläche vorzufinden ist.

Um die Fundstelle besser eingrenzen und Strukturen erkennen zu können, führte das Leibniz-Institut für Photonsche Technologien gemeinsam mit der Supracon AG eine magnetische Prospektion der Felder durch. Zwei Surveykampagnen mit Einzelfundeinmessungen konnten das Fundbild bestätigen und Konzentrationen frühmittelalterlicher Funde ausmachen. Eine bodenkundliche Untersuchung mittels Bohrstocksondagen half, einen ersten Überblick über den Bodenaufbau und die Geomorphologie zu bekommen. Bald war klar erkenntlich, dass Erosionsvorgänge die Modellierung des sanften Hügels überprägt hatten. Fanden sich auf den Hügelkuppen nur noch etwa 20–30 cm Humusaufgabe über dem hier anstehenden Grenzdolomit – einem ortstypischen, dolomitiserten Kalkgestein von gelblicher Färbung –, so wurden im Talgrund bis zu 140 cm kolluviale Überdeckung festgestellt. Eine Datierung dieser Erosionsvorgänge war allerdings bislang nicht möglich. Durch einen bereits im Jahr 2016 im Rahmen

der bodenkundlichen Untersuchungen durchgeführten Aufschluss mithilfe eines ca. 4 × 2 m großen Grabungsschnittes im Bereich einer leichten Geländesenke des nördlichen Ackers konnten drei größere Erosionsphasen voneinander unterschieden werden. Mindestens die beiden oberen Lagen müssen demnach im oder eher nach dem frühen Mittelalter zustande gekommen sein, da in ihnen entsprechendes Scherbenmaterial angetroffen wurde. Es ist also mit mehreren einschneidenden Großereignissen wie Unwettern oder Schlechtwetterperioden zu rechnen, die den Hügel überprägt haben, und zugleich mit einem kontinuierlichen Abtrag der oberen Bodenbereiche am Oberhang durch Wind und Wasser während der Zeiten, in denen der Ackerboden ungeschützt offen liegt.

Verifizierung mittels Grabungsschnitt

Um der Frage nach Überresten der frühmittelalterlichen Siedlung und ihrem Erhalt weiter nachzugehen, wurde auf

der Basis des Magnetogramms und der Verteilung entsprechender Funde ein Grabungsschnitt angelegt. In diesem wurde ein Grubenhaus frühmittelalterlicher Zeitstellung erwartet und glücklicherweise auch angetroffen.

Der ca. 32 m² große Grabungsschnitt befindet sich im Bereich des Unterhangs, etwa 30 m nördlich der Zettelbachquelle

fen entstandene Halbkeller ermöglicht im Sommer etwas kühlere Temperaturen und eine stetige leichte Bodenfeuchte, was gerade für das Verarbeiten von Flachs als günstig gilt. Für Archäologen hat die eingetiefte Bauweise den Vorteil, dass man in Grubenhäusern den eigentlichen Laufhorizont des Hauses noch vorfindet, während dieser bei ehemals

Glasscherben ersichtlich, dass sich diese vor allem im Westen finden. Dies dürfte mit der unterschiedlichen Mächtigkeit der Fundschichten korrespondieren und nicht im Zusammenhang mit Nutzungsbereichen des Grubenhauses stehen, zumal die meisten Funde aus der Verfüllschicht des Hauses und weniger aus seinem Nutzungshorizont stammen.



Dornheimer Grund. Das Grubenhaus nach dem Freilegen unter dem Pflughorizont (Planum 1). Deutlich hebt sich die humosere Befundverfüllung gegenüber der verwitternden Grenzdolomit-Schuttschicht ab (Foto: Anja Pütz)

und somit im etwas flacheren, östlichen Bereich des Ackers. Das Gelände fällt hier leicht nach Süden ab. Innerhalb des Grabungsschnitts betrug der Höhenunterschied maximal etwa 50 cm. Nach dem Entfernen des Pflughorizonts, der hier zwischen 30 und 40 cm mächtig lag, trat in den befundfreien Bereichen der gelbliche Grenzdolomit bzw. eine periglazial entstandene Schuttschicht aus Kalksteinen und Grenzdolomit, eingebettet in hellbraunen, tonigen Verwitterungslehm, zutage. In diese sehr harte Schicht eingetieft zeigte sich – wie erhofft – der Befund eines 5,3 × 3,6–3,4 m großen Grubenhauses.

Solche Grubenhäuser sind üblicherweise um 50–100 cm in den anstehenden Boden eingetieft und von geringer Größe. Weil darin häufiger Funde aus der Textilverarbeitung vorkommen, versteht man sie gern als Webhäuser bzw. allgemein als Arbeitshäuser. Der durch das Eintie-

fen entstandene Halbkeller ermöglicht im Sommer etwas kühlere Temperaturen und eine stetige leichte Bodenfeuchte, was gerade für das Verarbeiten von Flachs als günstig gilt.

Nach dem Abtiefen der Verfüllung und des Laufhorizontes in der heute leicht abfallenden Fläche zeigte sich, dass das Grubenhaus ursprünglich auf nahezu ebenem Untergrund angelegt worden war. Höhenunterschiede in Planum 1 sind daher eindeutig erhaltungsbedingt zu interpretieren. Diese Beobachtung ist besonders deutlich in den Profilen nachzuvollziehen, die während des Abgrabens sowohl in Nord-Süd-Richtung als auch in Ost-West-Richtung dokumentiert wurden. Davon ist die Ost-West-Richtung und damit die Pflugrichtung stärker betroffen. Während das Grubenhaus im Westen noch etwa 30 cm tief erhalten war, waren es im Osten lediglich 10 cm. Diese unterschiedliche Erhaltung machte sich auch ganz klar in der Fundverteilung bemerkbar: Eindeutig ist an der Verteilung der Tierknochen, Keramik- und

Zustand des Bodendenkmals besorgniserregend

Es bleibt unbekannt, wie tief das Grubenhaus ursprünglich einmal in den Untergrund eingetieft war. Offensichtlich ist aber, dass es im Osten bereits seit einiger Zeit unter Pflug steht und hier mindestens 20 cm Befund verloren sind. Auch wenn von diesem einen Grubenhaus schwerlich auf den Zustand von Befunden in anderer Hanglage geschlossen werden kann, ist doch zu vermuten, dass der Erhalt in den höheren Lagen noch deutlich schlechter ist. Zu hoffen bleibt, dass durch die kolluviale Überdeckung in tieferen Bereichen die archäologischen Überreste besser geschützt sind.

Für den Erhalt des Bodendenkmals stimmt hoffnungsvoll, dass der Boden aktuell nicht mit dem Pflug, sondern mit dem Grubber bearbeitet wird. Lediglich beim Mais- oder Rübenanbau – der jedoch in den sechs Jahren, die der Acker vom Forscherteam beobachtet wurde, nicht vorkam – setzt der Landwirt noch den wendenden Pflug ein. Inwieweit allerdings diese auf den ersten Blick deutlich schonendere Bearbeitung durchzuhalten ist und nicht auf Dauer mit einem ebenfalls unerwünschten stärkeren Einsatz von Herbiziden und Schädlingsbekämpfungsmitteln einhergeht, bleibt abzuwarten. Sicherlich die denkmalchonendste Alternative zu dieser Form des Landbaus wäre eine reine Grünlandnutzung des Ackers.

Anja Pütz

Holzkohlenmeiler – ein denkmalpflegerisches Dilemma?

Bis in die frühe Neuzeit ging ohne Holzkohle nichts! Weder Eisen- noch sonstige Metallgewinnung und erst recht keine Weiterverarbeitung zu Produkten wie Pflugschar und Schwert. Spätestens seit der Eisenzeit rauchten in unseren Wäldern die Kohlenmeiler, die zusätzlich auch das Pech lieferten, das als Klebstoff bis hin zur Wagenschmiere für den Alltag unerlässlich war. Für mehr als 2000 Jahre, in denen schriftliche Quellen rar sind, stellen die Meiler eine wichtige Quelle für die Wirtschaftsgeschichte und Waldnutzung dar: Aus den Holzkohlestückchen gewonnene dendrochronologische oder ¹⁴C-basierte Datierungen liefern die geschichtlichen Eckpunkte und die anthrakologischen Untersuchungen der geborgenen Kohlen die botanischen Nachweise zu der damaligen Bewaldung. Daher sind Meiler wichtige Quellen zur Erforschung der frühen Bergbautätigkeit und Ressourcennutzung und können aus

diesem Grund auch Bodendenkmäler im Sinne des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes sein.

Grubenmeiler

Vor 15 Jahren hat an dieser Stelle Oliver Nelle über die Holzkohlenmeiler als wichtiges Archiv für die Entwicklung unserer Wälder und damit der Kulturlandschaft berichtet (Denkmalpflege Informationen B 129, Nov. 2004, S. 7 ff.). „Meilergruben sind erhaltenswerte Bodendenkmäler“ hieß es dort. Waren Meiler damals nur über systematische Begehungen im Wald überhaupt lokalisierbar, so sind sie nun über das Geländere relief, auch im öffentlich zugänglichen Bayerischen Denkmal-Atlas, mit wenigen Mausklicks zu finden. Gerade in den walddreichen Gebieten der Oberpfalz sind viele Tausende von auffälligen kreisrunden Strukturen erkenn-

bar – die einstigen Standorte historischer Holzkohlenmeiler! Und nicht nur dort – auch bei etlichen bauvorgreifenden Ausgrabungen oder auf den Trassen für den Straßen- oder Leitungsbau treten immer wieder kreisrunde Gräben der Ringmeiler sowie pechabenschwarze grubenartige Verfärbungen auf. Bei Letzteren handelt es sich um die älteren Grubenmeiler, die seit der Vorgeschichte üblich waren.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat aber auch deutlich gezeigt, dass gerade diese unscheinbaren, für die Vorgeschichte bzw. das frühe und hohe Mittelalter relevanteren Grubenmeiler nur durch einen glücklichen Zufall zu finden sind. Bei traditionellen Feldbegehungen kann man sie nicht orten, da sie in der Regel keine Funde erbringen, und in Luftbildern der Ackerflächen bzw. in den Reliefkarten der Waldgebiete sind gerade sie auch nicht zu fassen, da die Gruben längst verfüllt und eingeebnet sind. Sie liegen außerdem

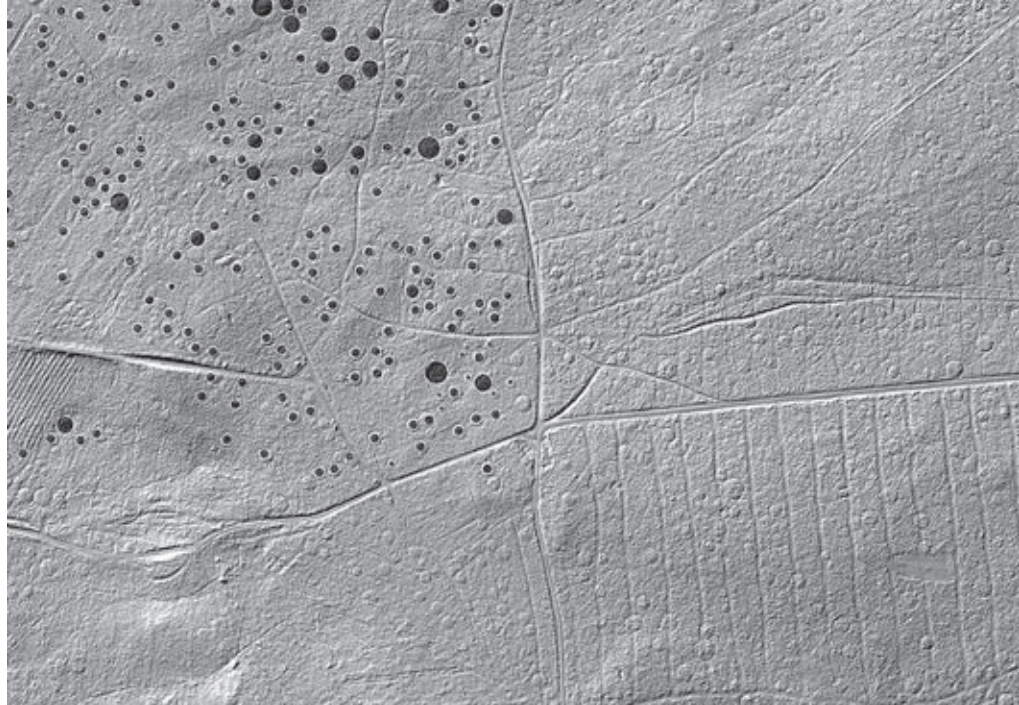


Amberg, „Drillingsfeld“. Freilegung eines Grubenmeilers im Herbst 2015 (Foto: BLfD, Mareike Bauer)

meistens vereinzelt oder weit voneinander entfernt in der Landschaft, weshalb sie bei archäologischen Prospektionen mittels der üblichen Streifensondagen leicht aus dem Raster fallen können. Letztendlich ist deshalb ihre Entdeckung das „große Los“ für den Archäologen.

Rund- oder Ringmeiler

Es gibt auch den umgekehrten Fall: Die wesentlich jüngeren Rund- oder Ringmeiler aus dem Hochmittelalter bzw. mehrheitlich aus dem Spätmittelalter und der frühen Neuzeit sind nun zu Tausenden im Geländere relief zu lokalisieren. Ihre Entdeckung bringt für den denkmalpflegerischen Umgang mit ihnen ein neues Dilemma auf die Tagesordnung: Weil die Meiler in der Regel nicht als Bodendenkmal eingetragen sind, ist ihre Bedeutung für Außenstehende kaum erkennbar. Bei Bauvorhaben in ehemaligen Waldgebieten werden die Meiler schon bei der Rodung weitgehend durch den Maschineneinsatz zerstört. Mehr noch: Kurz danach sind diese auf den aktualisierten Reliefkarten



Kartenausschnitt Pruppacher Wald nordwestlich von Pyrbaum, Lkr. Neumarkt i.d. OPf. Unzählige Meilerstandorte sind in der Schummerung gut sichtbar, zum Teil grau markiert (Geobasisdaten: Bayerische Vermessungsverwaltung 2019)

auch nicht mehr zu sehen und das kurzfristig wiedergewonnene Wissen über ihre Existenz geht erneut verloren.

Das Ergebnis eines denkmalpflegerischen „Testprojektes“ in einem zukünftigen Gewerbegebiet bei Ebermannsdorf

im Landkreis Amberg-Weizbach erwies sich als sehr ernüchternd: Sechs archäologisch prospektierte und beprobte Rundmeiler umfassten ein Spektrum der ¹⁴C-Datierungen von der Mitte des 15. bis ins 18./19. Jahrhundert. Die Analyse der



Kümmersbruck-Lengenfeld, Lkr. Amberg-Weizbach. Blick auf das Planum eines Ringmeilers (Foto: Andreas Pross)

Proben belegte zudem, dass das gesamte anfallende Holz, vom Starkholz bis zum Ast, für die Verschmelzung genutzt wurde. Die Untersuchungen zeigten aber auch, dass die Meilerplätze nach erfolgter Rodung durch eine herkömmliche archäologische Ausgrabung nicht mehr erfolgversprechend dokumentiert werden können, weil durch den Maschineneinsatz die Befunde stark beschädigt, wenn nicht sogar zerstört werden. Der Test musste sich auf die jüngeren Rundmeiler, die vorher im digitalen Geländemodell lokalisierbar waren, beschränken, während die historisch umso wichtigeren Grubenmeiler unerkannt zerstört werden.

Kulturhistorische Bedeutung und denkmalpflegerischer Umgang

Gerade für die Erforschung des frühen Montanwesens ist jedoch die Erfassung von Grubenmeilern unerlässlich: Ihre archäologische Untersuchung bietet die seltene Möglichkeit der zeitlichen Einordnung der Meilerplätze selbst, des in ihrer Nähe umgehenden Bergbaus und

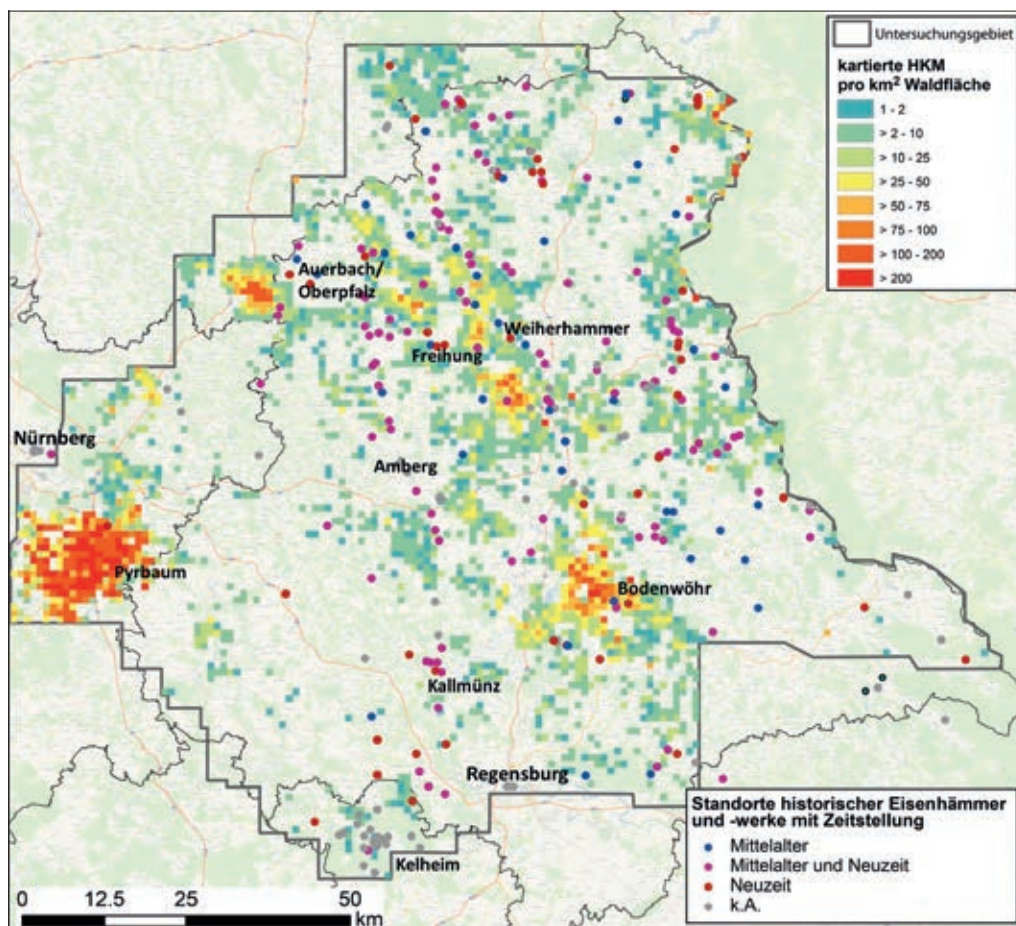
der Weiterverarbeitung der Erze. Die anthrakologischen Untersuchungen liefern zusätzlich wichtige Rückschlüsse auf die Entstehung und Entwicklung der historischen Kulturlandschaft durch den intensiven Ressourcenverbrauch, wie er für den frühen Bergbau typisch ist. Da Bergbau und Metallproduktion als bedeutende Wirtschaftsfaktoren eng mit den politischen Herrschaftsverhältnissen zusammenhängen, ist deren Erforschung von landesgeschichtlicher Bedeutung.

Umso ernüchternder ist die bodendenkmalpflegerische Realität. Zu einer fachgerechten Ausgrabung und Dokumentation historischer Meilerplätze kommt es nur dann, wenn aktuelle Bauvorhaben in diesen Gebieten verwirklicht werden sollen und die Bodendenkmalpflege beteiligt wird und auf der Grundlage von Art. 7 BayDSchG die Denkmaleigenschaft im Zuge der Vermutungsprüfung begründen kann.

Unzählige Standorte der in der Regel spätmittelalterlichen bzw. frühneuzeitlichen Rundmeiler sind jetzt durch die aktuellen Reliefkarten bekannt geworden, wie einige Kartenausschnitte aus

der Oberpfalz exemplarisch zeigen. In diesen Fällen kann künftig eine systematische Prüfung der Denkmalvermutung erfolgen, sofern die Fachbehörden im Zuge der Waldbewirtschaftung und im Rahmen von Genehmigungsverfahren beteiligt werden. Allein im Gemeindegebiet von Pyrbaum dürften es hochgerechnet auf dessen Fläche von 18 km² über 7560 Kohlenmeiler jüngerer Zeitstellung sein, und ähnlich dicht mit Meilern „bestückte“ Flächen sind in der Oberpfalz auch anderenorts anzutreffen. Gerade die älteren, unscheinbaren Grubenmeiler sind dagegen praktisch nicht zu schützen, da wir ihre Standorte nicht kennen. Im Raum bleibt daher die unbeantwortete Frage: Was sind dann Kohlenmeiler eigentlich? Bodendenkmäler im Sinn des Denkmalschutzgesetzes? Elemente der historischen Kulturlandschaft, wahrnehmbar aber letztendlich nicht schützenswert? Ein technisches, wirtschafts- und landschaftshistorisches Zeugnis im luftleeren Raum des Ermessungsspielraums der praktischen Bodendenkmalpflege?

Silvia Codreanu-Windauer



Kartierung der bekannten Meiler in der Oberpfalz im Rahmen eines Kooperationsprojektes mit der TU Cottbus (Karte: A. Schneider)

Mittelalterliche Sparrendächer mit Pfettenunterstützung – Tradition oder Innovation?

Dachkonstruktionen und regionale Besonderheiten in Ostbayern

Süddeutschland teilt sich in Gebiete mit traditionell flach geneigten Dächern und Gebiete mit Steildachtradition. Die flach geneigten Dächer vertreten südalpine Bauweise, die Steildächer entstanden im Einflussbereich von Westen und Norden. Abhängig von der Dachneigung unterscheiden sich in der Regel auch die Konstruktionen: Die flach geneigten Dächer sind uns als Pfettendächer geläufig, die steilen als Sparrendächer. Bei den Pfettendächern unterstützen ein oder mehrere waagerechte Balken, sogenannte Pfetten, das Dach. Bei den Sparrendächern sind die das Dach tragenden Hölzer, die sogenannten Sparren, am First miteinander verbunden und stützen sich dadurch gegenseitig. Die regionalen Unterschiede haben sich vor allem im bäuerlichen Bauwesen bis in die Neuzeit erhalten; in den Städten mit traditionell flach geneigten Dächern führte die Verbreitung steiler Ziegeldächer zu einer bunten Mischung, wie sie etwa das Sandtner'sche Stadtmmodell Münchens von 1570 zeigt.

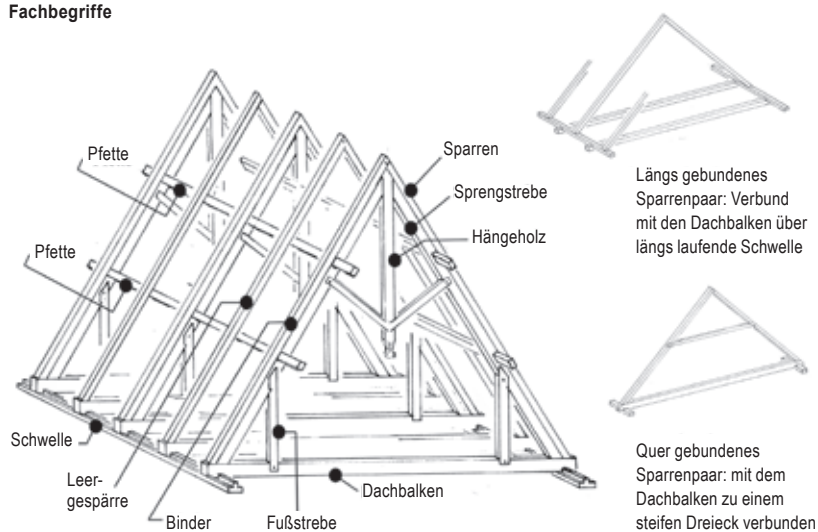
Ziegeldeckung erforderte eine gewisse Steilheit der Dächer, die ab der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der zur Höhe strebenden gotischen Architektur nochmals gesteigert wurde. Das älteste erhaltene Kirchendach Bayerns, das Dach von St. Gangolf in Bamberg (1185d), ist ein Sparrendach, bei dem jedes Sparrenpaar einem Dachbalken zugeordnet ist. Mit dem Dachbalken bildet es ein steifes Dreieck, das als selbsttragende Einheit wirkt. Auch das Dach über den Ostteilen der Regensburger Dominikanerkirche (1279d) verfügt über klassische, quer gebundene Sparrendreiecke mit direktem Anschluss der Sparren an die Dachbalken. In den Gebieten mit Pfettendachtradition, dazu zählt Regensburg, wurde allerdings bei Übernahme der Sparrendächer zunächst meist das sogenannte längsgebundene Sparrendach bevorzugt, bei dem die Sparren auf eine traufparallele Schwelle gestellt wurden, die zu den in anderen Abständen verlegten Balken vermittelt und den Dachschub auf indirektem Weg in diese einleitet. Diese Konstruktion erlaubte die Zimmerung des Dachs unabhängig von der obersten Geschossdecke, die vorab bereits vom Maurer verlegt werden

konnte und eine bequeme Arbeitsebene für die Aufrichtung des Daches bot. In Regensburg finden sich hierfür Beispiele ab 1250, unter ihnen das Kreuzstrebdach über dem Chor der Regensburger Minoritenkirche (1346/47d), an dem Gert Mader 1982 erstmals diese Konstruktionsvariante thematisierte.

Regensburg St. Ulrich, ein Sparrendach mit Pfetten auf einer Ständerkonstruktion

Für das Dach der ehemaligen Dompfarrkirche St. Ulrich in Regensburg bediente sich der Zimmerer noch einer weiteren Anleihe aus Pfettendachkonstruktionen. Das 1262d datierte, 46° steile und über fast 11,5 m gespannte Dachwerk verfügte ursprünglich über pfettenartige Längsunterzüge zur Unterstützung der Sparren. Die Sparren bilden primär ein kraftschlüssiges Dreieck über eine Verbindung im First und die Verankerung der Fußpunkte in den Mauerschwellen, die über die aufliegenden Dachbalken verspannt waren. Zusätzlich sind die Sparren durch eine im oberen Drittelspunkt ansetzende Kehlbalckenlage

Fachbegriffe



Sparren: Balken, der die Dachhaut trägt; gibt die Schräge des Dachs vor

Binder: Sparrenpaar, dem eine Lasten oder Schub aus den Nachbargesparren aufnehmende Tragkonstruktion unterlegt ist

Leergespärre: Sparrenpaar zwischen den Bindern

Pfette: Unterstützungsbalken für die Sparren

Hängeholz: senkrechter Balken, der Lasten in die Dachkonstruktion hochhängt, damit sie über die Dachschräge auf die Außenwände abgeleitet werden können

Band: verbindendes Holz, das Druck- oder Zugkräfte überträgt und zur Verstrebung eingesetzt wird

Schwelle: waagerechter Auflagerbalken des Dachs

Sprengstreben: Balken, die schräg gegeneinander gestellt sind und dadurch senkrechte Lasten schräg nach unten in die Auflager einführen

Druckriegel: waagerechter Balken, der horizontale Druckkräfte gegeneinander aufwiegt

Stehender/liegender Stuhl: stabilisierende, meist geschossweise geteilte Unterkonstruktion eines Dachs mit stehenden oder in Dachschräge geneigten, sog. liegenden Stuhlsäulen

Erklärung der Fachbegriffe (am Beispiel Amberg, St. Leonhard); in der Mitte schematische Darstellung von quer- bzw. längsgebundenem Dach: bei Ersterem direkte Einleitung der Schubkräfte in den Dachbalken, bei Letzterem über ein Längsholz in die versetzt angeordneten Dachbalken (Zeichnungen: BLfD, Karl Schnieringer)



Amberg, St. Leonhard, Dachraum nach Westen (Foto: BLfD, Karl Schnieringer)

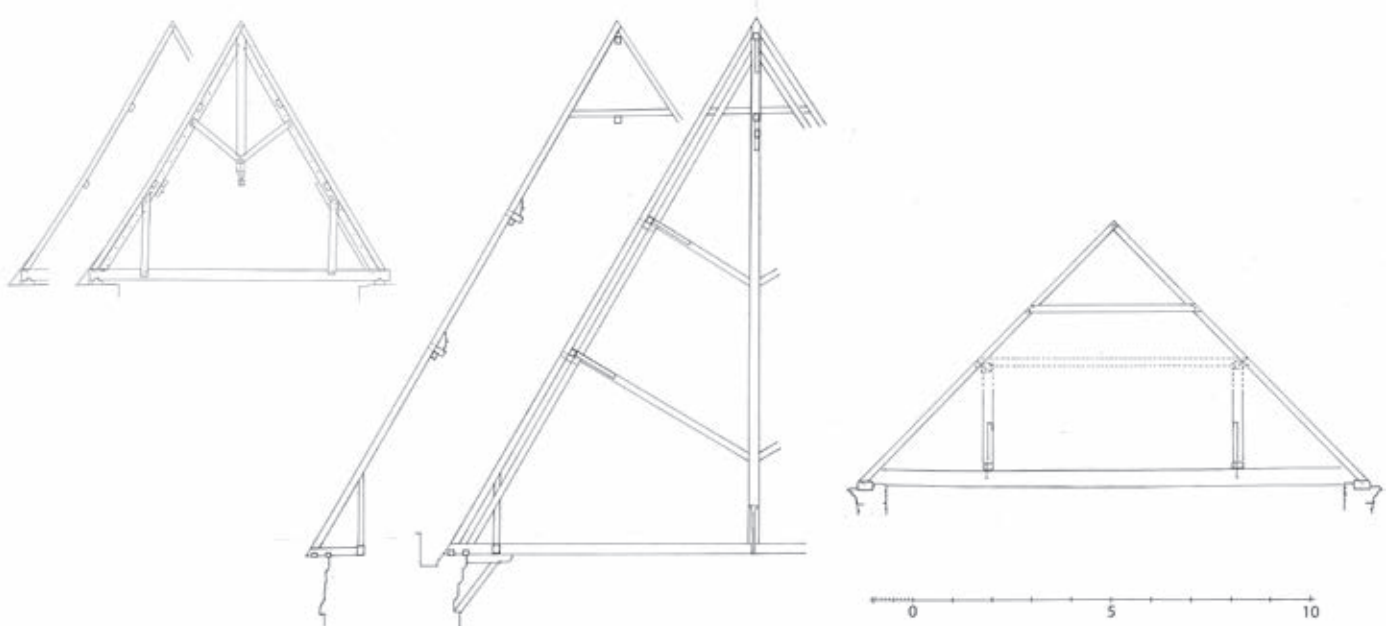
von der gleichen Seite her montiert wie die bauzeitlichen oberen Kehlbalken und sie sind mit großen Eisennägeln fixiert, während bauzeitlich nur Holznägel verwendet wurden.

Sprengstreben zur Lastableitung auf die Außenmauern

Thema dieses Beitrags sind Unterstützungsstrukturen in Sparrendächern, die die von ihnen übernommenen Lasten direkt auf die Außenmauern abführen. Bei den im Folgenden vorgestellten Beispielen liegen die zur Unterstützung der Sparren eingefügten pfettenartigen Unterzüge auf Streben, die der Dachneigung folgen. Die zu Paaren verbundenen Streben nutzen wie Sparren das Prinzip des geschlossenen Kräfte Dreiecks. Sie werden in der Fachsprache als Sprengstreben und im Verbund als Sprengbünde bezeichnet. Als Tragkonstruktion für die Pfetten sind sie in regelmäßigen Abständen in das Dach eingestellt und jeweils mit einem Gespärre zu einem sogenannten Binder zusammengeschlossen. Sprengbünde waren bereits in Dächern der Römerzeit gebräuchlich, in Italien und anderen süd-alpinen Gebieten, in denen römische Traditionen nie völlig abgerissen sind, wurden sie über die Spätantike hinaus

gegeneinander verstrebt. Im unteren Drittelpunkt übernahmen dagegen pfettenartige Längsunterzüge die Unterstützung der Sparren. Die Längsunterzüge wurden von einer Ständerreihe getragen, die auf die Dachbalken ablastete. Die Unterzugskonstruktion wurde bei einem

Umbau um bzw. kurz nach 1603(d) durch Einfügung einer unteren Kehlbalkenlage und eine Umfunktionierung der Ständerkonstruktion zu einem stehenden Stuhl ersetzt. Die Anschlüsse der zusätzlich eingebauten Kehlbalken belegen deutlich den nachträglichen Einbau: Sie sind nicht

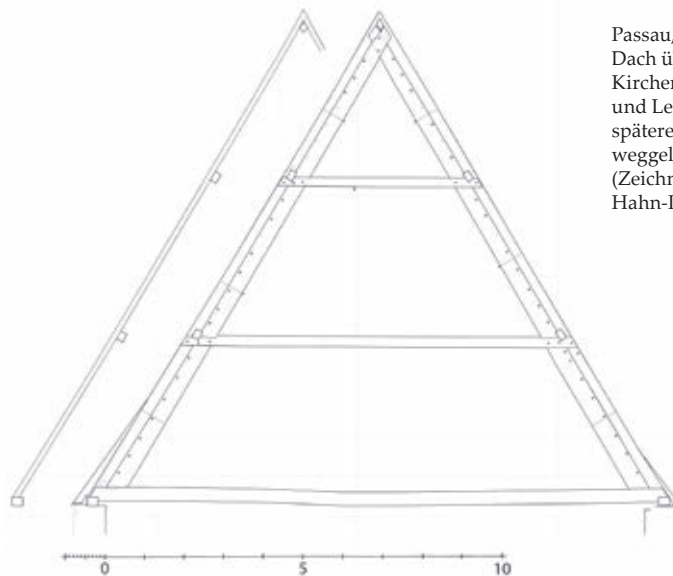


Links: Amberg, St. Leonhard, Bindergespärre und Teil eines Leergespärres mit den unterstützenden Pfetten (Zeichnung: Maren Lüpnitz).
Mitte: Amiens, Kathedrale, Binder und Leergespärre (Zeichnung aus: Friedrich Ostendorf, *Geschichte des Dachwerks*, Leipzig 1908, Abb. 151).
Rechts: Regensburg St. Ulrich mit Unterstützung durch Pfetten auf einer Ständerkonstruktion (Zeichnung: Karl Schnieringer nach Aufmaß von Renate Scheurer mit Ergänzungen durch Maren Lüpnitz)

bis in das industrielle Bauen der Gegenwart beibehalten. Im Unterschied zu den italienischen, mit 20° bis 25° Dachneigung sehr flach geneigten Dächern treffen wir bei den hier vorgestellten nordalpinen Dachwerken der gotischen Epoche fast ausschließlich die für das 14. und 15. Jahrhundert übliche Steilheit mit einer Neigung von 60°.

Amberg, St. Leonhard

Das Dach über der Leonhardskapelle (1311d) an der Amberger Martinskirche ist das älteste dieser Art, das wir im östlichen Bayern bislang kennen. Die Kapelle wurde als Karnerkapelle des Martinsfriedhofs errichtet und stand ehemals frei neben dem Vorgängerbau der heutigen, 1421 begonnenen Martinskirche. Im 18. Jahrhundert wurde sie mit einer Zwischendecke unterteilt und dient heute als Sakristei. Das Dach spannt über eine lichte Weite von 6,75 m (Abstand der Schwellen) und ist 60° steil. Es umfasst 13 Gespärre. Die Sparren sind mit den Dachbalken zu einem geschlossenen Dreieck verbunden, mit einem Querschnitt von 13/12 cm jedoch sehr schwach dimensioniert. Stabilität verleiht ihnen eine Unterstützung mit fünf Pfetten, die von Sprengbünden getragen werden. Hierfür ist jedes zweite Gespärre mit kräftigen Sprengstreben unterlegt und fungiert dadurch als Binder. Die Sprengstreben liegen direkt der Sparrenunterseite an und sind unter dem First in ein Hängeholz gezapft. Das Hängeholz nimmt Druckstreben auf, die schräg von unten an die Sprengstreben anlaufen und diese in ihrem oberen Drittelpunkt stützen. Im unteren Drittelpunkt stützen senkrechte Fußbänder die Sprengstreben. Die Stützung ist notwendig, weil die Sprengstreben oberseitig durch die niveaugleiche Einkämmung der Pfetten geschwächt sind. Vorbild für diese Konstruktion waren offensichtlich Dächer großer Kathedralen in Nordfrankreich und Belgien, etwa das Chordach der Kathedrale von Amiens (1284/85d). Das kleine Amberger Dach wirkt neben diesem großen, über etwa 12 m gespannten Dach wie ein Kabinettstück, das über ein Musterbuch als Neuerung mitgebracht und in dem kleinen Dach modellhaft vorgeführt wurde. Das Hängeholz brauchte in dem Amberger Dach nicht bis zum Dachbalken her-



Passau, St. Severin,
Dach über dem
Kirchenschiff, Binder
und Leergespärre;
spätere Einbauten
weggelassen
(Zeichnung; Ruth
Hahn-Rieger)

untergeführt zu werden, da dieser bei der geringen Spannweite ohne zusätzliche Unterstützung ausreichend tragfähig ist. Es endet unterhalb der Strebenanschlüsse mit einem polygonal geschnitzten Knauf. An allen Sprengstreben finden sich alternierend von links und rechts angesetzte Bohrungen im Abstand von ca. 32 cm, in die Leitersprossen gesteckt waren. Einige der Sprossen sind noch erhalten. Über sie konnten die Zimmerer beim Aufstellen des Dachs an den Streben hochsteigen, um sie mit der Hängesäule und den Bändern zusammenzufügen. Längssteifigkeit erhält die Konstruktion über innenseitig auf die Sprengstreben genagelte

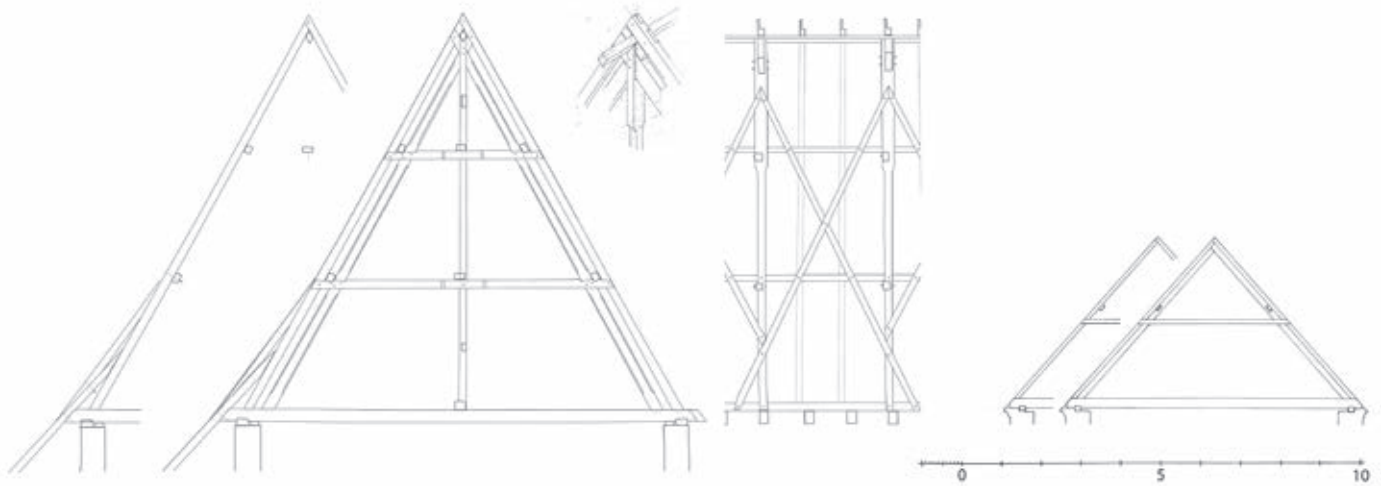
Rispen, die symmetrisch von den Giebeln her zur Mitte ansteigen und sich am mittleren Gespärre überkreuzen.

Passau, St. Severin

Ein großes, sogar über das Maß der französischen Beispiele hinausgehendes Sparrendach mit Pfettenunterstützung findet sich über dem einschiffigen Kirchenraum der Severinskirche in Passau. Das mächtige, dendrochronologisch auf 1324/25 datierte Dach spannt frei über 14 m (Abstand der Schwellen). Es ist 60° steil und umfasst 19 Sparrenpaare. Die



Passau, St. Severin, Dachraum, obere Ebene nach Osten (Foto: BLfD, Karl Schnieringer)



Links / Mitte: Passau, St. Nikola, Dach über dem Kirchenschiff; Leergespärre, Binder Firstdetail und Mittel-Längsverband [Teil-Längsschnitt] (Zeichnungen: Bernd Marr und Roland Benke). Rechts: Künzing, Lkr. Deggendorf, St. Laurentius, Dach über dem Chor, Leergespärre und Binder (Zeichnung: BLfD, Karl Schnieringer)

Sparren stehen längs gebunden auf den Schwellen der Dachkonstruktion und sind im First paarweise miteinander verblattet. Über eine indirekte Rückverankerung der Schwellen durch die aufliegenden Deckenbalken bilden die Gespärre wie in St. Ulrich in Regensburg ein geschlossenes Kräftedreieck, das die Konstruktion als Sparrendach ausweist. Ihre Tragfähigkeit erhalten die bereits im unteren Bereich nur 18/13 cm starken und 14 m langen Sparren über eine Zwischenunterstützung durch je zwei Mittelpfetten und eine Firstpfette, die von einer Binderkonstruktion in jedem vierten Gespärre getragen werden. Die Binder bestehen aus mächtigen, unmittelbar den Bindersparren anliegenden Sprengstreben, die mit zwei horizontalen Druckriegeln wie ein Gespärre mit Kehlbalken gegeneinander verspannt sind. Die Sprengstreben überkreuzen sich im First und bilden dadurch eine Gabel zur Aufnahme der Firstpfette. Die Druckriegel blatten über Sprengstreben und Bindersparren durch. Auf einem schrägen Absatz des schwalbenschwanzförmigen Blatts geben sie den Mittelpfetten ein Auflager. Die Mittelpfetten laufen über die Binder durch und sind dabei den Sprengstreben flach aufgekämmt. Die gegenüber den Leergespärren doppelt so stark dimensionierten Bindersparren umgreifen von oben her die Mittelpfetten. Die aufliegenden Bindersparren sind über lange Holznägel mit den Sprengstreben verdübelt. Die 18/24,5 cm starken Bindersparren sind über diesen Verbund mit den 18/42 cm starken Sprengstreben zu einem wirksamen Querschnitt von

über 60 cm Höhe zusammengeschlossen. Wie bei der Amberger Leonhardskapelle sind auch hier die Sprengstreben für Leitersprossen durchbohrt, die hier durchgesteckt sind und dem Zimmerer beim Aufstieg beidseitig Halt boten.

Trotz der riesenhaften Dimensionen dieses Dachs mit einer Höhe von 12 m und einer Strebenlänge von über 14 m wurde auf eine Hochhängung des über 14 m gespannten Dachbalkens verzichtet, offenbar auch auf eine direkt wirkende Längsverstrebung. Dennoch hat diese Konstruktion ihren Dienst getan, bis nach schweren Schäden an den Fußpunkten 1828 eine Nachrüstung mit

längs verstrebt liegenden Stühlen und dem Einbau von zwei Überzügen über der Flachdecke des Kirchenschiffs erfolgte. Die Überzüge wurden auf die Sprengstreben hochgehängt. Die mittelalterliche Sprengwerkskonstruktion erscheint absolut sparsam, der Dachraum wirkt fast leer, ihn queren nur die beiden Druckriegel der Binderkonstruktion. Unmittelbare Vorbilder für diese Konstruktionsweise sind bislang nicht bekannt. Der Verbundquerschnitt erscheint ingenieurmäßig gedacht. Ihr Defizit, dass die Dachbalken ohne eine Aufhängung am Dachwerk eine enorme Spannweite zu überbrücken haben, ist wohl altbay-



Passau, St. Nikola, Dachraum über dem Kirchenschiff nach Nordosten; im Vordergrund der Längsverband unter dem First (Foto: BLfD, Karl Schnieringer)

erische Tradition. Anscheinend war dies kein Problem, solange noch entsprechend starke Bäume in ausreichender Menge verfügbar waren.

Passau, St. Nikola

Mehr als ein Jahrhundert später wurde diese Konstruktionsweise für ein weiteres großes Kirchendach in Passau wieder aufgegriffen, für das 1446/47(d) datierende Dach der Augustiner-Chorherrenstiftskirche St. Nikola. Der bestehende gotische Bau der Nikolakirche wurde als dreischiffige gotische Staffelhalle mit Querhaus und Langchor errichtet und 1716 zu einer Wandpfeilerkirche umgestaltet. Das vom barocken Umbau nur partiell betroffene mittelalterliche Dach des Kirchenschiffs spannt sich über eine Weite von 10,6 m zwischen den bauzeitlichen Schwellen. Es umfasste ehemals 22 Gespärre, von denen sechs durch eine barockzeitliche Abwalmung zur Westseite beschnitten wurden.

Jedem dritten Sparrenpaar sind Binder unterlegt. Diese bestehen wie bei St. Severin aus zwei kräftigen Sprengstreben, die in zwei Ebenen über Druckriegel gegeneinander verstrebt sind. Die Druckriegel blatten über Sprengstreben und Bindersparren durch, auf einer Einkerbung ihrer Oberseite sind die Pfetten verankert. Die Firstpfette liegt wie in St. Severin in einer durch Überkreuzung der Streben gebildeten Gabel. An den Sprengstreben finden sich Bohrungen für Leitersprossen. Im Unterschied zum Dach von St. Severin liegen hier die Sparren zu den Sprengstreben auf Abstand, weil die Sparren in den Bindern und den Leergespärren gleich dimensioniert sind und damit auch in den Bindern erst über den Pfetten ansetzen. Neu gegenüber St. Severin sind vor allem Hängehölzer, die im First an die Sprengstreben angeschlossen sind und auf einen Überzug führen, der die Dachbalkenlage hoch hängt. Die Firstverbindung wird dadurch zu einem hoch komplexen Knotenpunkt. Die Hängehölzer sind untereinander mit langen, sich überkreuzenden Schrägstreben verbunden, die knapp unter dem First ansetzen und auf den Überzug über den Dachbalken angreifen. Sie bilden damit einen raumhohen Längsverband unter dem First, wie er in Nordfrankreich bereits im 13. Jahrhun-

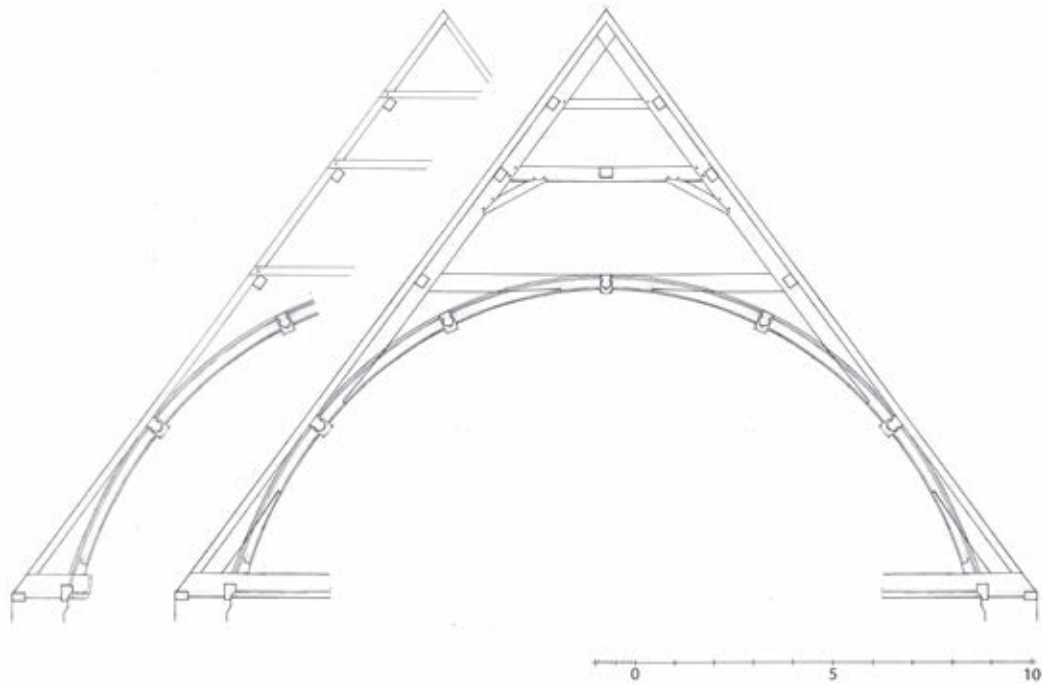
dert anzutreffen ist. In Bayern kennen wir diesen Mittel-Längsverband vor allem von großen Dächern mit doppelt stehendem Stuhl aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, in denen ebenfalls mittig angeordnete Hängebänder sowohl zur Hochhängung der Dachbalken als auch zur Längsverstrebung des Dachs eingesetzt sind. Eine Eigenheit des Dachs von St. Nikola ergab sich durch die Abschleppung der Seitenschiffdächer vom Hauptdach. Hierfür sind die mit flacherer Neigung anschließenden Sparren des Seitenschiffdachs den Sparren des Hauptdachs aufgelegt. Ein stirnseitiger Zapfen an den Enden der Dachbalken greift in die Aufliegersparren und gibt ihnen zusätzlichen Halt.

Künzing, St. Laurentius

Die beiden Passauer Dächer waren kein Einzelfall. Ein stützender Unterbau mit pfettenartigen Längshölzern auf Sprengbündeln findet sich auch auf dem bescheidenen Chordach der Pfarrkirche von Künzing im Landkreis Deggendorf, ca. 40 km donauaufwärts von Passau. Das 1441/42(d) datierende Dach hat eine Spannweite von 6,9 m. Die ungewöhnlich flache Neigung von 48° lehnt sich an das damals wohl noch bestehende ältere Dach des romanischen Kirchenschiffs an. Der mittelalterliche Bestand des Chordachs umfasst sieben Gespärre, dem dritten und sechsten Gespärre sind Sprengstreben unterlegt. In die Sprengstreben ist bündig zur Sparrenebene je Dachseite eine Pfette gezapft. Diese ist etwas über der halben Höhe des Dachs positioniert, damit auf eine Firstpfette verzichtet werden konnte. Die Bindersparren liegen unmittelbar auf den Sprengstreben auf und sind oberhalb der Pfette mit einem Holznagel an diese angeheftet. Alle Gespärre sind mit angeblatteten Kehlbalken verbunden und damit prinzipiell selbsttragend. Die ihnen unterlegte Konstruktion mit einem einzigen Unterzug je Seite übernimmt dabei mehr die Funktion eines Grundgerüsts für den Aufstellvorgang wie gleichzeitige Stuhlkonstruktionen. Wie am Dach von St. Severin vermisst man auch hier den Längsverband.

Amberg, Franziskanerkirche

Bei dem 1479/80(d) datierten Dach über dem Kirchenschiff der ehemaligen Franziskanerkirche in Amberg sind unterstützende Pfetten auf Sprengbündeln als Stützrahmen für ein sogenanntes offenes Dach eingesetzt. Bei einem „offenen Dach“ greift der obere Raumabschluss in den Dachraum ein. Dieser ist meist ein hölzernes, an der Dachkonstruktion befestigtes Tonnengewölbe. Dies bedingt, dass auf eine durchgehende Dachbalkenlage weitgehend verzichtet werden muss, die zur gegenseitigen Verankerung der Sparrenfußpunkte erforderlich ist. Die offenen Dächer des 13. bis 15. Jahrhunderts sind in der Regel reine Sparrendächer, bei denen jedes Gespärre selbsttragend mit sich überkreuzenden Streben rahmenartig verstrebt ist und damit ohne eine Unterstützung auskommt. Ihre Spannweite liegt meist in einem Bereich zwischen 10 und 12 m. Das über einem großen einschiffigen Kirchenraum aufgerichtete, ca. 54° steile Dach der Amberger Franziskanerkirche hatte die enorme Spannweite von 18,8 m zu überbrücken, zudem reichte das Gewölbe über die halbe Höhe des Dachs. Die einzelnen Gespärre sind über die Gewölbespannen und drei Kehlbalkenebenen verstrebt, im heute unzugänglichen Fußpunkt stehen sie wohl auf kurzen Stichbalken. Mit dem schlanken Querschnitt von 16/17 cm erreichen sie allerdings bei Weitem nicht die für das mächtige Dach erforderliche Steifigkeit. Zur Stabilisierung des Dachs ist daher jedes fünfte Gespärre als Binder mit einem das Kirchenschiff überspannenden Dachbalken ausgeführt. In den Bindern sind dem Gespärre mächtige, bis zum First reichende Sprengstreben unterlegt, die mit den Dachbalken ein geschlossenes Dreieck bilden. Die Sprengstreben sind bis zu 30/45 cm stark und über eingezapfte Druckriegel abgestrebt. Sie tragen auf jeder Dachseite vier eingezapfte Pfetten zur Unterstützung der Leergespärre. In die Druckriegel zapfen Mittel-Längsunterzüge unter den Kehlbalken. Die Sprengstrebenkonstruktion entfernt sich nicht weit von den beiden Passauer Beispielen. Im Detail nähert sie sich jedoch den gleichzeitig aufkommenden liegenden Stühlen an. Diesen folgt sie mit der Einzapfung der Längsunterzüge, einer Quer- und Längsverstrebung über Kopfbänder und dem Verzicht auf eine Firstpfette.



Amberg, Franziskanerkirche, Kirchenschiff; Binder und Leergespärre mit Spanten und Längshölzern des bauzeitlichen Raumabschlusses; das später eingesetzte massive Gewölbe ist weggelassen (Zeichnung aus: *Die Kunstdenkmäler in Bayern, Reg.-Bez. Oberpfalz XVI, Stadt Amberg, 1909, Fig. 4 und 5*)

Weitere Entwicklungen

Noch nicht zu überblicken ist, ob und inwieweit die hier gezeigten Sprengstrebenkonstruktionen Einfluss auf die Entwicklung des liegenden Stuhls hatten. Das Grundprinzip beider Konstruktionen ist sehr ähnlich, bei beiden Konstruktionen führen in die Ebene der Dachfläche geneigte Streben Stützlasten auf das Außenmauerwerk ab. Besondere Affinität zu den hier thematisierten, bis zum First reichenden Sprengstreben zeigen die über mehrere Geschosse durchlaufenden Stuhlsäulen früher liegender Stühle über Großbauten. Beispiele solcher mehrgeschossiger liegender Stuhlsäulen finden sich von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, unter anderem im Dach über dem Kirchenschiff der Nördlinger Georgskirche (1454d) und im Dach des Landshuter Herzogskastens (1468/69d).

Die Sprengstrebenkonstruktionen und die robusten mehrgeschossigen Stuhlsäulen erforderten überdimensionale und entsprechend schwer handhabbare Hölzer. Sie fanden daher bald nach 1500 keine weitere Fortsetzung, die Entwicklung ging zu einer stärker modularen Aufteilung in kleinere Elemente. Im ländlichen Bereich, vor allem bei

strohgedeckten Scheunendächern und teils im Verbund mit ebenso schweren Firstständern, wurde noch über das 17. und 18. Jahrhundert an der Sprengstrebenkonstruktion festgehalten. Sie sind dort aber Tragwerk reiner Pfettendächer.

Im Pfettendachgebiet scheint die Unterstützung von Dachhölzern durch Pfetten bzw. Längsunterzüge in der Tradition fest verankert gewesen zu sein, woraus sich Konstruktionen wie die über der Ulrichskirche in Regensburg ergaben. Zugleich förderte diese Tradition wohl die Bereitschaft, beim Übergang zu steilen Dachneigungen Ableger von Konstruktionen zu übernehmen, die weiter an diesem Prinzip der Unterstützung mit Pfetten festhielten. Die in Ostbayern erhaltenen Sprengstrebenkonstruktionen verarbeiten nordfranzösische Vorbilder, ohne allerdings deren konstruktive Intention in allen Punkten zu übernehmen. In mancher Hinsicht sind diese Konstruktionen Zwitter zwischen Sparren- und Pfettendach, die von ihnen transportierte Innovation besteht vor allem darin, Sparrendächer mit einem Stützgerüst zu unterlegen, das im Spätmittelalter zu einem festen Bestandteil großer Dachwerke gehört.

Nachwort und Danksagung

Die Beschäftigung mit diesen Dächern erfolgte ausgehend von einer baubegleitenden Untersuchung der Passauer Nikolakirche. Die Bauaufnahme dieses Dachs erbrachten Roland Benke, Regensburg, und Bernd Marr, Bamberg. Die Beschäftigung mit dem Dach der Severinskirche in Passau wurde von der 2015 erschienenen Denkmaltopographie angestoßen, die Bauaufnahme und Untersuchung lieferte Ruth Hahn-Rieger, Tegernheim; den Hinweis auf das Dach der Amberger Leonhardskapelle verdanke ich Katrin Schmidl vom Büro ALS. Das Aufmaß und die Untersuchung führte Maren Lüpnitz, Köln, durch. Das Dach über dem Chor der Pfarrkirche von Künzing wurde im Zuge einer Aufbereitung der Beobachtungen während der Innenrenovierung der Kirche erfasst, das Dach über der Amberger Franziskanerkirche ist in den Kunstdenkmälern von Bayern vorgestellt (Reg.-Bez. Oberpfalz XVI, Stadt Amberg, 1909, Fig. 4 und 5). Die dendrochronologischen Untersuchungen erfolgten durch Friederike Gschwind, München-Planegg, und Georg Brütting, Ebermannstadt (Regensburg, St. Ulrich).

Karl Schnieringer

Die frühneuzeitliche Sternschanze im Frammersbacher Forst

Selbst wenn schriftliche Quellen vorhanden sind, können sie die Erkenntnisse, die im Boden schlummern, nicht vollständig ersetzen. Dies belegt die Entdeckung einer Sternschanze im unterfränkischen gemeindefreien Gebiet Frammersbacher Forst, Landkreis Main-Spessart (D-6-5922-0091), zu der es nach derzeitigem Forschungsstand keinerlei archivalische Hinweise gibt. Ein Blick auf das digitale Geländemodell genügt jedoch, um die Anlage und ihre Struktur zu verifizieren. Die sternförmige, sechszackige Wall-Graben-Anlage befindet sich rund 1,6 km nordnordwestlich der Kirche von Frammersbach im Wald auf einem Sporn des Wellersberges oberhalb des Lohrtales. Ihre wehrhaften Überreste sind im Gelände gut zu erkennen. Im Durchmesser misst sie rund 45 m, der Wall ist in einer Höhe von rund 1,5 m erhalten. Im Bereich der Hohlwege unterhalb der Sternschanze und an einer Stelle in der Befestigung wurden vor Ort Spuren ent-



Lage der Sternschanze nördlich von Frammersbach
(Kartengrundlage: Bayerische Vermessungsverwaltung 2019)



Wall und Graben an der Nordseite der Sternschanze im Frammersbacher Forst (Foto: W. Büdel, Universität Würzburg, Physische Geographie)



Die Grenzbefestigung im Forstdistrikt „Schanz“ bei Mellrichstadt-Eußenhausen in der Uraufnahme von 1849 (Geobasisdaten: Bayerische Vermessungsverwaltung)

deckt, die auf Schatzsuche mit der Sonde hinweisen. Hinzu kommen im unmittelbaren Umfeld der Anlage fortschreitende Windbruchschäden, die ebenfalls zeigen, dass das Denkmal bereits akut gefährdet ist. Trotzdem sind aus den Wurzeltellern bisher keine archäologischen Funde geborgen worden, die zu einer genaueren Datierung beitragen könnten.

Sternschanzen in der Militärgeschichte

Sternschanzen haben eine besondere geschichtliche Bedeutung. Diese kleineren Anlagen sind fest verwoben mit den größeren Festungswerken und glei-

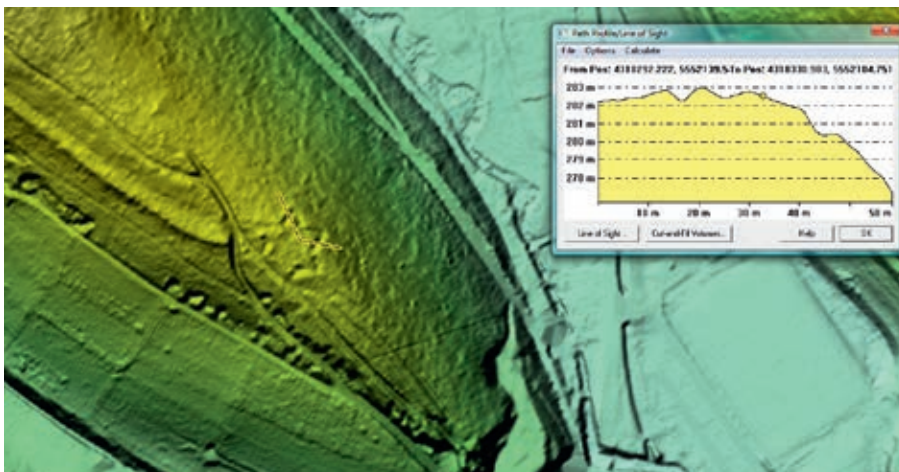
chermaßen Teil der Militärgeschichte und jüngeren Herrschaftsgeschichte Bayerns. Die Frammersbacher Schanze ist an einer exponierten Stelle zur Sicherung territorialer Interessen entstanden und möglicherweise als Teil eines stärker ausgebauten Grenzbefestigungssystems an strategisch wichtigen Punkten zu verstehen.

Die Sternschanze bei Frammersbach war im regionalen Bewusstsein fest verankert. Dies belegen der Wirtshausname „Bayerische Schanz“ ganz in der Nähe nördlich von Ruppertshütten, das früher zur Pfarrei Frammersbach gehörte, oder auch die „Schanzstraße“ direkt in der Ortschaft. Dennoch scheinen auf den ersten Blick in den bayerischen und

in hessischen Archiven schriftliche Überlieferungen zu fehlen, was den Bezug zu einem konkreten historischen Ereignis erschwert. Spätestens während der Koalitions- bzw. Napoleonischen Kriege (1792–1815) verlor das barocke Spiel mit geometrischen Formen im Festungsbau an Bedeutung. Also muss die sternförmige Schanze schon früher entstanden sein, und zwar zu einer Zeit, als man bereits fortgeschrittene Kenntnisse im Wehrbau mit der Bildung eines systematisierten Grundrissgefüges ohne „tote Winkel“ anzuwenden verstand, folglich nicht zeitgleich mit dem Aufkommen der Feuerwaffen im späten Mittelalter, sondern wahrscheinlich im Zuge der Kriegswirren des 17. Jahrhunderts.

Vergleichbare Schanzen in Unterfranken

In Unterfranken sind bislang nur vier weitere Schanzen bekannt und in die Denkmalliste eingetragen, zwei davon im Landkreis Rhön-Grabfeld bei Fladungen (D-6-5427-0024) und Mellrichstadt (D-6-5528-0003), die vermutlich durch weitere Anlagen auf heute hessischem Gebiet verstärkt wurden. Im Landkreis Main-Spessart gibt es noch eine vergleichbare Festung in der Gemeinde Lohr a. Main (D-6-5923-0002) und ein Reststück einer solchen im Landkreis Miltenberg in der Stadt Würth a. Main (D-6-6120-0152).

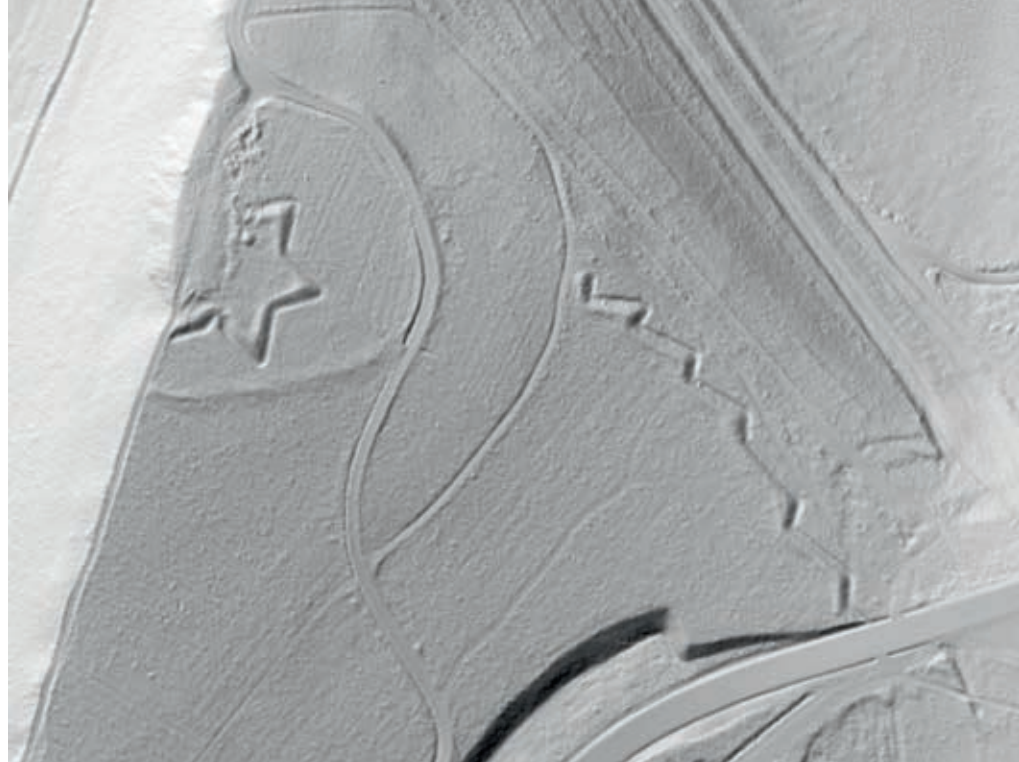


Die Sternschanze im Frammersbacher Forst im digitalen Geländemodell (Geobasisdaten: Bayerische Vermessungsverwaltung 2017, Bearbeitung: BLfD, H. Kerschler)

Das Vergleichsbeispiel bei Mellrichstadt ist insofern von besonderem Interesse, als man hier einen Eindruck gewinnt, wie das Umfeld solcher Anlagen gestaltet sein konnte. Die Sternschanze selbst zeichnet sich im digitalen Geländemodell gut ab. Der nordwestliche Teil ist jedoch stark gestört. Wall und Graben sind nicht mehr erkennbar, weil dort Steine gebrochen wurden. 120 m östlich der Sternschanze sticht einem eine gezackte Linie ins Auge, die sich nach Südosten fortsetzt. Dabei handelt es sich ebenfalls um ein Wall-Graben-System, das gewissermaßen als „Vorwerk“ der frühneuzeitlichen Schanze fungierte. Dieses Bodendenkmal (D-6-5528-0004) im Wald nördlich von Eußenhausen ist etwa in einer Länge von 210 m erhalten, bis es durch die Staatsstraße 2445 unterbrochen wird, und liegt mit nur minimalen Abweichungen auf der heutigen Grenze der Bundesländer Bayern und Thüringen. Der Wall hat eine Breite von 6 m und eine Höhe von 0,5 m bis zu 2 m. Der vorgelagerte Graben ist 4 m breit. Etwa 20 m weiter südlich, jenseits der Staatsstraße, liegt ein dazugehöriger 35 m langer Wall, ebenfalls mit vorgelagertem Graben, der an seinem Nordende nach Nordwesten rechtwinklig abknickt. In Aufbau und Ausführung gleichen Wall und Graben denen der nahe gelegenen Sternschanze. Während von der sternförmigen Befestigung in der Uraufnahme von 1849 nur noch die Bezeichnung „Schanz“ als Name für die Waldabteilung erhalten geblieben ist, diente das gezackte längliche Wall-Graben-System sogar weiterhin zur Sicherung der Grenze. Wo heute die moderne Straße verläuft, befand sich damals die Verbindung von Würzburg ins Herzogtum Sachsen-Meiningen.

Festungsforschung

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Befestigungen hat eine lange Tradition. Vor allem die früheren Anlagen sind immer wieder Gegenstand der Forschung, und auch den jüngeren, meist größeren Festungen des 15. bis 19. Jahrhunderts wurde dabei Aufmerksamkeit geschenkt. Wichtige Autoren des 18. Jahrhunderts sind zum Beispiel Johann Gottlieb Thielke mit seinen Beiträgen zur *Kriegs-Kunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763*, Anton von Zach mit



Digitales Geländemodell der Sternschanze bei Mellrichstadt-Eußenhausen mit östlich vorgelagertem Wall-Grabensystem (Geobasisdaten: Bayerische Vermessungsverwaltung 2018)

seinem Werk über Feldbefestigung, Verteidigung und Angriff und die Elemente der Manövrierkunst oder Karl August Struensee mit seiner Abhandlung über die *Kriegskunst des Grafen von Moritz von Sachsen*, um nur einige wenige zu nennen. Neben diesen „Klassikern“ gibt es jüngere Studien dazu auch im Internet, wie etwa das „Festungsjournal“ der Deutschen Gesellschaft für Festungsforschung e. V. (www.festungsforschung.de). Dort werden neben den größeren Wehrbauten zwar auch die kleineren Anlagen, ähnlich der im Frammersbacher Forst, aufgeführt, jedoch mit geringerer Gewichtung behandelt. Punktuelle Ansätze, dem Thema der kleinen Feldbefestigungen das Hauptaugenmerk zu schenken, liegen zum Beispiel für das südliche Brandenburg vor. Felix Biermann und Ralf Gebühr zeigen exemplarisch für diese Region das Potenzial, das hinter der meist kurzen, einphasigen Nutzungszeit solcher Schanzanlagen steht und gerade dadurch die Möglichkeit einer unmittelbaren Verknüpfung von archäologischen und historischen Quellen bietet.

Diese kleinen Wehranlagen sind für die Wissenschaft in vielfacher Hinsicht von Bedeutung: Sie sind Zeugnis einer verschwundenen Militärtechnik und -taktik, lassen Rückschlüsse auf Strategien und zentrale Planungen zu, zeigen politische Grenzen auf, spiegeln historische Sachverhalte und bieten dadurch nicht zuletzt auch Erklärungsmodelle für

gesellschaftliche Umbrüche. Als Teil der politischen Organisation sind Anlagen wie die Sternschanze im Frammersbacher Forst daher von besonderem Wert. Lokale bzw. regionale Forschungen sind unabdingbar, um großräumige historische Sachverhalte über die Verbreitung der Schanzen rekonstruieren und verstehen zu können.

Rita Hannig-Wanninger und
Roland Wanninger

Literatur

Biermann, Felix/Gebühr, Ralf: *Erdanlagen im Festungsbau. Neuzeitliche Schanzen des 16. bis 19. Jahrhunderts, besonders im südlichen Brandenburg*, in: *An Elbe und Oder*, Einhausen 2008

Thielke, Johann Gottlieb: *Beyträge zur Kriegs-Kunst und Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763*, Freiberg 1777

Struensee, Karl August: *Die Kriegskunst des Grafen von Moritz von Sachsen*, Siegert/Liegnitz/Leipzig 1767

Von Zach, Anton: *Vorlesungen über Feldbefestigung, Verteidigung und Angriff*, 1783, 1807, 1810

Von Zach, Anton: *Elemente zur Manövrierkunst*, 1812

<http://festungsforschung.de>, zuletzt abgerufen am 18.12.2017.

Fund eines barocken Tondo mit Darstellung der „Mater purissima“ in Kinsau

Auffindung und Zustand

2015 machte man bei Instandsetzungsarbeiten am Tragwerk des ehemaligen Pfarrhofes in Kinsau im Landkreis Landsberg am Lech einen überraschenden Fund: Ein annähernd 3 m großer Tondo (Rundgemälde) mit der Darstellung der „Mater purissima“ lag dort klein zusammengefaltet abseits auf dem Dachboden. Nach dem Auslegen entschied man sich schnell zu ersten, gut gemeinten Sicherungsaktionen mittels Leimanstrichen auf der Bildschicht. Damit sollte weiteren Verlusten der Malschicht vorgebeugt werden.

Über 100 Jahre Lagerung auf dem Dachboden hatten ihre Spuren an dem Gemälde hinterlassen. Unter einer dicken Schicht von Staub und Schmutz hatten Wärme und Kälte eine gewisse Sprödigkeit der Malschicht und des Leinwandträgers hervorgerufen, weshalb sich kleine Malschichtschollen ablösten und auch Risse bzw. Löcher im Leinwandträger entstanden waren.

Zum Glück war die Malschicht nach innen geklappt, so dass – abgesehen von einigen Kratzern sowie gelockerter oder abgefallener Malschicht im Bereich der Knickfalten – die robuste Malerei weitgehend ihre Stabilität bewahren konnte. Der Bildinhalt war somit noch gut lesbar. Durch diesen „Dornröschenschlaf“ war das Gemälde in einem zwar gealterten, aber doch annähernd originalen Zustand erhalten geblieben.

Das Gemälde

Bei der ersten restauratorischen Begutachtung im Beisein des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege im November 2015 wie auch bei einem Ortstermin im März 2016 im Rathaus von Kinsau waren alle Anwesenden schnell von der Außergewöhnlichkeit dieses Fundes überzeugt. Die Darstellung der „Mater purissima“ ist dem Maler Veit Benno Lederer aus Schongau (1672–1743) zuzuschreiben.

Lederer fertigte das Gemälde für das Gewölbe der Pfarrkirche an, die bis ins 19. Jahrhundert das Ziel einer 1708 einsetzenden Wallfahrt zu „Unserer Lieben

Frau in Kinsau“ war und in deren Folge 1712–14 neu errichtet wurde. Variiert ist das aus der Offenbarung des Johannes hergeleitete und im 17. und 18. Jahrhundert geläufige Motiv der „Maria Immaculata“, das Maria als Siegerin über den apokalyptischen Drachen zeigt. In Kinsau trägt sie gemäß der Bildtradition ein Gewand in Blau und Weiß und hält in der rechten Hand, als Symbol ihrer Reinheit, einen Lilienzweig. Sie kniet auf der Weltkugel und hat den rechten Fuß auf den Kopf des Untiers gestellt, das seine schwarzen Schwingen weit ausbreitet und an dessen Schwanz noch die Sterne funkeln, die es damit laut Johannes vom Firmament gefegt hat. Das Gemälde lebt vom Gegensatz zwischen rein und unrein bzw. der Sünde und deren Überwindung: Sündhaft und unrein sind Adam und Eva (Eva greift nach der Frucht im Maul des

Drachen), die Ziegenböcke, die Adam und Eva Gesellschaft leisten, sowie Amor als Allegorie der irdischen, also der fleischlichen und sündigen Liebe. Die Welt und die Sünde flankieren antithetisch zwei Engel, die Maria mit Inschriftkartuschen – deren Texte aus dem Hohelied und der Offenbarung zitieren – Makellosigkeit und vollkommene Schönheit bescheinigen. Die auffälligste Gegenüberstellung des Gemäldes ergibt sich aus einem Engel, der sich, Marias Reinheit mit einem Spiegel anzeigend, dieser zuwendet, und dem von ihr abgewandten, weil besiegt den Tod, der nun zur Untätigkeit verdammt ist, resigniert die knochigen Beine übereinanderschlägt und etwas gelangweilt mit der Schwanzspitze des Drachen spielt. Die illusionistisch am unteren Bildrand angedeutete Architektur des Kirchen gewölbes und der flotte und gekonnte



Kinsau, Lkr. Landsberg am Lech. Das Rundgemälde nach der Konservierung (Foto: Irmgard Schnell-Stöger)

Duktus der Malerei weisen darauf hin, dass Lederer das Gemälde auf Fernwirkung konzipiert hat. Die Abnahme des Gemäldes aus dem Chor erfolgte im Zuge einer Umgestaltung der Wallfahrtskirche im späten 19. Jahrhundert und wurde wahrscheinlich schon damals auf den Dachboden des Pfarrhofs veräußert. Eine Darstellung der Maria in der Mandorla mit begleitenden Engeln wurde als Ersatz in das Deckengewölbe gemalt.

Zielsetzung der Restaurierungsmaßnahmen

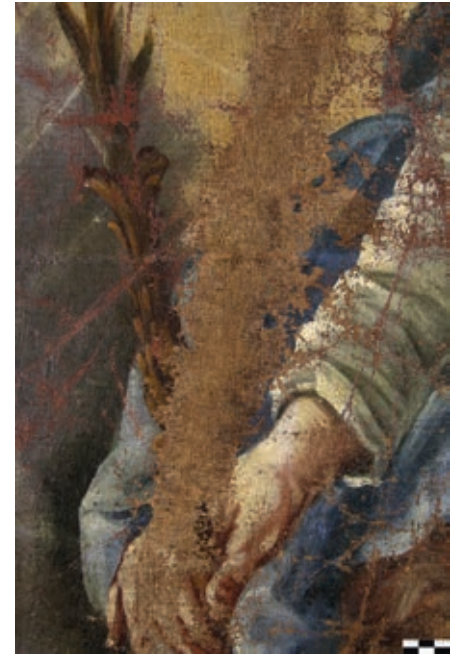
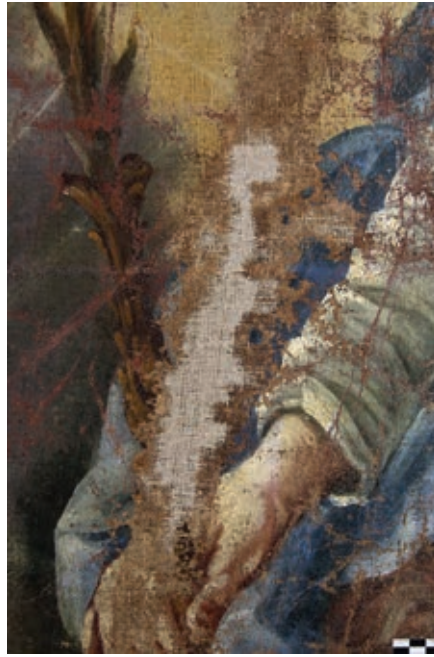
Nachdem die politische Gemeinde den Pfarrhof 2013 übernommen und renoviert hat, dient er heute als Rathaus. Man war dem Fund gegenüber sehr aufgeschlossen und stellte die öffentliche Präsentation des Tondo im Rathaus in Aussicht; allerdings sah man sich vor Ort nicht in der Lage, nach der aufwendigen Instandsetzung des Pfarrhofs auch noch die Finanzierung für substanzerhaltende Maßnahmen zu bewerkstelligen.



Pfarrkirche Kinsau, Deckengemälde von 1892 (Foto: Michael Forstner, BLfD)



Kinsau, Lkr. Landsberg am Lech. Der Pfarrhof nach der Instandsetzung, Preisträger der Denkmalschutzmedaille 2019 – siehe S. 92 ff. (Foto: Michael Forstner, BLfD)



Detail des Tondo. Links: mit Loch im Leinwandträger; Mitte: Loch durch Intarsie geschlossen; rechts: eingetönte Intarsie (Fotos: Irmgard Schnell-Stöger)

Die Restaurierungswerkstätten des BLfD legten zunächst ein Konzept für die Voruntersuchung fest mit der Zielsetzung, konservatorische Maßnahmen zu entwickeln und belastbare Ergebnisse für die Ausführung zu erhalten. Die Voruntersuchung führte Dipl.-Rest. Irmgard Schnell-Stöger durch. Die Ergebnisse wurden anhand von Arbeitsmustern dokumentiert und mit allen Beteiligten diskutiert, um das Ziel der Maßnahme gemeinsam festzulegen. Vorrangig war zunächst die gründliche Konservierung der Malerei und des Leinwandträgers unter Bewahrung der Spuren zur Geschichte des Gemäldes. Auch der originale unregelmäßig aufgetragene und deutlich vergilbte Überzug sollte belassen werden.

Der Verlauf der Voruntersuchung mit der Aufstellung einer detaillierten Kostenschätzung überzeugte alle Beteiligten. Das BLfD stellte daraufhin einen Antrag zur Förderung der Maßnahme an die Bauersche Barockstiftung. Diese war in gleicher Weise überzeugt und bewilligte die vollständige Kostenübernahme der Maßnahme. Diese wurden ebenfalls von Frau Schnell-Stöger und ihrer Mitarbeiterin Dipl.-Rest. Regina Hofmann ausgeführt.

Die Maltechnik

Das Gemälde mit knapp 3 m Durchmesser ist auf ein locker gewebtes Leinen ge-

malte. Ungewöhnlicherweise ist die Grundierung auf dem Gewebe zweifarbig angelegt: Im Zentrum der Darstellung (Madonnenmantel und Mond) ist sie hell ockerfarben, die anderen Bereiche sind rot grundiert. Darauf folgte die farbige Unterlegung von Flächen: Die Inkarnate von Engeln und Assistenzfiguren sind leuchtend rot unterlegt. In anderen Gesichtern



Detail der Aufspannung (Foto: Irmgard Schnell-Stöger)

ist eine deutlich grünlich angelegte Unterlegung zu sehen. Auf diesen Unterlegungen folgte die meist kompakte, teils pastos, teils eher dünn lasierend aufgetragene Farbschicht. Die Farben sind weniger „nass in nass“ vermalt, sondern kontrastreich nebeneinander gesetzt worden. Daraus ist zu schließen, dass das Farbmilieu nicht sehr fließend war. Doch ist davon auszugehen, dass es sich um eine für die Zeit typische ölgebundene Malerei handelt.

Die ursprünglich „leuchtende“ Malerei ist heute von einem „Gelbschleier“ überzogen. Dieser im Lauf der Zeit gegilbte Firnis ist vermutlich ursprünglich.

Am Gemälde sind keinerlei Spuren von früheren Restaurierungen oder Bearbeitungen wie z. B. Übermalungen, Retuschen oder Kittungen zu finden. Einzig am Spannrand der Leinwand könnte vom Überstand etwas abgeschnitten worden sein. Abdrücke des alten Spannrahmens geben auf der Bildrückseite Hinweise, dass dieser mit einem Mittelkreuz versehen war.

Restaurierung vor Ort

Das im Rathaus zur Verfügung gestellte Zimmer wurde von Frau Schnell-Stöger und ihrer Mitarbeiterin als Werkstatt eingerichtet. Der Vorteil dieser „Vor-Ort-Restaurierung“ war, dass dem großen Ge-



Kinsau, Lkr. Landsberg am Lech. Das Gemälde am neuen Platz im Pfarrhof (Foto: Michael Forstner, BLfD)

mälde Transporte erspart blieben und interessierte Kinsauer am Geschehen teilhaben konnten. Die beiden Kolleginnen gaben immer wieder Einblick in die verschiedenen Arbeitsschritte. Auch erforderte das Format gelegentlich „Hilfskräfte“ von der Gemeinde, die beim Drehen und Wenden Unterstützung boten.

Das Gemälde wurde zunächst auf der für die erste Lagerung angefertigten Platte bearbeitet. Die gelockerten und teils aus ihrer eigentlichen Position entfernten Farbschollen mussten wieder richtig positioniert und gefestigt werden. Dabei bereitete die kurz nach dem Auffinden aufgetragene Leimsicherung Probleme. Sie war schwer zu lösen und hatte die Deformationen in der Leinwand fixiert. Der Prozess der Leimabnahme, der Malschichtfestigung und der Glättung von Malschicht und Leinwandträger war bis zum gewünschten Ergebnis relativ langwierig. Nach der Abnahme von Oberflächenschmutz zeigte das Gemälde einen

angenehmen Glanz und der gealterte, unregelmäßig aufgetragene Firnis wirkte in keiner Weise störend. Danach konnten die Risse und Löcher im Leinwandträger durch Einzelfadenverklebung und Intarsien geschlossen werden.

Das Konzept sah vor, die Fehlstellen in der Malerei weder zu kitten noch zu retuschieren. Einzig die eingesetzten Intarsien und Leinwandfäden wurden dem Farbton der Originalleinwand angeglichen.

Für das Aufspannen des Gemäldes mussten neue Spannrahmen angesetzt werden. Dazu wurde eine Leinwand mit gleicher Bindung und Stärke gewählt. Die angesetzten Ränder mussten den gleichen Fadenverlauf wie die Originalleinwand haben. Die Schreinerei Mitgefäller aus Kinsau fertigte nach Angaben von Frau Schnell-Stöger einen perfekten, zweigeteilten neuen Spannrahmen an. Dieser besitzt einerseits einen Spannmechanismus, andererseits kann der Rahmen zur Not samt Gemälde geklappt werden – für den

Fall, dass das Gemälde aus dem Raum im Rathaus wegtransportiert werden muss. Auf diesen neuen Rahmen mit integriertem Rückseitenschutz, der ca. 3 mm unter der Bildleinwand liegt, wurde das Gemälde mit gepolsterten Nägeln gespannt.

Unter dem großen Einsatz von freiwilligen Helfern, dem hochprofessionellen Können der Restauratorinnen und der großzügigen Unterstützung der Bauerschen Barockstiftung wurde das Projekt im August 2018 abgeschlossen. Seitdem ist Veit Benno Lederers „Mater Purissima“ in einem Ausstellungsraum des Rathauses für die Öffentlichkeit zugänglich.

Cornelia Hagn und
Thomas Hermann

Dem Text liegen der Untersuchungsbericht, die Dokumentation sowie die Aufnahmen von Dipl.-Rest. Irmgard Schnell-Stöger zugrunde.

Typisch Schwabing! Der „Fuchsbau“ in München

Um 1970 erfindet sich München neu: Mit der Zusage für die Olympischen Sommerspiele 1972 entstehen die unvergleichlichen Sportanlagen, endlich die U-Bahn und zahlreiche Großbauten. München entwickelt sich zur „Weltstadt mit Herz“. Auch die Münchner Freiheit und das nördliche Schwabing verändern sich grundlegend. Der Platz wird unterirdisch als U-Bahnhof ausgebaut und von hier aus die U3 zum Olympiagelände geführt. Oberirdisch erschließt das „Forum“ den Zugang zum U-Bahnhof mit Treppen, Rampen und Wasserspielen in Kaskaden. In Sichtbeziehung über die Erlöserkirche hinweg wird der auffallende Wohn- und

Geschäftsbau in Sichtbeton errichtet, den die Münchner bald liebevoll „Fuchsbau“ taufen. Gemeinsam mit dem nahen Einkaufs- und Freizeitzentrum Schwabylon (1973), dem Restaurant Tantris (1971) und dem Wohnbau Orpheus und Eurydike (1973) lebt das alte Lebensgefühl Schwabings wieder auf: „etwas komisch, ziemlich exzentrisch und selbstbewusst“ (Wassily Kandinsky).

Ort und Programm

Zwischen Germania-, Fuchs- und Ungererstraße, nördlich der Erlöserkirche

(1901, Theodor Fischer) stehen zunächst noch sechs Gebäude aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In der kurzen Fuchsstraße, die dem Bau wohl zu seinem Namen verhilft, wohnt nach dem Zweiten Weltkrieg auch Erich Kästner. 1971 wird die Fläche nördlich der Kirche von Wilhelm Steinel für den Bauträger DEBA Deutsche Wohnbau GmbH & Co. überplant. Er entwirft einen dreiarmligen, pyramidal gestaffelten Terrassenbau in Schottenbauweise mit Vorhangfassade. Dabei wird das trapezförmige Grundstück optimal ausgenutzt. Die nahe Kirche beschränkt die Höhe auf neun Geschosse, sodass insgesamt 239 Wohnungen untergebracht werden können. Um die Schwabinger Flanier- und Einkaufsmeile nach Norden weiterzuführen, legt Steinel das Erdgeschoss als Ladenzone mit 20 kleineren und mittelgroßen Einheiten an. Bis 1973 sind die baulichen Anlagen im Wesentlichen fertiggestellt.

Ausgestattet wird der „Fuchsbau“ mit allem, was es für ein modernes Leben in den 1970er Jahren braucht: Im Südflügel spielt das Kino „Die Lupe 2“, im Ostflügel ab 1975 ein Theater. Auf den gemeinschaftlichen Bereichen werden zwei figürliche Bronzeskulpturen und eine amorphe Steinplastik des ungarisch-französischen Bildhauers László Szabó (1917–1984) aufgestellt. Auf zwei geplante Gaststätten, eine Bier- und eine Weinstube, muss man wegen fehlender Stellplätze zwar verzichten, aber im Keller werden für private Feiern Partyräume untergebracht. Und die gemeinschaftliche, mit Schwimmbecken ausgestattete Dachterrasse auf zwei Ebenen wird schnell – so hört man – zu einem Ort rauschender Feste.

Das Bauwerk

Die markante Silhouette springt an den Stirnseiten geschossweise zurück. Aus zwei Gebäudearmen sind erdgeschossig zwei Elemente vorgezogen. Auf jeweils polygonalem Grundriss bieten sie Raum für gewerbliche Einheiten. Im Westen ist ihnen – einem Ufo gleich – ein eingeschossiger achteckiger Baukörper aufgesetzt, dessen außenliegende Konstruktion aus radial angeordneten



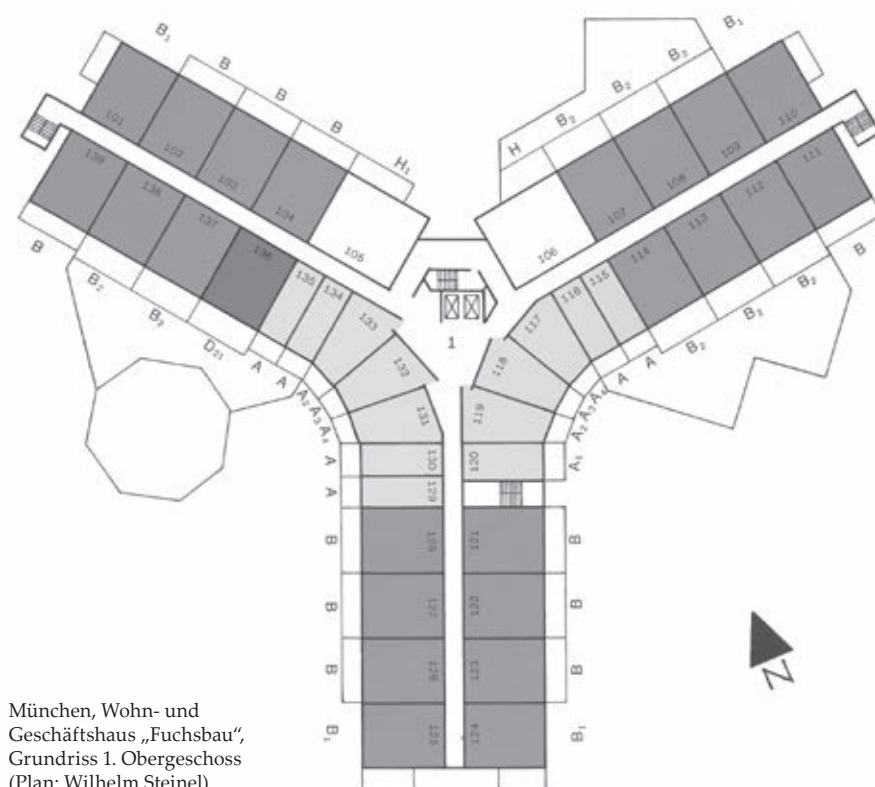
München, Wohn- und Geschäftshaus „Fuchsbau“, Vorplatz mit Steinplastik von László Szabó (Foto: BLfD, Michael Forstner)



München, Wohn- und Geschäftshaus „Fuchsbau“, Ansicht Ungererstraße (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Stahlbetonrahmen ins Auge sticht. Bei aller Wirtschaftlichkeit beweist das individuelle Fassadenbild hohen baukünstlerischen Anspruch: Den drei konkav gewölbten Längsseiten sind Balkone aus geknickten Fertigteilelementen vorgesetzt, die mit unterschiedlicher Tiefe und einer pergolaähnlichen Überdeckung der obersten Geschosse spielen. Die rahmende Vorhangfassade aus Betonfertigteilen zeigt ein abgestimmtes Fugenbild und stark ausgeprägtes Oberflächenrelief. Die Platten mit leicht unterschiedlichen Höhen und Breiten werden vertikal von glatt eingetieften, aber verschieden breiten, grob behauenen Stegen durchzogen. Auskragende Wasserspeier sowie karminrote Fenster- und Türelemente setzen selbstbewusst gestalterische Akzente.

Im Schnittpunkt der drei Arme wird der Fuchsbau zentral mit Aufzug und Treppenhaus erschlossen. Von dort zweigen drei lange Flure mit beidseits angeordneten Wohnungen ab. Bei der Orientierung helfen Fuchs-Logos, die Manfred Mayerle gestaltet. Für die Wohnungen stehen 15 Grundriss-Varianten bereit: Zum Gebäudekern liegen bescheidene



München, Wohn- und Geschäftshaus „Fuchsbau“, Grundriss 1. Obergeschoss (Plan: Wilhelm Steinel)



Kleinstwohnungen von 24 m², zu den Stirnseiten mit den vorgelagerten Terrassen größere Wohnungen mit bis zu 125 m². Bis auf wenige Ausnahmen besitzen alle Wohnungen Freibereiche mit breiten Pflanztrögen. Die Schottenbauweise im Allbetonsystem ermöglicht große Fensterflächen und variable Grundrisse. Für die Terrassenwohnungen an den Stirnseiten etwa sind die Schotten um 90 Grad gedreht.

Programmatisch verfügt der Fuchsbau nur über wenige Zufahrten, die Parkplätze sind ins Untergeschoss verlegt. Drei Vorplätze und das durchlässig gestaltete Erdgeschoss bilden öffentliche und gemeinschaftliche Bereiche aus. So wird der eigentlich unmaßstäbliche Großbau gekonnt in die bestehende Schwabinger Stadtstruktur eingebunden und viel Raum für die Gemeinschaft geschaffen.

Mit großer Geste ...

Der Fuchsbau folgt den Utopien für Terrassenstädte, wie sie in den 1960er Jahren international aufkommen. In Deutschland werden kleinere Projekte – vom Wohnhügel in Marl (1965) bis zu den freistehenden Terrassenhäusern in München-Oberföhring (1969) – in den 1970er Jahren zu größeren Komplexen weiterentwickelt. Darunter finden sich so bekannte Großstrukturen wie das Olympische Dorf. Der Schwabinger Fuchsbau hingegen vertritt den seltenen Typus eines freistehenden Terrassenhauses, dessen Wohneinheiten sich einer geometrischen Großform unterordnen. Und wo beim sog. Pharaobau in München-Oberföhring 1974 für doppelt so viele Wohneinheiten die rationelle Fertigung den Ton angibt, gehen beim Fuchsbau künstlerischer und wirtschaftlicher Anspruch Hand in Hand. Diese verdichtete Wohnform entspricht dem Streben der Zeit nach Urbanität, Individualität und gesellschaftlicher Vielfalt. Mit seiner unverwechselbaren Silhouette und differenzierten Sichtbetonfassade ist der – seit kurzem unter Denkmalschutz gestellte – Bau ein bemerkenswertes Beispiel des Brutalismus und unmittelbarer Ausdruck des sich neu formierenden Schwabinger Lebensgefühls. Mit großer Geste lädt das Gebäude auch heute noch jeden zu einem Besuch ein.



München, Wohn- und Geschäftshaus „Fuchsbau“, Balkonelemente und Terrassen mit Bepflanzung (Fotos: BLfD, Michael Forstner)

Wiepke van Aaken
und Burkhard Körner

Zwischen Liebe und Ekel: Das Drittmittelprojekt „Fokus Taube“

Die Haus- oder Stadttaube *Columba livia domestica* bereichert regelmäßig, vor allem in nachrichtlichen Flautezeiten, das aufgeregte Meldungsspektrum der Boulevardpresse. Bedingungslose Taubenliebe und abgrundtiefer Taubenhass befördern gleichermaßen unterhaltsame wie hitzige Streitereien zwischen den Kontrahenten. Sie liefern somit den idealen Nährstoff für schrille Botschaften.

Hauseigentümer wännen sich unter meterdicken Schichten Vogelkot begraben. Gerüchte über ortsfremde Limousinen im Stadtzentrum, aus denen angeblich frühmorgens säckeweise „politisches“ Vogelfutter gestreut würde, überraschen in diesem Klima nicht. Hinzu kommen Klagen über eine herzlos kommerzialisierte Gesellschaft, welche selbst den

letzten Resten der städtischen Fauna am liebsten durch Kampfstoffeinsatz begegnen würde. Auch die aktuelle Diskussion um das bayerische Volksbegehren zur Artenvielfalt und die jüngst nicht minder konträr ausgetragene Diskussion über die Luftschadstoffe zeigen, wie sensibel und streitbar die Bevölkerung auf Natur- und Umweltthemen reagiert.

Das Projekt „Fokus Taube“

Inmitten dieses traditionell konfliktlastigen Szenarios fördert die Deutsche Bundesstiftung Umwelt das Drittmittelprojekt „Fokus Taube“ (DBU-Aktenzeichen 33513/01-45; Laufzeit 2016–2019). Erklärtes Ziel der Stiftung ist es, zwischen den

konträren Positionen auf dem Weg über eine Versachlichung der Diskussion zu vermitteln, aber parallel auch konkrete Informationen und praktische Lösungsvorschläge vorzulegen. Angesichts der Polarisierung fast schon nebensächlich erscheinen zwei noch präziser definierte Aufgabenstellungen innerhalb des Projekts „Fokus Taube“:

- (1) Die Frage nach der Schädlichkeit von Taubenmist für die Denkmalsubstanz und Baumaterialien im Allgemeinen,
- (2) Die Weiterentwicklung einer bereits existierenden Vogelstimmen-Erkennungs-App des Projektpartners Sunbird Images in Richtung auf ein automatisiertes Taubenerkennungs- und Vertreibungsgerät. Dieser Apparat soll Tauben an ihren Stimm- oder Flügelgeräuschen erkennen und dann moderate Vertreibungsaktionen, beispielsweise über eine Wassersprühdüse oder einen Ultraschallgenerator, in Gang setzen. Weitere Anwendungen, z. B. die automatisierte Feststellung von Fledermäusen, wären auf der Basis dieser neuen Technologien ebenfalls denkbar.

Wie aus Tauben (Flug-)Ratten wurden

Den beiden Bearbeitern des „Fokus Taube“-Projektes beim Landesamt, Oliver Helmle und Simon Mindermann, wurde schon während der einleitenden Literaturrecherchen klar, dass Konflikte beim Umgang mit den Stadtauben beileibe nicht als lediglich bayerisches, deutsches oder europäisches Problem zu verstehen sind, sondern sich weltweit in Zehntausenden von Internetseiten manifestieren. Und die auf Tierthemen spezialisierte österreichische Journalistin Andrea Dee (1994) sowie der Schweizer Biologe Daniel Haag-Wackernagel (1998) legten bereits vor Jahrzehnten exzellente, fast schon allumfassende Stoffsammlungen und Bibliografien zu den meisten Facetten des Themas „Tauben“ vor. Für eiligere oder einfach nur schnell ratsuchende Leserinnen und Leser empfehlen sich zudem die in großer Zahl online abrufbaren kurzen Info-Broschüren, wie beispielsweise die der Landeshauptstadt München „Leben mit Stadtauben“ (2018). Für das Verständnis der zu Grunde liegenden Psychologie hilfreich erscheint Colin Jerolmacks in der Kapitelüberschrift zitierte psychologische Analyse „How Pigeons became Rats“ (2008).



„TÖTET DIE TAUBEN“. Aufmachertitel der BILD-Zeitung am 8. Februar 2019
(Foto: Martin Mach)

samt Nahrungs- und Düngerquelle zum lästigen Ungeziefer.

Liebkosungen am Odeonsplatz und venezianische Werbetricks

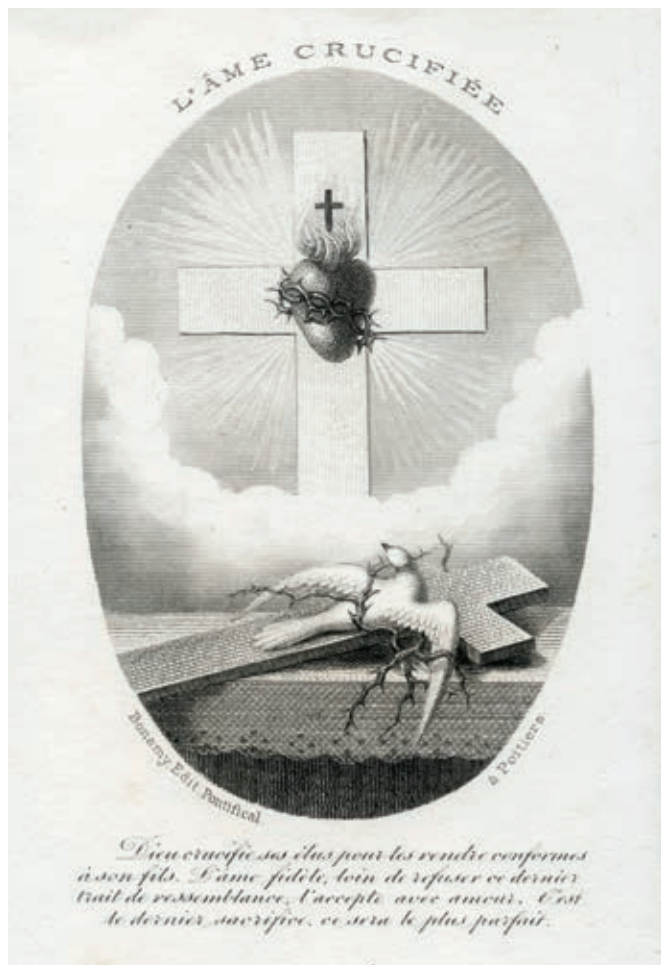
Das Taubenfüttern vor der Münchner Feldherrnhalle bildet eine Konstante innerhalb der Stadtgeschichte. Die der Feldherrnhalle benachbarten Trambahngleise kamen und verschwanden wieder, das „1000-jährige Reich“ und sein „Ehrenmal“ ebenso. Was vorher war und auch später blieb, waren jedoch die Taubenfütterer. Unzählige Ansichtskarten künden von der fütternden „Taubentherese“, taubenfütternden Herren mit Hut und Anzug sowie taubenfütternden Familien mit fröhlich zwischen den Tauben hin- und herlaufenden Kleinkindern.

Fernsehkrimi-Serien mit kleineren Budgets mussten früher häufig aus Kostengründen in recht bescheidenen heimi-

Nicht jedes Spalier aus Taubenstiften erzeugt die gewünschte Wirkung! (Foto: Martin Mach)

Kurz zusammengefasst fiel demnach die Stadtaube infolge gesteigerter menschlicher Revier- und Hygieneansprüche allmählich in Ungnade: Während die

Tauben ihr Verhalten über die Jahrzehnte und Jahrhunderte nicht wesentlich veränderten, mutierten sie in der menschlichen Wahrnehmung vom himmlischen Symbol



Darstellungen von Tauben als Vermittler zwischen Himmel und Erde gehen mindestens bis auf frühchristliche Zeiten zurück. Die hier gezeigten Andachtsbildchen aus dem späten 19. Jahrhundert dokumentieren beispielhaft die symbolisch facettenreiche, volkstümlich-religiöse Verklärung der Taube (Abb.: privat)



Taubenfütterung in München, vor der Feldherrnhalle (Künstlerpostkarte ohne Künstlersignatur, um 1930)

schen Studiobaracken gedreht werden. Zum Ausgleich gegen die sich in ermüdender Weise wiederholenden Pappmaschee-Kulissen mischte man den jeweiligen Filmepisoden kurze Originalsequenzen aus europäischen Großstädten zu, die ersatzweise glanzvolles lokales Flair und eine gewisse Weltläufigkeit vermitteln sollten. In einer Folge

der britischen Agentenserie „Jason King“ galt es in diesem Sinne, sekundenschnell venezianisches Lokalkolorit herbeizuzaubern („The Stones of Venice“. Incorporated Television Company [ITC], 1972). Zu sehen ist dort ein Herr in gestrenger Offiziantenuniform, der auf dem Markusplatz aus einem riesigen, knallroten Eimer Taubenfutter verstreut. Der Be-

hälter trägt, unübersehbar groß, die Initialen „A. G.“.

Der Hintergrund ist folgender: Zunächst waren die Tauben am Markusplatz als unbestrittene Hauptdarsteller des Platzgeschehens von Angestellten der Stadtverwaltung (!) regelmäßig gefüttert worden. Die italienischen Assicurazioni Generali bewarben sich bei der Stadtverwaltung um dieses Amt und erhielten ab etwa 1950 die Fütterungsrechte für die Tauben. Man begnügte sich jedoch nicht mit den werbenden Initialen auf den roten Eimern, sondern streute deren Inhalt, die Maiskörner, auch noch in Buchstabenform auf dem Markusplatz aus! Dank dieser Maßnahme entstand eine stets nur wenige Minuten dauernde, jedoch von lebenden Tauben eindrucksvoll wimmelnde Werbung für die Versicherungsfirma. Heute gilt das Taubenfüttern in München und Venedig als Ordnungswidrigkeit und Umweltsünde – auf dem Markusplatz ist es derzeit mit Strafen bis zu € 500 bewehrt.

Wirkungen von Taubenmist auf Materialien

Zur Klärung dieser Frage bieten sich in erster Linie zwei Ansätze an, erstens die Analyse des Taubenmists im Hinblick auf potenziell korrosive Bestandteile und zweitens eine Bewertung von Laborversuchen an gut auswertbaren Testmaterialien. Die pH-Wert-Messungen erlauben Rückschlüsse auf die immer wieder behaupteten „ätzenden“ Eigenschaften des Taubenmists. Frischer und getrockneter Taubenmist ergibt allerdings, wie auch im Projekt gezeigt werden konnte, im Normalfall lediglich geringfügig saure pH-Werte zwischen $\text{pH} = 5$ und $\text{pH} = 6$. Dieser pH-Wert ist in erster Linie dem Harnsäuregehalt des Taubenmists zuzuschreiben. Lässt man den Taubenmist allerdings für mehr als zehn Tage ununterbrochen unter Wasser stehen, können sich durch biochemische Abbauprozesse alkalische pH-Werte bis hin zu $\text{pH} = 9$ einstellen. Die genannten pH-Werte sind jedoch allesamt nicht geeignet, eine nennenswerte chemische Aggressivität zu begründen. Konsequenterweise zeigte sich auch bei den Laborversuchen am Indikatormaterial Kupfer im Zentrallabor, dass normale Luftverschmutzung und vor allem das Streusalz des Win-



Taubenfütterung am Odeonsplatz mit Futtertopf des Münchner Tierschutzvereins (Ausschnitt aus einer Fotopostkarte, um 1930)



Werbefütterung der Assicurazioni Generali am Markusplatz in Venedig. Fressende Tauben zeichneten für wenige Minuten – quasi als Live-Bild im direkten Wortsinn – die Initialen der Versicherung nach (Fotopostkarte, Verlag der Gebrüder Zago, um 1955)

terdienstes sehr viel mehr und vor allem großflächigere Schäden anrichten. Neben der charakteristischen Harnsäure enthält der Taubenmist diverse wasserlösliche und wasserunlösliche Salze, vor allem Nitrate und Phosphate, die sich bei längerer Lagerung zum bekannt hochwertigen Guano-Dünger verdichten. Weiterhin sind im frischen Zustand schleimartige Substanzen enthalten, die jedoch chemisch nicht aggressiv wirken, vermutlich sogar die potenziell korrosive Wirkung der Salze und der Harnsäure noch weiter abschwächen.

Als Anekdote und Beleg für eine insgesamt veränderte Betrachtungsweise sei noch angemerkt, dass man früher die Düngewertigkeiten von Taubenmist so sehr schätzte, dass er systematisch gesammelt wurde und dass die Pariser Bäcker im 19. Jahrhundert ihrem Brotteig Taubenmist als Treibmittel und Geschmacksverstärker beifügten (Dee 1994, S. 30).

Was tun?

Wie die beiden am Projekt beteiligten Ornithologen Peter Mullen und Georg Pohl and betonen, gilt es zunächst, die jeweilige Ortsverbundenheit der Tauben verstehen zu lernen: Zu unterscheiden ist demnach zwischen besonders beliebten Aufenthaltsplätzen, Fressplätzen, Schlaf- und insbesondere Nistplätzen – mit in dieser Reihenfolge steigender Ortsbindung der Taube. Ein Taubenpaar wird deshalb ein versehentlich mit einem Kunststoff-Netz abgesperrtes Gelege um jeden Preis wieder zu erreichen suchen, das Netz zu durchbrechen oder zu umgehen versuchen. Ein einmal liebgewordener Brutplatz wird auch dementsprechend sehr viel zögerlicher aufgegeben werden als ein lediglich zeitweiliger, mehr oder weniger zufälliger Aufenthaltsort. Ebenfalls von den Biologen stammt der Rat, missliebigen und Kot hinterlassenden Tauben den jeweiligen Aufenthalt und die

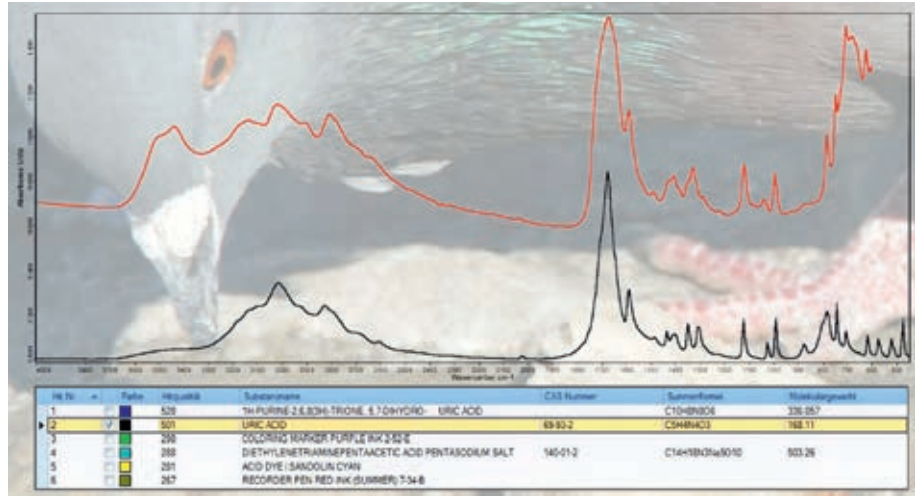
Ortsgewöhnung mit Hilfe des bewährten Hausmittels Wasserpistole zu verleiden, weil die Tauben derartige Duschen als ausgesprochen unangenehm empfinden und im Langzeitgedächtnis speichern.

Der Einsatz heftigerer Vergrämungsmittel (Steinschleudern, Blasrohre, im Extremfall Schusswaffen!) läuft nicht nur der Moral, sondern auch dem Tierschutzgesetz zuwider und kann überdies zu einer Gefährdung Dritter führen. Übersteigerte Taubenliebe ist aus Sicht der Psychologie als seelischer Mangelzustand und Ersatzlösung für menschliche Partnerschaften zu interpretieren. In analoger Weise konstatiert die Psychologie auch in der Seele des fanatischen Taubenhassers und Hygieneverfechters seelische Defizite, die man durchaus als noch stärker Besorgnis erregende Abgründe bezeichnen könnte (Haag-Wackernagel 1998, S. 217–218).

Das von einem angeblichen Experten angeratene systematische Töten der



Morgendliche Beschering am Fensterbrett. Solche unappetitlichen Flecken verschwinden allerdings nach der nächsten Beregnung. Die hier noch flüssige Hinterlassenschaft lässt sich mit Universal-Indikatorpapier auf etwaige Azidität überprüfen. Es ergibt sich ein annähernd neutraler, nicht als korrosiv einzustufender pH-Wert (Foto: Martin Mach)



Mit Hilfe der Infrarotspektroskopie (vgl. Denkmalpflege Informationen Nr. 163, S. 79–81) lässt sich die Harnsäure als charakteristischer Bestandteil des Taubenmists nachweisen. Die obere, rote Kurve zeigt ein Spektrum von harnsäurehaltigen Kristalliten aus Münchner Taubenmist, die untere ein Vergleichsspektrum von Harnsäure. Harnsäure – nicht zu verwechseln mit dem Harnstoff – ist ein weißer, geruchloser Feststoff, der sich in Wasser nur wenig löst. Die Unlöslichkeit der weißfarbigen Harnsäurekristalle trägt zur hell pigmentierenden Wirkung des Taubenmists bei. (Spektrum und Foto: BLfD Zentrallabor, Simon Mindermann und Martin Mach)

Tauben führt, wie jedermann in der einschlägigen Fachliteratur (z. B. Murton 1972) nachlesen kann, in städtischer Umgebung nur kurzfristig zum gewünschten Erfolg: Limitierender Faktor für die Taubenpopulationen ist das jeweilige Nahrungsangebot. Durch die Tötungsaktionen sinkt der Nahrungs-Konkurrenzdruck. Die hohe Fruchtbarkeit der noch verbliebenen bzw. neu hinzugekommenen Tauben kommt unter diesen Bedingungen in vollem Umfang zur Wirksamkeit, weshalb sich die Taubenzahl schnell wieder auf das ursprüngliche Maß einpendelt.

Es liegt auf der Hand, dass völlig unbesetzte Orte, wie z. B. ungenutzte Hinterhöfe, von Tauben als Nistplätze besonders geschätzt werden. Insofern sind viele vermeintliche Taubenprobleme einer ungenügenden menschlichen Nutzung und Kontrolle, das heißt nicht oder ungenügend beanspruchten menschlichen Lebensräumen zuzuschreiben.

Die von Tauben ausgehenden hygienischen Risiken werden aus nachvollziehbaren Gründen gerne übertrieben. Die Chance, im Rahmen der normalen Lebenstätigkeit von einer Taube mit einer gefährlichen Krankheit angesteckt zu werden, ist laut vorherrschender medizinischer Meinung sehr gering (s. Berentzen 2017). Bei professionellen Arbeiten

unter extremen Bedingungen, wie etwa der Beseitigung einer großen Menge von Taubenmist oder Taubenkadavern sind jedoch – in erster Linie wegen der Staub- und Pilzbelastung – besondere Arbeitsschutzmaßnahmen erforderlich.

Auch erscheint es durchaus nachvollziehbar, wenn die Besitzer von Re-

staurantterrassen und offenen Lebensmittel-Marktständen keine Freude an frechen Tauben haben. Es sollte jedoch hierbei nicht vergessen werden, dass die heutzutage in den Städten anzutreffenden Taubenschwärme erheblich kleiner sind als früher, in Zeiten allgegenwärtiger Fütterungsbegeisterung.



In einem Baudenkmal verendete Taube (Foto: Simon Mindermann)

Taubenpasten sind nicht zu empfehlen, weil sie als Todesfallen für Singvögel wirken können. Hinzu kommt, dass sie in ihrer Abschreckungswirkung regelmäßig über das Ziel hinausschießen und wegen ihrer schmierigen Konsistenz schwer entfernbare Flecken auf den eigentlich zu schützenden Oberflächen hinterlassen können.

Netze und feine Drahtseile eignen sich, wenn sie professionell und dezent verlegt werden, sehr gut zum Schutz von Bauornamenten. In günstig gelagerten Fällen können enge bauliche Lücken sogar komplett mit kaum sichtbaren Netzen überspannt werden. Zu beachten ist allerdings, dass bewohnte Fledermaushabitate nicht abgesperrt werden dürfen. Auch im Falle der Netze gilt es, nicht unbedingt alles und jedes zu verpacken. So mancher Blechsims kann eine gewisse, nicht übermäßige Menge an Taubenmist gut verkraften, während niemand jahraus



Professionell verlegtes Taubennetz und -stifte zur selektiven Absperrung von Bauornamenten (Foto: Martin Mach)



Wenn Taubenpaste, wie hier im Bild, auf die eigentlich zu schützenden Oberflächen abstürzt, verfehlt sie ihren Zweck (Foto: Martin Mach)

jahrein durch ein vernetztes Fenster in die Außenwelt blicken möchte.

Online verfügbar ist die Broschüre „Leben mit Stadtauben“, herausgegeben von der Landeshauptstadt München. Sie erklärt die rechtliche Situation sowie die konkreten Möglichkeiten im Falle von Problemen.

Vor allem gilt es zu verstehen, dass eine Stadtaube keineswegs gefüttert werden muss, auch nicht im Winter. Einseitiger Konsum von stark fetthaltigen Fast-Food-Produkten wie Pommes frites führt nicht nur beim Menschen zu Problemen. Auch eine von den zugehörigen

menschlichen Abfällen genährte Stadtaube unterliegt einem erhöhten Verwahrlosungs- und Krankheitsrisiko. Last but not least sei angemerkt, dass die vermeintlich heftigen Probleme mit den Stadtauben und ihren Fütterern im Vergleich zu anderen politischen und zivilisatorischen Risiken als fast schon vernachlässigbar gering erscheinen.

Martin Mach

Literatur

Berentzen, Maria: *Gesundheitsrisiko Tauben*, in: Das Geschäft mit der Angst. Der Spiegel 30.8.2017, <http://www.spiegel.de/gesundheit/diagnose/tauben-schaedlingsbekaempfer-schueren-angst-vor-voegeln-a-1165237.html>.

Dee, Andrea: *Eine vergessene Leidenschaft – Von Tauben und Menschen*, Wien 1994.

Haag-Wackernagel, Daniel: *Die Taube – Vom heiligen Vogel der Liebesgöttin zur Straßentaube*, Basel 1998

Jerolmack, Colin: *How Pigeons Became Rats: The Cultural-Spatial Logic of Problem Animals*. Social Problems, 55 (2008) S. 72–94 (<https://doi.org/10.1525/sp.2008.55.1.72>).

Murton, R.K./Thearle, R.J.P./Thompson, J.: *Ecological studies of the feral pigeon *Columbia livia* var.* Journal of applied ecology 9 (1972) S. 835–874.

Referat für Umwelt und Gesundheit der Stadt München: *Leben mit Stadtauben*, München 2018 (https://www.muenchen.de/rathaus/dam/jcr:37d7edba-1d76-40d5-bc5f-772718af9156/leitfaden_stadtauben.pdf).

Der Verfasser bedankt sich bei der Deutschen Bundesstiftung Umwelt und deren Projektbetreuern Prof. Dr. Paul Bellen-dorf (bis einschließlich 2018) sowie seiner Nachfolgerin Constanze Fuhrmann (ab 2019), weiterhin bei den Mitgliedern des Projekt-Fachbeirats Judith Brettmeister, Lydia Schübel (beide vom Tierschutzverein München) und Dr. Angela Schmitz Ornés (Vogelwarte Hiddensee der Uni Greifswald), nicht zuletzt aber auch bei den freundlichen Unterstützern und Helfern an den Beobachtungsstandorten, dort insbesondere Anke Romanow, Dr. Klaus-Peter Ruess, Cornelia Pindl, und Dr. Eugen Trapp.

Die Welterbepewerbung „The Great Spas of Europe“ – Bad Kissingen ist dabei

Im Februar 2019 wurde der Antrag zur Aufnahme der Great Spas of Europe in die UNESCO-Welterbeliste am Geschäftsitz der UNESCO in Paris eingereicht. Die unterfränkische Stadt Bad Kissingen ist ein wichtiger Teil dieser länderübergreifenden, seriellen Bewerbung. Insgesamt elf europäische Kurstädte in sieben Staaten streben als bedeutende Kurstädte Europas einen gemeinsamen Welterbetitel an. Ferner sind mit Baden-Baden (Baden-Württemberg) und Bad Ems (Rheinland-Pfalz) zwei weitere deutsche Städte in der Gruppe vertreten. Hinzu kommen Karlsbad, Marienbad und Franzensbad in Tschechien sowie Montecatini Terme (Italien), Spa (Belgien), Vichy (Frankreich), Bath (Vereinigtes Königreich) und Baden bei Wien (Österreich). Gemeinsam verkörpern sie in besonderer Weise das Phänomen der europäischen Kurstadt und des Kurwesens zu dessen Blütezeit zwischen 1700 und den 1930er Jahren.

Die elf Kurstädte der Bewerbergruppe haben ihr qualitativvolles und komplexes architektonisches sowie städtebauliches Erbe in seiner Authentizität und Integrität bewahrt. Wenngleich das materielle kulturelle Erbe von entscheidender Bedeutung für die Bewerbung ist, spielt auch das immaterielle Erbe eine Rolle. In den Great Spas of Europe wird bis heute das Wissen um die Nutzung der natürlichen Heilquellen von Generation zu Generation weitergegeben, es wird eine Fülle von Vergnügungs- und kulturellen Angeboten für Gäste und Einheimische geboten, und damals wie heute haben sie ein besonderes internationales Flair.

Jede der elf Kurstädte hat ihren eigenen Charakter und trägt mit ihren Stärken zum Gesamtbild der Great Spas of Europe bei. Manche Gemeinsamkeiten verbinden sie, namentlich sieben Merkmale, die aber von Kurort zu Kurort variieren: Mineral-



Bad Kissingen im Luftbild. Im Zentrum das Kurviertel mit Kurgarten, Wandelhalle, Brunnenhalle, Arkaden- und Regentenbau, links unten das ehemalige Luitpoldbad. Parks und Gärten bilden einen sanften Übergang zur umliegenden Kurlandschaft (Foto: Stadtarchiv Bad Kissingen, Hajo Dietz)



Bad Kissingen, Arkadenbau (1834–38) an der Westseite des Kurgartens. Ein Beispiel des frühen Rundbogenstils (Foto: BLfD, David Laudien)

quellen und ihre Zusammensetzung, die übergeordnete Struktur der historischen (Stadt-)Landschaft, die kurspezifische Architektur, die auf Therapie und Entspannung hin gestaltete grüne Kurlandschaft, die kurspezifische Infrastruktur, der erhaltene Kurbetrieb sowie (literatur-)wissenschaftliche, künstlerische Werte, kulturelle Traditionen und dass sich am Ort entscheidende geschichtliche Ereignisse zutragen. Nur durch den Zusammenschluss der elf können die geografischen Verbreitung des Phänomens Kurbad, die Varianten des Kurstadttypus und das damit verbundene reiche immaterielle Erbe vermittelt, bewahrt und erlebt werden.

Ein Mikrokosmos für Erholung, Heilung und Vergnügen – Das städtebauliche und architektonische Erbe der Kurstadt

Die europäische Kurstadt ist ein innovativer Stadttypus, der sich rund um natürliche Heilquellen herum entwickelt hat und durch seine therapeutische und soziale Funktion geprägt ist. Charakteristisch sind aus städtebaulicher Sicht vor allem die räumliche Gliederung der Stadt nach Funktionen, der hohe Anteil von Grünflächen innerhalb der Stadt und die Integration der Kur- in die Stadtlandschaft. Typisch sind zudem die Elemente der kurspezifischen Infrastruktur sowie ein Gefüge von Sicht- und Blickachsen.

Die zentralen Einrichtungen zur Nutzung des Heilwassers wie Brunnen- und Badehäuser oder Trinkhallen, aber auch

Freizeiteinrichtungen wie Spielkasinos, Kurtheater und Ball- oder Konzertbauten sind im städtischen Gefüge oft als eigenständige funktionale Einheiten erkennbar. Diese heben sich ab von Arealen mit Hotels oder Villen, die hauptsächlich zur Unterbringung der Kurgäste dienen. Begrünte Kurparks, Gärten, Promenadenwege und großzügige Sportplätze für die damals neuen Trendsportarten Golf, Reiten und Tennis lockern die Stadtstruktur auf und bilden sanfte Übergänge zur umliegenden Landschaft. Diese ist funktional und visuell eng mit der Kurstadt verbunden. Sie wird als Kurlandschaft ebenfalls für Therapie und Erholung genutzt. Charakteristisch sind ein dichtes, gut ausgebautes Wegenetz und Aussichtspunkte, die oft durch Bauten wie Türme oder Schutzhütten markiert werden. Hinzu kommen zahlreiche Kleindenkmäler wie etwa Gedenksteine für berühmte Kurgäste. Typischerweise sind hier auch Ausflugsrestaurants und touristische Attraktionen wie Ruinen und Klöster bzw. eindrucksvolle Naturphänomene wie Höhlen zu finden.

Die kurspezifische Infrastruktur zeigt sich in Einrichtungen für Transport und Versorgung der Gäste. Hinzu kommt eine Vielfalt religiöser Einrichtungen, neben protestantischen und katholischen Kirchen auch russisch-orthodoxe Gotteshäuser oder Synagogen. Insbesondere sind hier aber die Einrichtungen zur Gewinnung und Aufbereitung von Kurmitteln hervorzuheben, so die Salzgewinnungsanlage Untere Saline in Bad Kissingen oder die Mineralwasserabfällanlage in Franzensbad. Dieses komple-

xe städtebauliche Gefüge aus Kur- und Stadtlandschaft wird visuell durch Sicht- und Blickachsen, die einzelne Bauwerke, Silhouetten und Panoramen gezielt in Szene setzen, miteinander verbunden.

Die funktionale Gliederung des Stadttypus sowie die Anordnung der einzelnen Elemente variiert je nach Topografie und Lage der Quellen. Wo die Quellen sich gebündelt auf relativ engem Raum befinden, wie in Bath oder Bad Ems, ist das zentrale Kurviertel tendenziell monozentrisch aufgebaut. Eine polyzentrische städtebauliche Ordnung ist hingegen dort festzustellen, wo viele Quellen in einem weitläufigen Areal hervortreten. So entwickelte sich Karlsbad in einer weiten Ausdehnung linear entlang der Quellenverteilung und des Flusses im Tal. Extrem zeigt sich diese polyzentrische Anordnung in Spa, wo sich die Quellen verteilt in der weitläufigen Kurlandschaft befinden. In Bad Kissingen schloss sich das Kurviertel an einen bereits bestehenden Siedlungskern an, nördlich der Altstadt entstand ein zweites Kurviertel, das als Sole in die Kurbehandlungen einbezogen wurde.

Aus architektonischer Sicht für den Kurstadttypus entscheidend sind vor allem Badehäuser und Trinkhallen, Brunnen- und Quellhäuser, Wandelhallen, Arkaden- und Wandelgänge sowie Räume zu Versammlungs- und Vergnügungszwecken. Eine Besonderheit ist auch das hohe Aufkommen von Bautypen, die es seinerzeit sonst nur in Großstädten gab – Spielkasinos, Theaterbauten sowie weiträumige Konzert- und Tanzsäle. In der Regel wurden für die zentralen Bauten

der Kurstädte die besten Architekten angeworben, die hier architektonische Prototypen erbauten. Die exquisite Ausstattung der Gebäudeinnenräume der Great Spas of Europe wurde für ein anspruchsvolles internationales Publikum gestaltet.

Einflussnahme auf Gesellschaft, Tourismus, Medizin

Während der Sommermonate trafen sich hier die führenden Eliten aus Adel und Politik sowie Künstler, Wissenschaftler, das Großbürgertum und später die wachsende bürgerliche Mittelschicht. Niemand Geringerer als die habsburgischen Königsfamilien, Napoleon, Otto von Bismarck, Kaiser Wilhelm I., Elisabeth von Österreich-Ungarn, Queen Victoria, russische Zaren oder der Schah von Persien, aber auch Theodor Fontane und Jane Austen waren hier anzutreffen. Die Kurstädte boten reichlich Raum zum Austausch und zur Begegnung, was aus heutiger zu einer demokratisch aufgeklärten Gesellschaft in Europa beitrug. Baden-Baden erlangte durch sein international bekanntes Casino einen weltweiten Ruf als Spiel- und Vergnügungskurstätte. Die inspirierende Atmosphäre in den Great Spas war auch

ein Nährboden für Werke der Musik, Literatur und bildenden Kunst. In Baden bei Wien schrieb Ludwig van Beethoven sein Streichquartett Nr. 15 in a-Moll, in Bad Ems kamen Werke von Jacques Offenbach zur Uraufführung. Die Kurtradition war wegweisend für die Entwicklung des modernen Tourismus. Die Great Spas of Europe haben überdies maßgeblich zur Entwicklung der medizinischen Anwendung der Heilquellen beigetragen und somit auch einen entscheidenden Beitrag zur Entwicklung der diagnostischen Medizin geleistet.

Internationaler Charakter und Wechselbeziehungen

Die vielen ausländischen Gäste verleihen einem Kurort ein internationales Flair. Bauten und Grabsteine, die von der Anwesenheit verschiedener Religionen zeugen, sind im Stadtbild verankert und Kurlisten dokumentieren die beherbergten Gäste. Oft reisten die Gäste auch von einem Kurort zum andern. Hierbei profitierten sie von der Expansion des Eisenbahnnetzes. Ein dichtes Streckennetz mit Direktverbindungen von den Kurorten in die Großstädte oder sogar zwischen ein-

zelnen Kurorten war das Resultat. Stadtplaner, Architekten und reisende Ärzte brachten die internationalen Trends mit und trugen so ebenfalls zur Internationalität der Kurstädte bei.

Bad Kissingen und seine Besonderheiten

Schon seit dem 16. Jahrhundert als Wildbad bekannt, entwickelte sich Bad Kissingen ab Mitte des 18. Jahrhunderts systematisch zur Kurstadt; es vertritt heute innerhalb der Bewerbergruppe der Great Spas of Europe das Idealbad um 1900. Das Kurviertel entstand südlich der Altstadt um den 1738 angelegten Kurgarten herum in unmittelbarer Nähe zur Pandur- und Rakoczyquelle und dem Maxbrunnen. Ausbau und städtebauliche Ausgestaltung erfolgten hauptsächlich in der Biedermeierzeit unter dem Einfluss von König Ludwig I. und im frühen 20. Jahrhundert. Obwohl die sieben Heilquellen – mit Ausnahme des 20 °C warmen Schönbornsprudels – kalt sind, wurden hier von Beginn an Bade- und Trinkkuren angeboten. Später kamen Inhalation, Gas- und Moorbäder hinzu.



Bad Kissingen, lichtdurchflutete Brunnenhalle (1911) am Kurgarten (Foto: Michael Imhof)



Bad Kissingen, Wandelhalle (1910–12). Ein frühes Beispiel für die Verwendung von Stahlbeton in der repräsentativen Architektur (Foto: Stadtarchiv Bad Kissingen, Feuerpfeil GmbH)

Das Great Spa Bad Kissingen erstreckt sich in nordsüdlicher Richtung entlang der Saale mit einem zentralen Kurviertel, das sich südlich an eine bestehende Siedlung anschloss, und einem weiteren Kurviertel im Norden. Die Stadtstruktur ist durch einen sanften Übergang von innerstädtischem Grün zur umgebenden Kurlandschaft charakterisiert.

Die dicht bebaute Altstadt bietet einen Kontrast zur lockeren Bauweise und den stark durchgrüneten Gebieten mit kleineren Stadtvillen, Hotels und Sanatorien im Süden und Osten der Stadt. Auch mit seinem immateriellen Erbe trägt Bad Kissingen zur Bedeutung der Great Spas of Europe bei. So dienen die Heilquellen bis heute zur medizinischen Therapie: Badeärzte wenden Moorbäder, Kohlensäure- und Solebäder an; Brunnenfrauen

schenken Heilwässer aus und beraten die Gäste hinsichtlich ihrer Anwendung und Wirkung.

Das kurorttypische große Vergnügungsangebot reicht vom Kurorchester (Staatsbad Philharmonie Bad Kissingen) und dem Spielkasino über Konzertreihen wie den Kissinger Sommer und Theaterstücke bis hin zu Ausstellungen.

Als spezifischer Beitrag Bad Kissingens sind insbesondere sechs Punkte zu nennen:

- Das in Funktion und Struktur hervorragend erhaltene, harmonisch aufeinander abgestimmte Kurviertel am Kurgarten
- Die herausragende Architektur der Reformära des frühen 20. Jahrhunderts von Max Littmann

- Die frühe Form eines spezifisch auf Kurzwecke ausgelegten Kurgartens (1738)
- Die kurspezifische Infrastruktur
- Historische Einrichtungen zur Salzgewinnung und -nutzung
- Internationale Geltung, insbesondere durch die Besuche Ottos von Bismarck

Obwohl die Gebäude des zentralen Kurviertels aus unterschiedlichen Zeitschichten stammen, geben sie ein harmonisches Bild ab. Herz der Anlage ist der Kurgarten von 1738, der erste seiner Art, der auf das für die Trinkkur relevante Promenieren hin sowie zu Vergnügungszwecken gestaltet wurde. An dessen östlicher Seite befindet sich der Maxbrunnen, der älteste Brunnen Kissingens in der Fassung Max Littmanns von 1911. Nordwestlich der Kuranlage liegt der Regentenbau, ein monumentaler neoklassischer Festsaalbau (1910–1913, Max Littmann), in dem auch heute noch viele Kulturveranstaltungen stattfinden. Daran schließt der von Friedrich von Gärtner 1834/1838 errichtete Arkadenbau an. Dieser ist eine Kombination aus Wandelgang und Kursaal und überdies ein frühes Beispiel des Rundbogenstils. Die Wandelhalle (1910–1912, Max Littmann) an der südlichen Kurgartenseite ist ein zurückhaltend klassizierender basilikaler Bau, der nicht nur durch seine Eleganz, sondern auch durch die angewandte Bautechnik überzeugt. Er ist ein sehr frühes Beispiel für die Verwendung von Stahlbeton in der repräsentativen Architektur, wobei hier erstmals eine drehbare Orchestermuschel eingebaut wurde, die sowohl dem Kurgarten als auch bei schlechtem Wetter der Wandelhalle zugekehrt werden kann. Der innovative Bau war für die ganzjährige Kur konzipiert und bot auch bei Kälte und Nässe ein Wohlfühlerlebnis. Westlich schließt das Brunnenhaus an, das den Arkadenbau mit der Wandelhalle verbindet. Den östlichen Raumabschluss des Ensembles bilden das Krugmagazin (1837–1839, Friedrich von Gärtner), von wo aus bis 2001 das Kissinger Mineralwasser in die ganze Welt versandt wurde, das Königliche Logier- bzw. Gästehaus und die entlang der Kurhausstraße aufgereihten Hotelgebäude, beginnend mit den ehem. Grandhotels Kaiserhof und Victoria (1835/1888 Johann Gottfried Gutensohn/Carl Krampf). Jüngere Kurbauten erweitern das Viertel in westlicher und östlicher Richtung. Das



Bad Kissingen, ehemaliger Schlachthof (1923–25) (Foto: Stadtarchiv Bad Kissingen, Michael Eckstein)

Luitpoldbad (1867–1871, Albert Geul/ Umbau mit Erweiterung 1905–1911, Jean Keller) mit dem Casino (1878–1880, Heinrich von Hügel) in Formen der Neurenaissance übersprang als erster Kurbau die Fränkische Saale nach Westen, zuvor war schon 1858 das Kurhausbad als östlicher Annex am alten Kurhaus entstanden. Der heutige Nachfolgebau in traditioneller, klassizierender Formensprache wurde ebenfalls von Max Littmann gebaut; er weist ähnlich wie die Wandelhalle eine äußerst moderne, durchaus wegweisende Bautechnik auf; Max Littmann verwendete hier bereits zwischen 1925 und 1927 vorgefertigte Betonteile.

Ein besonderer Beitrag von Bad Kissingen zur Bedeutung der Great Spas of Europe ist zudem die außergewöhnliche kurspezifische örtliche Infrastruktur. Im Süden der Stadt liegt der ehemalige Schlachthof von 1923/25, auch „Oxsenkathedrale“ genannt. Das Satteldach wurde so hoch gezogen, dass der Schornstein dahinter verborgen bleibt, um ein har-

monisches Einfügen in das Stadtbild zu gewährleisten. Auf Galerien im Inneren konnten sich Kurgäste von den vorbildlichen hygienischen Zuständen des Betriebes überzeugen. Im Norden der Altstadt befindet sich die Untere Saline, eine der ältesten Salzproduktionsstätten Zentraleuropas (seit 823). Sie erlangte gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine neue Bedeutung, als hier – nicht zuletzt als Reaktion auf die aufkommende Konkurrenz durch die Seebäder – nur noch Mutterlauge für Solbäder hergestellt und die Salinen nun ausschließlich als Inhalatorium genutzt wurden. Zum Areal gehören die dreiflügelige Anlage der Unteren Saline mit Sud-, Magazin- und Wohnhaus, Werkstatt (weitestgehend 1788) sowie zugehörigem Salzhaus. Technische Einrichtungen wie die Sudpfanne sind erhalten. Des Weiteren sind hier Freipumpe (1848) und Hauspumpe (1883) zu nennen, die zum einen das Gradierwerk speisten und zum anderen die Sole ins südlich gelegene Kurviertel pumpeten. Die heutige Saline und

das Gradierwerk bilden zwar nicht mehr Originalzustand und -ausmaße ab, sind aber noch immer Teil der therapeutischen Kuranwendungen.

Zwischen den beiden Kurvierteln nördlich und südlich der Altstadt verkehrt eine Bootslinie. Diese Transportart nimmt auch den Aspekt der Vergnügungsfahrt mit auf, während in anderen Badeorten Seilbahnen üblich waren.

Die Bewerbung

Federführend wird das Nominierungsprojekt von einem tschechischen Projektteam koordiniert. Das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege unterstützen die Stadt Bad Kissingen seit 2011 bei der Bewerbung. Für das Jahr 2019 wird nach der Einreichung des Nominierungsdossiers nun ein weiterer Meilenstein erwartet: Das Antragsdossier wird von Fachexperten geprüft. Im Sommer finden Ortsbegehungen durch Vertreter des International Council on Monuments and Sites (ICOMOS, Internationaler Rat für Denkmalpflege) statt, deren Ergebnisse dann in den Abschlussbericht von ICOMOS mit einfließen. Dieser wird voraussichtlich im Sommer 2020 der UNESCO vorgelegt; er dient dem Gremium als Entscheidungsgrundlage für oder gegen eine Aufnahme in die Welterbeliste.

Eines steht jetzt schon fest: Die Bewerbung um den Welterbetitel der Great Spas of Europe ist einer der komplexesten Anträge, die je bei der UNESCO eingereicht wurden. Elf Städte fügen sich zu einem eindrucksvollen Gesamtbild eines geteilten länderübergreifenden Erbes zusammen. Bürger, Bürgervertreter und Fachexperten aus elf Städten und sieben Nationen arbeiten hierfür gemeinsam an der Erforschung, dem Schutz, der Weiterentwicklung und Vermittlung dieses Erbes – zweifelsohne eine verantwortungsvolle Aufgabe. Seit 1945 ist es das erklärte Ziel der UNESCO, „durch die Förderung der Zusammenarbeit zwischen den Völkern in Bildung, Wissenschaft und Kultur zur Wahrung des Friedens und der Sicherheit beizutragen [...]“. Wir freuen uns, dass die bayerische Denkmalpflege hierzu einen Beitrag leisten kann.

Anna Maria Boll

ÜBER DEN ZAUN

Ein Stück Bayern in Brasilien

Bayern in Brasilien – da denkt der ein oder andere vermutlich an das Oktoberfest in Blumenau, einer 1850 von deutschen Einwanderern gegründeten Stadt im Bundesstaat Santa Catarina in Südbrazilien. Doch noch ein bisschen weiter im Süden und rund 150 Jahre früher bringt ein Jesuitenpater aus Südtirol ein anderes Stück Bayern in einen Teil Brasiliens, der zu diesem Zeitpunkt noch zum spanischen Kolonialreich gehört: eine Kopie des Gnadenbildes von Altötting. Dieser Pater, Anton Sepp, wird zu einer der bekanntesten Figuren der jesuitischen

Paraguay-Mission, jener 30 Dörfer, auch Reduktionen genannt, am Rande des spanischen Kolonialreiches, die bis heute in der Forschung kontrovers diskutiert werden.

Berufung

Am 21. oder 22. November 1655 wird Anton Sepp von Rehegg in Kaltern in Südtirol geboren. Bereits während seiner Schulzeit interessiert er sich für Musik und Theater. Später besucht er das Jesui-

tengymnasium in Innsbruck und tritt 1674 schließlich in Landsberg am Lech dem Jesuitenorden bei. 1676 siedelt er nach Ingolstadt über, wo er an der Universität Philosophie und Theologie studiert. 1687 wird er in Augsburg zum Priester geweiht. Seinem Gesuch, in die Missionen in Südamerika reisen zu dürfen, wird noch im selben Jahr stattgegeben. Das letzte Jahr vor seiner endgültigen Aufnahme in den Orden, das sogenannte Tertiat, verbringt Sepp in Altötting, von wo er später das Gnadenbild der schwarzen Muttergottes nach Südamerika bringen wird.



Ruinen der Kirche von São Miguel das Missões (San Miguel), UNESCO-Weltkulturerbe seit 1983 (Foto: Julia Brandt)

Eine lange Reise

1689 tritt er zusammen mit seinem Ordensbruder Anton Böhm die lange, beschwerliche Reise in die Guaraní Missionen der Jesuiten in der Ordensprovinz Paracuaria an. Kurz vor Sepps Abreise überreichen die Altöttinger Stiftsherren ihm eine Kopie des Gnadenbildes mit einem eingearbeiteten Splitter der echten Altöttinger Madonna. Von Altötting über Trient und Genua geht es zunächst nach Cadíz in Spanien. Dort warten er und seine Mitbrüder 16 Monate, bis sich eine Gelegenheit zur Überfahrt bietet. Sepp nutzt die Zeit, um spanisch zu lernen und mit Anton Böhm hunderte Kopien der Altöttinger Madonna aus Ton herzustellen. Im Januar 1691 besteigen sie endlich ein Schiff in Richtung Buenos Aires, wo sie 19 Wochen später ankommen. Die Strapazen der Reise beschreibt Sepp in seiner 1696 verfassten Reißbeschreibung: Fauliges Wasser, wurmzerfressenes Brot, Gestank

und Läuse begleiten die vierzig Missionare auf ihrer Überfahrt. Dass er die Reise trotz aller Widrigkeiten gut übersteht, führt er auf den Schutz der Altöttinger Madonna zurück. Vor allem die schwarzen Sklaven an Bord seien fasziniert von der dunkelhäutigen Jungfrau, schreibt Sepp. Einen knappen Monat bleibt er in Buenos Aires, einer damals kleinen Siedlung an der Mündung des Rio de la Plata. Dann besteigen er und weitere zwanzig Brüder Flöße, mit denen sie den Rio de la Plata und den Rio Uruguay hinauffahren. Nach einem Monat erreicht Anton Sepp schließlich die Reduktion Yapeyú im heutigen Argentinien, in der er drei Jahre verbringt. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Santa Maria de Fe im heutigen Paraguay wird er 1697 nach San Miguel, heute im brasilianischen Bundesstaat Rio Grande do Sul, entsandt, von wo aus er im selben Jahr mit einem Teil der Bewohner in unmittelbarer Nähe San Juan Batista gründet.

Die Missionierung als Ordensauftrag

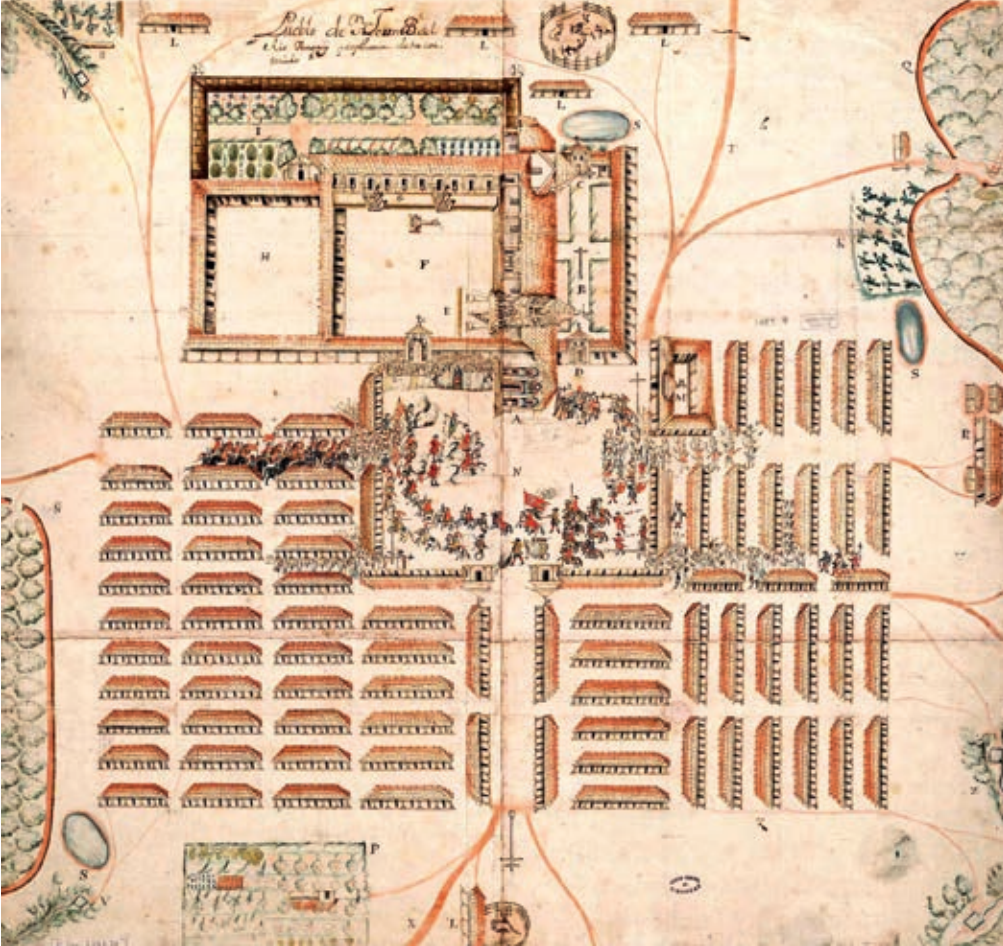
Schon bald nach der Gründung der Gesellschaft Jesu 1541 durch den hl. Ignatius von Loyola entsendet der Orden Missionare in alle Welt. Der 1622 heiliggesprochene Jesuit Franz Xaver war in Goa und Japan tätig und wurde schon bald zum Vorbild für die jesuitischen Missionare. 1590 entstanden in Peru und Bolivien die ersten jesuitischen Missionen auf dem südamerikanischen Kontinent. 1607 wird schließlich die Ordensprovinz Paracuaria im heutigen Paraguay gegründet. Die erste der Missionen ist San Ignacio Guazú. In den darauffolgenden Jahrzehnten werden insgesamt 30 Reduktionen gegründet, die sich heute im Grenzgebiet von Paraguay, Argentinien und Brasilien befinden. Die in diesem Gebiet lebenden Volksgruppen der Guaraní sollten zum katholischen Glauben bekehrt werden. Ausgebeutet und unterdrückt durch die spanischen Kolonialherren boten die Dörfer den Guaraní einen gewissen Schutz, da sie als Bewohner direkte Untertanen des spanischen Königs wurden.

Durch Anpassung zum Erfolg

Die Jesuiten wandten bei den Guaraní die bereits in China erprobte Akkommodationsmethode an, also die Anpassung der Missionare an die gesellschaftlichen Gegebenheiten vor Ort. Kleidung und Sprache der Guaraní sowie die gesellschaftlichen Strukturen, sofern sie nicht im Gegensatz zur christlichen Lehre standen, wurden von ihnen übernommen. So gelang es, mit nur zwei Patres Dörfer mit bis zu 4000 Einwohnern zu verwalten. Alle 30 Dörfer waren nach dem gleichen Schema aufgebaut: Um einen zentralen Platz gruppierten sich an drei Seiten die Unterkünfte der Guaraní, die den traditionellen Langhäusern nachempfunden waren. In den geräumigeren Häusern direkt am Platz waren die Häuptlinge mit ihren Familien untergebracht. Sie behielten ihre besondere Stellung innerhalb der Gemeinschaft bei und durften beispielsweise nicht öffentlich bestraft werden. An der vierten Seite des Platzes befand sich die Kirche, in der Regel eine dreischiffige Basilika mit zentraler Kuppel. An einer Seite schloss sich der Friedhof an. An der anderen Seite befanden sich zwei umschlossene Höfe mit



Karte der 30 Dörfer 1767. Rot markiert sind die Dörfer, in denen Anton Sepp tätig war (Karte: Julia Brandt)



Aufbau eines Missionsdorfes am Beispiel von San Juan (Archivo General de Simancas, Spanien)

den Unterkünften der Patres, der Schule und den Werkstätten, in denen Dinge des täglichen Bedarfs, aber auch Musikinstrumente, Skulpturen, Gemälde und liturgische Objekte hergestellt wurden.

Im Umland der Dörfer befanden sich die sogenannten estancias, landwirtschaftliche Gehöfte, die die Missionen mit Lebensmitteln versorgten. Schon bald waren die Dörfer nahezu autark und gelangten durch den Anbau und Handel mit Baumwolle, Mate-Tee, Zuckerrohr und Tabak zu beträchtlichem Reichtum. Um sich gegen Überfälle portugiesischer Sklavenjäger zu verteidigen, bekamen die Jesuiten ab 1639 die Erlaubnis, die Guaraní zu bewaffnen und entsprechend auszubilden. Das „Guaraníheer“ wurde bald zu einer wichtigen militärischen Stütze der spanischen Kolonialverwaltung und kämpfte für die spanische Krone gegen portugiesische Truppen und englische Piraten.

Der Jesuitenstaat – zwischen „heiligem Experiment“ und „Soutanenkasernen“

Der wirtschaftliche und militärische Erfolg der jesuitischen Mission in dieser relativ abgeschlossenen Region brachte der

Provinz den Beinamen „Jesuitenstaat“ ein. Von einigen Zeitgenossen wegen seiner Machtfülle misstrauisch beäugt, wurde er von anderen zu einer paradiesischen Idylle verklärt, in der Jesuiten und Guaraní symbiotisch zusammenlebten. In der Rückschau zeigt sich jedoch, dass die Beziehung zwischen Jesuiten und Indigenen paternalistisch geprägt war und eigenständige indigene Entwicklungsprozesse kaum Unterstützung fanden.

1754 kam es durch den Vertrag von Madrid, in dem sieben der 30 Dörfer im Tausch gegen das strategisch wichtige Colonia del Sacramento im heutigen Uruguay an Portugal fielen, zum sogenannten Guaranitischen Krieg. Die Bewohner der sieben Dörfer weigerten sich, die Reduktionen zu verlassen, und sahen sich bald den vereinigten Heeren Portugals und Spaniens gegenüber. Nach einem verheerenden Sieg der Kolonialmächte über die Guaraní mussten diese schließlich die Region östlich des Rio Uruguay verlassen. Das Misstrauen gegen den mächtigen Jesuitenorden wuchs weiter und 1767 wurden die Jesuiten aus allen spanischen Territorien ausgewiesen, der Orden 1773 von Papst Clemens XIV. gar aufgehoben. In der Folge verfielen die Dörfer zusehends, einige wenige entwi-

ckelten sich zu regionalen urbanen Zentren. Erst mit der Ernennung von sieben der Ruinen zum UNESCO-Weltkulturerbe in den 1980er Jahren flammte das Interesse an dieser einzigartigen Denkmallandschaft wieder auf.

Anton Sepp in den Missionen

Sepp erreicht die Reduktionen während ihrer Blütezeit. Wie andere Missionare übte er viele Berufe aus, so war er als Architekt, Maler, Bildhauer, aber auch als Eisengießer tätig. 26 der 30 Dörfer bestanden bei seiner Ankunft bereits und in den Werkstätten wurde nahezu alles hergestellt, was in den Reduktionen gebraucht wurde. Technisch war man um einiges weiter fortgeschritten als der Rest des Vizekönigreiches, sodass Guaraní aus den Reduktionen nach Buenos Aires geschickt wurden, um dort Häuser zu bauen und Ziegel und Kalk zu brennen. Die erste Buchpresse und die erste Orgel der Region wurden nicht etwa dort gebaut, sondern in den Reduktionen.



Unbefleckte Empfängnis aus dem Museum in San Ignacio Guazú. Die Skulptur ist aus Zedrela geschnitzt und mit einer prächtigen Estofado-Fassung verziert (Foto: Fernando Franceschelli)

Aus Sepps und anderen Berichten wissen wir, dass man mit der Einrichtung von künstlerischen Werkstätten begann, nachdem die wichtigsten Bedürfnisse der Bewohner wie Nahrung und Behausung erfüllt waren. Nach dem Motto „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ versuchten die Jesuiten, die Neophyten auch durch manuelle Beschäftigung mit den Glaubensinhalten zu bekehren. Das Schnitzen und Bemalen religiöser Skulpturen sollte die Indigenen beschäftigen und den Glauben festigen. Als Vorlagen dienten zum Teil kleine Modelle aus Holz oder Ton, aber wohl vor allem Druckgrafiken. Als Bildhauer geschulte Jesuiten reisten über die Dörfer und unterrichteten die Guarani.

Die Skulpturen wurden überwiegend aus dem Holz der heimischen Zedrele (*Cedrela* sp.) geschnitzt. Die Werkzeuge hierfür kamen als Importe aus Europa.

Für die Grundierungen verwendete man größtenteils Gips, der vermutlich auch aus lokalen Vorkommen stammte. Viele der Skulpturen sind in der spanischen Estofado-Technik bemalt. Diese Technik war vom 16.–19. Jahrhundert auf der Iberischen Halbinsel sehr beliebt und imitiert kostbare Brokatstoffe. Die Skulptur wird dazu vergoldet oder versilbert. Das Blattmetall wird anschließend mit einer oder mehreren Farbschichten vollständig bedeckt. Aus diesen Farbschichten werden dann Muster ausradiert, sodass in den Ritzlinien wieder der Metallgrund sichtbar wird.

Das Blattgold und -silber stammte mit großer Wahrscheinlichkeit aus Peru. Die Pigmente wie Zinnober, Mennige, Indigo, Preußisch Blau, Smalte und Bleiweiß wurden vermutlich aus Europa oder Peru importiert. Cochenille, ein Farbstoff aus einer einheimischen Blattlaus, und Erdfarben könnten auch aus eigener Produktion stammen.

Die etwa 700 erhaltenen Skulpturen sind ausnahmslos unsigniert und undatiert. Die Zuschreibung zu einem bestimmten Bildhauer oder gar zu Anton Sepp ist daher heute nahezu unmöglich.

Die Verehrung des Altöttinger Gnadenbildes in den Reduktionen

Das bereits weit gereiste Gnadenbild trägt Sepp immer bei sich, auch fertigt er weiterhin kleine Tonnachbildungen an, die



Anton Sepp mit der Altöttinger Madonna, die von den Guarani verehrt wird. Studienkirche Maria Himmelfahrt, Dillingen a. d. Donau, Fresko auf der nordwestlichen Orgelempore von Thomas Christian Scheffler, 1751 (Foto: Warburg Institute Iconographic Database, Berthold Krefß)

er an die Guarani verteilt. In seiner „Reißbeschreibung“, der *Continuatio* (1710) und dem 1714 verfassten *Paraquarischen* Blumengarten kommt Sepp immer wieder auf das Gnadenbild zu sprechen. In den Missionen, in denen er tätig ist, steht die Skulptur stets auf dem Hochaltar. Er beschreibt mehrere Wunderheilungen durch die Altöttinger Madonna, die von Kranken geküsst oder in Prozessionen über die Felder getragen wird, um Dürren zu beenden. Von den Indigenen lässt er zwei Gemälde des Gnadenbildes anfertigen, die er an andere Dörfer verschenkt. Um 1700 schließlich lässt er in der von ihm gegründeten Reduktion San Juan Bautista eine Friedhofskapelle „... auff die Form der Capellen zu alten Oettingen, achteckig: die Cupl innenhalb aus Ceder/

die Wänd aber aus Stein gebauet ...“ (*Continuatio* S. 335) errichten. Die Altöttinger Kapelle ist in San Juan nicht der einzige Verweis nach Bayern, so schnitzt Anton Sepp einen Tabernakel nach dem Vorbild des Tabernakels der Jesuitenkirche in Landsberg am Lech, wo er sein Noviziat verbracht hatte. In der Nähe der Reduktion La Cruz, wo Sepp ab etwa 1714 tätig ist, errichtet er eine Wallfahrtskapelle für die Altöttinger Madonna, über die der Schweizer Missionar Anton Betschon 1717 berichtet. Bereits 1751 wird er daher auch in der Amerikaallegorie mit der Altöttinger Madonna im Fresko der Studienkirche in Dillingen a. d. Donau dargestellt.

Ob Sepp noch mehr solche Kapellen gebaut hat und über den Verbleib der



Hinweistafel an der Kirche mit Verweis auf die tatkräftige Unterstützung aus Altötting und von der Erzdiözese München-Freising (Foto: Isabel Wagner)



Kopie des Gnadenbildes von Altötting im Inneren der Kapelle von São João Velho (Foto: Portal das Missões)

Gnadenbildkopie nach Sepps Tod 1733 in San José ist nichts bekannt. Leider hat sich keine der beiden archivalisch belegten Kapellen erhalten. Antônio Sepp, wie er auf Portugiesisch genannt wird,

erfreut sich noch heute größter Beliebtheit in der Region. Straßen, Schulen und sogar das Theater von Santo Ângelo, der größten Stadt im brasilianischen Teil des Missionsgebiets, sind nach ihm benannt.

Und die Verehrung der Altöttinger Madonna in den Missionen starb keinesfalls mit Anton Sepp: 2009 bis 2010 wurde in direkter Nähe der Ruinen von San Juan, dem heutigen São João Velho, eine



Das „Santuário de Nossa Senhora de Altoetting“ in São João Velho (Foto: Isabel Wagner)



Die Ruinen der Kirche von San Juan (Foto: Julia Brandt)

Kapelle nach dem Vorbild Altöttings gebaut. Mit Hilfe unter anderem von Kardinal Reinhard Marx, Erzbischof von München-Freising, und dem Prälaten Ludwig Limbrunner, dem damaligen Bischöflichen Administrator der Heiligen Kapelle

in Altötting, konnte die Kirche schließlich im Mai 2010 geweiht werden. Eine Kopie der Altöttinger Madonna war eigens aus Rom geholt worden. Und so steht nun in einem kleinen Dorf mit kaum über 100 Einwohnern ohne befestigte Straße ein

kleines Stück „Bayern in Brasilien“, auf das meine Kollegin und ich bei einer Reise für ein Forschungsprojekt zu den Missionskulpturen ganz unverhofft stießen.

Julia Brandt



Denkmal für Anton Sepp in den Ruinen von San Juan wenige hundert Meter von der neuen Kapelle entfernt (Foto: Eloi Pereira da Silva)

Literatur

Emmerling, Erwin; Gramatke, Corinna (Hrsg.): *Die polychromen Holzskulpturen der jesuitischen Reduktionen in Paracuaria, 1609–1767. Kunsttechnologische Untersuchung unter Berücksichtigung des Beitrags deutscher Jesuiten*, München 2019 (im Druck).

Hartmann, Peter Claus: *Oberdeutsche Jesuiten im Jesuitenstaat in Paraguay (1609–1768)*, in: Hartmann, Peter Claus; Schmid, Alois (Hrsg.): *Bayern in Lateinamerika. Transatlantische Verbindungen und interkultureller Austausch*, München 2011, S. 99–117.

Schmid Heer, Esther (Hrsg.): *Anton Sepp SJ (1655–1733) – Paraquarischer Blumengarten. Ein Bericht aus den südamerikanischen Jesuitenmissionen*, Regensburg 2012.

Mayr, Johann: *Anton Sepp. Ein Südtiroler im Jesuitenstaat*, Bozen 1988.

Sepp, Anton; Böhm, Anton: *RR. PP. Antonii Sepp, und Antonii Böhm, Der Societät Jesu Priestern Teutscher Nation, deren der erste aus Tyrol an der Etsch, der ander aus Bayrn gebürtig, Reißbeschreibung wie dieselbe aus Hispanien in Paraquariam kommen*, Nürnberg 1696.

Sepp, Anton: *Continuation oder Fortsetzung der Beschreibung [...]*, Ingolstadt 1710.

Römisches Erbe und einen Ausflug wert: Weißenburg und Umgebung

Die Stadt Weißenburg in Mittelfranken kann auf eine lange, reiche Geschichte zurückblicken. Als römische Gründung hat sie heute noch viele hochkarätige Zeugnisse aus den ersten nachchristlichen Jahrhunderten vorzuweisen. Vor einiger Zeit wurde in Weißenburg auch eine neue Dienststelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD) eröffnet: Im Rahmen der Behördenverlagerung hat die Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen in Bayern dort im Dezember 2016 Büros bezogen. Auch der Beauftragte für Archäologische Welterbestätten, Dr. Markus Gschwind, und seine Mitarbeiterin Dr. Veronika Fischer (siehe S. 107) sind inzwischen in ihr neues Büro in der Oberen Stadtmühlgasse 1 gezogen. Grund genug also, sich in der mittelfränkischen Stadt und ihrer Umgebung näher umzusehen!

Im Tal der Schwäbischen Rezat an der Bahnstrecke Treuchtlingen–Nürnberg gelegen, hat Weißenburg eine gute Verkehrsanbindung, und das nicht erst seit Züge fahren: Der Ort erscheint unter dem Namen Biriciana sogar schon auf der berühmten Peutingerkarte, einer Straßenkarte aus römischer Zeit. Die Römerstraßen verbanden Biriciana mit den benachbarten Limeskastellen und führten südwärts auf die Via Claudia Augusta, die Hauptverkehrsader der römischen Provinz Raetien. Mit dem Welterbe Limes ist Weißenburg auf das Engste verbunden, denn es entstand aus einem Limeskastell bzw. aus der sich um das Römerlager bildenden Zivilsiedlung. Später war Weißenburg eine Station an der Nibelungenstraße.

Kastell

Genau genommen gab es sogar zwei Kastelle in Weißenburg. Besuchen kann man das um 1890 bis 1905 in Teilen ausgegrabene Steinkastell im Westen der Stadt. Ausgräber für die Reichs-Limeskommission war damals der Inhaber der heute noch bestehenden Einhorn-Apotheke in der Rosenstraße, der Apotheker Wilhelm Kohl. Das Kastellgelände an der Hangkante zur Rezat ist bis heute nicht überbaut, sodass man sich eine gute Vorstellung von der Größe der Innenfläche machen kann. Sie misst ungefähr 170 × 190 m. Nachgebaut wurde das von Türmen flankierte Nordtor. Die Umfassungsmauer und die 20 angemauerten Türme sind heute als niedrige Mäuerchen aufgebaut. Die Grundzüge der Lagerstraßen sind mittels Steinplatten nachempfunden und ausgegrabene Steingebäude auf der Rasenfläche in ihrem Grundriss kenntlich gemacht. Die drei ehemals umlaufenden Verteidigungsgräben sind heute eingeebnet und nicht mehr zu erkennen. Das gesamte Gelände ist offen zugänglich.

Dieses 3 ha große Kastell für rund 500 Soldaten bestand 150 Jahre lang von der Zeit des Kaisers Trajan bis Mitte des 3. Jahrhunderts. Wer es baute und seine Besatzung war, ist neuerdings wieder in der Diskussion: War es die *cohors VIII Batavorum milliaria exploratorum equitata* – und nicht, wie lange vermutet, die *ala I Hispanorum Auriana*? Als dann der Limes um 160 n. Chr. errichtet wurde, war es trotz seiner Lage ca. 7 km hinter der Grenzlinie eine wichtige Station.

Ein zweites, kleineres und schiefwinkliges Kastell „In der Breitung“ kam nicht über eine Holzbauphase hinaus und dürfte nur eine Nebenrolle gespielt haben. An dieser Stelle von Weißenburg kommt man mit der Geschichte des Ortes noch weiter zurück. Die Ausgrabungen erbrachten eine große keltische Siedlung



Weißenburg i. Bay., Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen. Rekonstruiertes nördliches Kastelltor des Steinkastells (Foto: Doris Ebner, privat)



Weißenburg i. Bay.-Oberhochstatt, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen. Blick vom Kastell Oberhochstatt nach Westen auf die Stadt Weißenburg (Foto: Doris Ebner, privat)

und in deren unmittelbarer Nähe auch eine Viereckschanze stand. Das Kastellareal ist heute vollständig vom Krankenhaus überbaut.

Thermen

Nur etwa 200 m westlich des in Teilen visualisierten Kastells können Besucher die zugehörige große römische Badeanlage besichtigen. Sie wurde erst 1977 bei Bauarbeiten entdeckt, konnte komplett ausgegraben und erhalten werden und befindet sich seither hinter Glaswänden unter einem Schutzdach. Diese Thermen stehen sicher in Zusammenhang mit dem Kastell, denn sie wurden gleichzeitig mit diesem gebaut und fanden gleichzeitig ihr Ende. Das Bad wurde mindestens zweimal baulich verändert und stark erweitert, um einer wachsenden Bevölkerung Raum für Körperpflege und Entspannung zu bieten. Über Laufstege ist der gesamte Komplex erschlossen; Gebäudemodelle helfen den Besuchern, sich aus dem Gewirr von Grundmauern und Hypokaustpfeilern das stehende Gebäude und die Funktion der einzelnen Baderäume vorzustellen. Im modernen Eingangsgebäude wird ein Film gezeigt, der mit den mehr oder weniger attraktiven Römerinnen Claudia und ihrer Cousine Matrulla aus Aelia Augusta in die Welt der römischen

Badegäste und der Bewohner von Biricana einführt.

Römermuseum

Um sich noch näher in die Geschichte und Archäologie Weißenburgs zu vertiefen, empfiehlt sich ein Besuch im 2017 wieder eröffneten Römermuseum und Limes-Informationszentrum.

Hier erfährt man zunächst einiges über das Welterbe Limes und über die Soldaten, die in den Limeskastellen und -wachtürmen Dienst taten. Die verschiedenen Soldatenhelme auszuprobieren, dürfte auch Kindern großen Spaß machen.

Auf den beiden Hauptetagen wird das – zum guten Teil militärisch geprägte – römische Leben in Weißenburg und Umgebung vorgeführt. Dabei ist das Museum nicht überfrachtet und vollgestopft mit Funden, sondern es zeigt eine eher exemplarische, übersichtliche Ausstellung. Die behandelten Themen sind „Mobilität und Fernhandel“, „Leben in der Lagerstadt“, „Ein Kastellort am Limes“, „Alltag der Soldaten“ und „Diesseits und jenseits des Limes“. Von den Exponaten sind besonders zu erwähnen die Ellinger Kastellinschrift, das Militärdiplom (Entlassungsurkunde) des Soldaten Mogetissa aus dem Jahr 107 n. Chr. sowie mehrere

Votivhölzer aus Dambach in Form von Armen und Beinen, die man dort im Weiher im Bereich eines ehemaligen römischen Quellheiligtums gefunden hat.

Im 2. Stock, spärlich beleuchtet in fast mystischem Dunkel, wird der grandiose Weißenburger Schatzfund präsentiert. Erst 1979 kam dieser Sammelfund aus 114 Metallobjekten beim Umgraben eines Beets in einem Privatgarten zutage. Drei Paradehelmmasken blicken dem Besucher entgegen und leiten ihn weiter zu den elf silbernen Votivblechen in Form von Palmblättern und den 15 bronzenen Götterstatuetten von außerordentlicher künstlerischer Qualität, welche die römische Götterwelt vor Augen führen. Hinzu kommen Messingschalen mit feinsten Innengravuren, Bronzegeschirr, darunter Weinkannen und große Becken, Lampenhalter, Schnellwaagen und ein eiserner Klappstuhl. Beim Fall des Limes Mitte des 3. Jahrhunderts ist dieser Schatzfund vergraben worden. Der Kontext, die letzten Jahrzehnte des Limes, wird flankierend auf Tafeln erläutert.

Stadtentwicklung

Wie es nach dem Ende der römischen Siedlung in Weißenburg weiterging, zeigt das benachbarte Reichsstadtmuseum. Der

römische Name Biriciana hat sich nicht im modernen Ortsnamen erhalten. In einer merowingischen Dorfsiedlung wurden wieder Menschen ansässig. Mitte des 8. Jahrhunderts ist ein Königshof bezeugt; 867 wird in einer Schenkungsurkunde Kaiser Ludwigs des Deutschen erstmals der Name Uuizenburg schriftlich erwähnt. Weißenburg entwickelte sich zu einer Reichsstadt, erhielt von Kaiser Ludwig dem Bayern 1331 ein Spital gestiftet und 1338 den großen Stadtwald geschenkt, ehe sein Nachfolger Karl IV. 1376 die Erweiterung der Stadtummauerung genehmigte.

Beim Gang durch die Stadt trifft man dann auch auf einen Kaiser-Ludwig-Brunnen, auf wunderschöne Fachwerkhäuser, die große gotische St.-Andreas-Kirche (seit 1525 reformiert), zwei verbliebene Stadttore, wovon das Ellinger Tor als das schönste gelten darf. Viele weitere Gebäude lohnt es sich anzuschauen.

Wülzburg

Ein weiteres unübersehbares Baudenkmal ersten Ranges ist die Hohenzollernfestung Wülzburg, 200 Höhenmeter öst-

lich oberhalb der Stadt gelegen. Sie gehörte ursprünglich nicht zu Weißenburg, sondern war sozusagen eine Grenzfestung. Erbauen ließ sie 1588 der Markgraf Georg Friedrich d. Ä. von Brandenburg-Ansbach an der Grenze seines Territoriums. Es handelt sich um eine riesengroß dimensionierte sternförmige Festungsanlage mit massiven Mauern und fünf Bastionen – der Erhalt ist denkmalpflegerisch eine Herausforderung! Im Inneren existiert eine aufwändige Brunnenanlage für die Wasserversorgung. Im Ersten Weltkrieg war auf der Wülzburg ein Gefangenenlager eingerichtet, in dem als prominenter Insasse auch Charles de Gaulle einige Zeit verbringen musste. Fahr- und Fußwege führen hinauf zur Festung, von der man einen weiten Blick auf Stadt und Land hat.

Umgebung und Wanderwege

Wer gut zu Fuß ist, kann sich auf schönen Wanderwegen weitere römische Geländedenkmäler erschließen. So führt etwa ein Weg (3,5 km) von der Wülzburg über Kehl nach Oberhochstatt, wo 2009 auf der Hangkante ein römisches Kastell per

Magnetometerprospektion neu entdeckt wurde. Mitten im Kastell steht heute eine Bank im Schatten zweier Bäume, mit Blick auf Weißenburg.

Als „Via Biriciana“ ausgeschildert ist ein tagesfüllender Rundwanderweg von 24 km, veranschlagt auf 6 Stunden Wanderzeit: Er führt von den römischen Stätten in Weißenburg nach Burgsalach, gebündelt mit dem Limes-Wanderweg nach Oberhochstatt und im weiten Bogen an den Ausgangspunkt zurück. – Auch das Kastell Ellingen ist für Wanderer in Reichweite.

Die neue Dienststelle des BLfD ist also an einem geschichtsträchtigen, kulturell reichen Ort angesiedelt, der auf jeden Fall einen Besuch wert ist.

Nicht fehlen darf hier noch ein Hinweis auf die hervorragenden fränkischen Bratwürste, namentlich die geräucherten – eine Spezialität. Aber Vorsicht: Meine Nachfrage bezüglich der Zubereitung rief in der Metzgerei blankes Entsetzen hervor. Merke: Auch wenn sie Bratwürste heißen, gehören diese nicht in die Bratpfanne.

Doris Ebner



Weißenburg i. Bay.,
Lkr. Weißenburg-
Gunzenhausen.
Eingangstor zur Festung
Wülzburg (Foto: Doris
Ebner, privat)

Archäologische Fahrradexkursion nordwestlicher Ammersee

Geländedenkmäler erfahren und erwandern

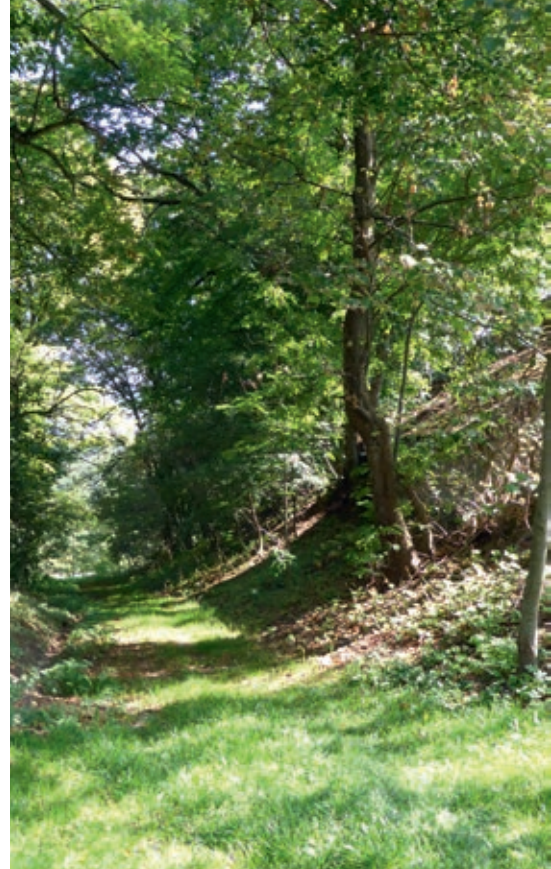
Unzählige Informationen, die früher kaum zugänglich waren, sind heute über das Internet mühelos greifbar. So sind auch die bayerischen Bodendenkmäler veröffentlicht im Bayerischen Denkmal-Atlas, und man stellt fest: Die Kultur liegt in großer Dichte buchstäblich „am Weg“. Ein freier Tag, ein geländegängiges Fahrrad, eine einfache Karte oder das GPS auf dem Smartphone – schon kann man sich eine attraktive Tour zusammensetzen. Als Vorschlag bringen wir hier eine Tour, die Dr. Guntram Schönfeld im Landkreis Landsberg am Lech konzipiert und erprobt hat und für die kein Auto gebraucht wird.

Ausgangspunkt ist der Bahnhof Geltendorf. Von hier startet die Fahrradtour südwärts nach Eresing, wobei man den Glockenturm von Kloster St. Ottilien zur Linken im Blick hat. Dabei befindet

man sich schon auf der Wegführung der alten Römerstraße, die von Italien über den Brennerpass nach Augsburg führte. Diese Straße aus dem 2. Jahrhundert ist jünger als die bekanntere Via Claudia, die parallel auf der westlichen Seite des Lechs verläuft. Zwischen Geltendorf und Eresing entspricht die Römerstraße etwa der heutigen Ortsverbindungsstraße. Auch wenn man den antiken Straßendamm hier nicht sieht, darf man sich der historischen Verkehrsverbindung bewusst sein.

Eresing

Das Gemeindegebiet von Eresing wird von der römischen Straße durchzogen (Geltendorfer Straße, Hauptstraße, Windacher Straße). Wir haben es mit einem sehr alten Pfarrdorf zu tun: Eresing



Unterwindach. Der Weg markiert den Burggraben (Foto: D. Ebner, privat)

wurde im 11. Jahrhundert zwischen 1065 und 1070 erstmals genannt. Hier gibt es aber bereits ein Reihengräberfeld des frühen Mittelalters (D-1-7932-0060), das 200 m nordöstlich der Kirche St. Ulrich liegt und zeigt, dass der Ort deutlich ältere Wurzeln hat.

Zu sehen sind noch die Überreste eines Wasserburgstalls aus dem Mittelalter mit untertägigen Resten der Burg und des abgegangenen Hofmarkschlosses von Eresing (D-1-7932-0010). Man entdeckt sie 200 m südwestlich der Kirche St. Ulrich beim Anwesen Hauptstraße 2. Drei Seiten des Wassergrabens sind noch vorhanden und mit Wasser gefüllt. 1598 erstmals erwähnt, wurde das Schloss 1747 abgebrochen. Ein Stich von Michael Wening zeigt den Zustand von 1701.

400 m weiter südlich sieht man rechts am Waldrand die Kapelle St. Ulrich mit Brunnenhaus (D-1-7932-0123). Die heute stehende Kapelle wurde 1618 gestiftet, das Brunnenhaus ebenfalls im 17. Jahrhundert. Allerdings geht die Anlage auf viel ältere Ursprünge zurück: Einige römische Münzen lassen hier ein Quellheiligtum, ein sog. Nymphaeum, der römischen Kaiserzeit vermuten. Auch wird die Stelle mit dem heiligen Bischof Ulrich direkt in Verbindung gebracht. Der Patron des Bistums Augsburg, der mit segnendem



Eresing, St. Ulrichskapelle mit Quellhaus (Foto: Doris Ebner, privat)

Gestus über dem Brunnen sitzt, könnte in der Tat selbst auf seiner Romreise mit dem Ochsenkarren hier vorbeigekommen sein. Zwar mahnt heute ein Schild, dass der Brunnen kein verbürgtes Trinkwasser liefere – dennoch kommen Leute wie schon seit Jahrhunderten mit Kanistern.

Man kann das Fahrrad hier stehen lassen und auf den Waldwegen zu Fuß 650 m weiter bergauf nach Südsüdwesten gehen. Hier trifft man im Wald auf einen Ringwall des Frühmittelalters (D-1-7932-0052). Die mächtigen Wälle sind deutlich zu sehen, wenngleich bewachsen voller Bäume und Wurzeln; auch Sturmschäden aus der Karwoche 2015 sind noch sichtbar. Bei diesem Ringwall lässt uns die historische Überlieferung im Stich; Datierung, Zweck, Bewohner sind nicht näher zu benennen.

Burgstall Unterwindach

Zurück zur Römerstraße, fährt man weiter nach Windach bzw. in den Ortsteil Oberwindach. Von der Hechenwanger Straße links abzweigend folgt man etwa 120 m der „Burgstall“ heißenden Straße nach Norden bis zum Burgstall (D-1-7932-0047) am Hang. Tief eingeschnitten geht der Weg um die Anlage. Das 35 × 40 m große Kernwerk ist von einem tiefen Graben umgeben; nur der Bewuchs

verdeckt ein wenig, welche imposante Anlage hier vorhanden ist! Vorgelagerte Wall- und Grabenzüge wurden beim Bau des nördlich angrenzenden Sportplatzes leider abgetragen. In den Schriftquellen wird 1384 der Verkauf der Burg genannt; diese ist dann wohl vor 1436 abgebrannt. Östlich davon befindet sich ein frühmittelalterliches Reihengräberfeld.

Römerstraße Steinebach–Achselschwang

Wir folgen auf der modernen Ortsverbindungsstraße der Römerstraße (D-1-7932-0101) südwärts nach Steinebach und Achselschwang. Während die heutige Straße südlich von Steinebach einen leichten Knick nach Westen macht, verläuft die römische Trasse ziemlich geradlinig und wird auf dem Gut Achselschwang unter der Kiesstraße vermutet, die wenige Meter östlich der Teerstraße das ehemalige Gestüt durchzieht.

Viereckschanze Utting

Am Südende des Gutes Achselschwang geht es 550 m ostwärts, dann zweigt ein Feldweg nach Süden ab. Nach 350 m trifft dieser auf die spätlatènezeitliche Viereckschanze (D-1-7932-0035) von Utting a.

Ammersee. Am Bewuchs und im Relief ist der Randwall der leicht trapezförmigen Schanze mit überhöhten Ecken gut zu erkennen. Sie ist etwa 140 × 115 m groß. Besonders die nordwestliche Ecke am Weg ragt noch deutlich aus dem Gelände heraus. Hier steht auch ein Hinweisschild. An der Westseite befand sich der Eingang zur Schanze, daher ist der Wall unterbrochen. Von der Viereckschanze sieht man den Ammersee und hoch über dem östlichen Seeufer ragt Andechs empor.

Ringwall von Finning–Unterfinning

Ein riesiger Ringwall des frühen Mittelalters (D-1-7932-0015) liegt 1,8 km nördlich von Unterfinning bzw. 2,6 km westnordwestlich von Achselschwang im Wald, am östlichen Ufer der Windach. Genannt wird die Anlage einfach die „Burg“. Sie ist 3,5 ha groß und hat massive Wälle und Gräben. Annähernd in der Mitte teilt ein Wall und Graben den Innenraum in eine Haupt- und eine etwas kleinere Vorbürg. Schriftquellen fehlen, auch archäologische Funde sind von diesem Bodendenkmal nicht bekannt. Vermutet wird, dass das Grabenwerk in karolingischer Zeit entstanden ist.

Abschluss der Tour

Wer jetzt ein Lokal mit Biergarten sucht, um sich zu stärken, dem sei knapp 5 km südlich des Ringwalls das Ausflugslokal beim Windachspeicher empfohlen. Um wieder zu einer Bahnstation zu kommen, kann man zurück nach Geltendorf radeln oder auch über Hofstetten und Landsberg zum Bahnhof Kaufering. Auf diesem Weg sollte man sich 1 km nördlich der Altstadt von Landsberg unbedingt einen Abstecher zum Kirchlein St. Benedikt in Sandau gönnen. Mitte des 8. Jahrhunderts wurde hier am östlichen Lechhochufer ein agilolfingisches Kloster gegründet, eine Tochterniederlassung des Benediktinerklosters Benediktbeuern. Die schlichte kleine Kirche atmet den Hauch der Jahrhunderte und verfügt über eine unglaubliche Akustik. Wer in der Kirche zum Abschluss der Radtour ein Salve Regina singen mag, kann es selber feststellen.



Sandau, St. Benedikt. Das Kirchlein hat seinen Ursprung im 8. Jahrhundert (Foto: Doris Ebner, privat)

Doris Ebner

Verleihung der Denkmalschutzmedaille 2019

Außerordentlicher Einsatz für die bayerische Denkmalpflege gewürdigt

Sie haben vom Einödhof bis zum Schloss, vom Rathaus bis zum Bundwerkstadel die verschiedensten Denkmäler instand gesetzt oder sich über viele Jahre hinweg ehrenamtlich für die Denkmalpflege eingesetzt: die diesjährigen Trägerinnen und Träger der Denkmalschutzmedaille. Mit ihrem Wirken haben sie dazu beigetragen, das kulturelle Erbe Bayerns zu bewahren und es für die Zukunft zu rüsten. 25 Persönlichkeiten und Institutionen aus allen sieben bayerischen Bezirken wurden nun im Rahmen eines Festaktes für ihre vorbildlichen Verdienste um den Denkmalschutz im Freistaat Bayern mit der Denkmalschutzmedaille ausgezeichnet. Der Bayerische Staatsminister für Wissenschaft und Kunst Bernd Sibler nahm die Ehrung am 29. Mai 2019 in der Säulenhalle der Alten Münze, dem Hauptsitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, in München vor.

Generalkonservator Prof. Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil dankte den Preis-

trägerinnen und Preisträgern und lobte: „Altes zu bewahren und es mit unseren heutigen Vorstellungen in Einklang zu bringen, ist nicht immer leicht – wie gut dies aber gelingen kann, zeigen die Träger der Denkmalschutzmedaille. Ihr sensibler Umgang mit der historischen Substanz, mit den Zeugnissen der Vergangenheit, hat Vorbildcharakter.“

Staatsminister Sibler betonte während der Verleihung: „Unsere Denkmäler sind ein kostbarer Schatz unserer Kultur. Sie prägen unsere Identität in ganz besonderer Weise. Sie zu erhalten und zu pflegen heißt, wertvolle Zeugnisse unserer Herkunft für die Zukunft zu bewahren.“ Zudem sprach er allen Preisträgerinnen und Preisträgern seine große Anerkennung aus: „Sie helfen mit, Kultur lebendig zu halten, Baudenkmäler mit Leben zu füllen und Bodendenkmäler vor dem Vergessen zu bewahren. Ich danke Ihnen für Ihren außerordentlichen Einsatz für die bayerische Denkmalpflege.“

Im Anschluss an die Verleihung der Medaillen bot ein Empfang allen Gästen die Gelegenheit, sich auszutauschen.

Die Träger der Denkmalschutzmedaille 2019 sind:

- Leo Berberich, Wernberg-Köblitz, für langjähriges ehrenamtliches Engagement als Kreisheimatpfleger
- Werner Berschneider für Kulturerbe Rainhaus e. V. und Frank Reisinger für Lebenshilfe für Menschen mit Behinderung e. V., Lindau, für die Instandsetzung des Rainhauses und Unterstützung der Gründung der Lebenshilfe für Menschen mit Behinderung e. V.
- Til Clemens, Großheirath, für die Instandsetzung und Umnutzung des alten Bahnhofs von Großheirath
- Celine-Michelle und Yann Cotte, Nürnberg, für die Instandsetzung und Umnutzung des ehem. Gasthauses Schwarzer Adler zu einem Bürogebäude
- Anni und Anton Daumoser, St. Wolfgang, für die Instandsetzung eines historischen Wohnstallhauses
- Gemeinde Kinsau, vertreten durch den 1. Bürgermeister Marco Dollinger, für die Instandsetzung des alten Pfarrhofs und Umnutzung zum Rathaus
- Ferdinand Graf von Drechsel, Regensburg, für die Instandsetzung der Orangerie des Schlossparks Karlstein
- Stadt Friedberg, vertreten durch den 1. Bürgermeister Roland Eichmann



Sankt Wolfgang-Zwickl, Lkr. Erding, instandgesetztes Wohnstallhaus, im Kern aus dem 16. Jh. (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Die Preisträgerinnen und Preisträger der Denkmalschutzmedaille 2019 mit Minister Bernd Sibler (Mitte) und Generalkonservator Mathias Pfeil (rechts)
(Foto: Robert Haas)

- und den Baureferenten Carlo Haupt, für die Instandsetzung des Wittelsbacher Schlosses und Öffnung des Schlosses als Bürgerschloss für Veranstaltungen und ein Museum
- Michael Franz sen. für den Instandsetzungs- und Erhaltverein Eberlhof e. V., Peißenberg, Instandsetzung des Einödthofs beim Eberl
- Maria und Stefan Holzmann, Bad Griesbach, für die Instandsetzung einer ehem. Schmiede
- Annegret und Dr. Rudolf Finkl, Straubing, für die Instandsetzung der Villa Jungmeier
- Sabrina und Dr. med. Joachim Hepp, Oberthulba-Hassenbach, für die Instandsetzung eines ehem. Forsthauses
- Markt Dinkelscherben, vertreten durch den 1. Bürgermeister Edgar Kalb, & Alfons Frey, Bernhard Bittacher und Karl Schropp, für die Instandsetzung des ehem. Schulhauses in Dinkelscherben



Neukirchen-Ermhof, Lkr. Amberg-Weizsach, konservierte Reste der Kirche St. Martin/Ermhof, deren Ursprünge bis in das 8./9. Jh. zurückreichen (Foto: Schauhütte-Archäologie, Mathias Hensch)

- Hypo-Kulturstiftung, vertreten durch den Geschäftsführer Oliver Kasperek, München, für Förderung der Denkmalpflege in Bayern
- Hanna Keding und Tobias Pöhlmann, Höchststadt, für die Instandsetzung eines Dreiseithofs
- Rudolf Koller, Bockhorn, ehrenamtliche Verdienste in der Denkmalpflege
- Elli Gabriele Kriesch, München, Journalistenpreis
- Ulrike und Roland Münzer, Deggenhof, für die Instandsetzung eines Wohnhauses
- Pfarrer Erich Renner und Walter Karger für die Pfarrei St. Michael, Donau-

stauf, für die Instandsetzung der Nebenkirche St. Salvator in Donaustauf

- Klaus Schmid, Halblech, für die Instandsetzung eines Mittertennhauses
- Walter Schraml für den Förderverein St. Martin Ermhof e.V., Neukirchen-Ermhof, für ehrenamtliches Engagement um die archäologischen Befunde im Bereich der abgebrochenen karolingischen Kirche St. Martin
- Markt Eggolsheim, vertreten durch den 1. Bürgermeister Claus Schwarzmann, und Förderverein Schleuse 94 e. V., für die Instandsetzung der sog. Schleuse 94 des Ludwig-Donau-Main-Kanals
- Markt Sommerhausen, vertreten durch den 1. Bürgermeister Fritz Steinmann, für die Instandsetzung des Rathauses
- Dr. Manfred Veit, Neuburg an der Donau, für langjähriges ehrenamtliches Engagement als Kreisheimatpfleger
- Josef Wastlhuber, Garching an der Alz, für die Instandsetzung eines Bundwerkstadels



Eggolsheim-Neuses, Lkr. Forchheim, instandgesetzte Schleuse 94 des im 19. Jh. entstandenen Ludwig-Donau-Main-Kanals (Foto: Reiner Schütz)

Die Broschüre zur Denkmalschutzmedaille 2019 stellt alle Preisträgerinnen und Preisträger und ihre Projekte vor. Sie steht Ihnen auf unserer Internetseite www.blfd.bayern.de als pdf zum Herunterladen zur Verfügung. Gerne können

Sie die Broschüre auch kostenfrei bei uns bestellen – am besten per E-Mail an: publikationen@blfd.bayern.de.

Silke Wapenhensch

Buchvorstellungen in Passau und in Pförring

Materialhefte zur bayerischen Archäologie 108 und 109

Gleich zwei Buchvorstellungen der zuletzt erschienenen Materialhefte 108 und 109 konnten im Januar 2019 stattfinden:

Passau-Niedernburg

Lange war der von Helmut Bender verantwortete Band 108 zu den Ausgrabungen in der Klosterkirche Heiligkreuz zu Passau-Niedernburg erwartet worden. Über zehn Jahre intensiver Arbeit hatte Bender selbst investiert, 16 Wissenschaftler konnte er als Mitautoren gewinnen, die bei den jeweiligen Fachthemen und für die jeweilige Zeitstellung der bearbeiteten Funde ausgewiesene Spezialisten sind. Gerne hätte man den am Jahresende



Prof. Helmut Bender bei der Vorstellung seines Buches zu Niedernburg (Foto: privat)

2018 erschienenen Band am 8. Januar der Öffentlichkeit übergeben – ist doch dies der Gedenktag des Passauer „Ortsheiligen“ Severin, der zu seinen Lebzeiten (um 410–482) die ausgegrabenen Bauten gesehen und gekannt haben muss. Die Buchvorstellung fand schließlich am 16. Januar im „Kulturmodell“ statt. Die Veranstalter sahen sich mit der überwältigenden Anzahl von über 120 angemeldeten Gästen konfrontiert, so dass die Stühle nicht ganz ausreichten.

Oberbürgermeister Jürgen Dupper begrüßte die zahlreichen Anwesenden. Grußworte sprachen auch Ltd. Baudirektor Norbert Sterl und der Leiter der Gisela-Schulen Rudolf Nerl. Für das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) als Herausgeber konnte C. Sebastian Sommer zum Entstehen der Publikation etliches berichten.

Bewegt und bewegend erzählte schließlich Helmut Bender selbst von

den Auf-und-Abs während der arbeitsreichen Jahre nach seiner Emeritierung an diesem Buch. Ein Büro musste eingerichtet und geheizt werden – Nachbarn halfen beim Holzschlagen im Wald –, Hunderte Fundkisten im Museumsdepot mussten durchgesehen, die Grabungsdokumentation entschlüsselt werden; die Ehefrau musste manches an Freud und Leid mittragen. Schlussendlich war es ein krönender Abschluss, als Helmut Bender seinen Mitstreitern das fertige dreibändige Buch übergeben und mit einem Glas Sekt darauf anstoßen konnte.

Pförring

Am 31. Januar wurde der von Monika Schwarzhuber verfasste Band 109 über den römischen Kastellvicus von Pförring im dortigen Rathaus vorgestellt. 1. Bürgermeister Bernhard Sammiller konnte dazu 35 Gäste in seinem Sitzungssaal begrüßen, und zwar neben Vertretern kulturamtlicher Institutionen unter anderen auch die Geistlichkeit, die Ärzteschaft,

Apotheker, Markträte und zahlreiche weitere Bürger.

Pförring ist mit seiner interessanten römischen und frühmittelalterlichen Vergangenheit derzeit öfter in den archäologischen „Schlagzeilen“ – weshalb das BLfD auch sehr dankbar ist, in Pförring diesbezüglich stets auf großes Verständnis zu stoßen und kooperative Lösungen zu erzielen. Da gerade jüngst in weiteren vom Landesamt herausgegebenen Publikationen Beiträge zu Pförring erschienen sind, brachte C. Sebastian Sommer auch diese mit. Im „Archäologischen Jahr in Bayern“ finden sich immer wieder Berichte zu Ausgrabungen in Pförring; hier im zuletzt erschienenen Jahrgang 2017 ein Beitrag über das spätrömische Kammergrab. Ein ausführlicher Beitrag zur Restaurierung des Grabs ist auch im Heft 169 der Denkmalpflege Informationen abgedruckt. Nicht zuletzt fand dieses Grab sogar Aufnahme in den Band „Aufgedeckt – Highlights der bayerischen Bodendenkmalpflege“ (vgl. S. 116 f. in diesem Heft).

Das Buch, um das es aber eigentlich ging, stellte sodann die Autorin Monika

Schwarzhuber vor. Sie hatte als Dissertation mehrere Teil-Ausgrabungen im Bereich des römischen Vicus rund um das Militärkastell ausgewertet, die Funde aufgearbeitet, eine Datierung erarbeitet und versucht, die Struktur des Vicus mit seinen Häusern sowie Haupt- und Nebenstraßen zu rekonstruieren. Geophysikalische Messungen und Luftbilder standen ebenfalls zur Verfügung, um über die Grabungsdokumentation hinaus Erkenntnisse beizusteuern. Dass am Ende trotz der kompletten Aufarbeitung das Ergebnis wieder „nur“ ein Mosaikstein zur Archäologie des römischen Pförring ist, fanden manche Zuhörer schade: dies einerseits zu Recht, andererseits liegt das in der Natur der archäologischen Forschung. Totalausgrabung und damit Tabula rasa wäre auch gar nicht im Sinne der Bodendenkmalpflege. So hält der Boden Pförrings mit Sicherheit weitere Fragen und wohl auch zukünftige Antworten und Überraschungen bereit.

Doris Ebner

Besuch der Jugendbauhütte Regensburg im Bauarchiv Thierhaupten

Seit einigen Jahren hat sich der Besuch der Jugendbauhütte Regensburg als fester Termin im Kalender des Bauarchivs etabliert. So durften die Mitarbeiterinnen des BLfD in Thierhaupten auch dieses Jahr wieder junge Kolleginnen und Kollegen begrüßen, die ihr Freiwilliges Soziales Jahr in der Denkmalpflege ableisten. Neben der Tätigkeit in unterschiedlichen Einsatzstellen im Bereich Denkmalpflege – im archäologischen Dienst, bei Museen oder in Handwerksbetrieben – bilden Seminarwochen einen festen Bestandteil des Programms der Jugendbauhütten. In guter Tradition schließt sich der zweitägige Besuch in Thierhaupten an eine theoretische Einführung in die Kunst- und Architekturgeschichte an. Im Bauarchiv bietet sich dann jeweils die Gelegenheit, althergebrachte Arbeitsweisen kennenzulernen, selbst auszuprobieren oder historische Objekte zu untersuchen. Betreut werden die Seminarwochen vom Leiter der Jugendbauhütte, Stefan Aichner. Stets



Thierhaupten. Mit Bravour meisterten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer die Aufgabe, unterschiedliche Gesteine zu bestimmen (Foto: Stefanie Fuchs, BLfD)

auf dem Programm steht selbstverständlich die Besichtigung der umfangreichen Bauteilesammlung und der Werkstätten in Thierhaupten. Julia Ludwar führte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer durch die Bauteilesammlung, Franz Herzig stellte seine Arbeit im Dendrolabor vor. Auch dort besteht die Möglichkeit für Interessierte, ihr Jahr in der Denkmalpflege abzuleisten.

Diesmal war das Programm im Bauarchiv am 23. und 24. Januar 2019 ganz dem Thema „Stein“ gewidmet. Geologe Dr. Sven Bittner vom Zentrallabor des BLfD vermittelte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern mit tatkräftiger Unterstützung durch Volontärin Nadia Thal-guter Grundlagenwissen zu Mineralien, Gesteinsentstehung und Gesteinen in der Denkmalpflege.

Den Anfang machte ein Vortrag zur Geologie: Nach den allfälligen Definitionen – was ist Geologie, Petrografie, Mineralogie und Kristallografie – stellte Sven Bittner die zehn Mineralklassen und ihre Eigenschaften vor. Die zahlreichen mitgebrachten Mineralien, die in die Hand genommen und aus der Nähe betrachtet werden konnten, stießen

auf reges Interesse, ebenso die Arbeit mit den Mohs'schen Härtekästen – eine Möglichkeit, die Härte von Materialien mittels eines Ritztests zu bestimmen. Danach stand die Gesteinsentstehung auf dem Programm: Auch hier wieder mit reichlich Handmaterial zur Anschauung und Auflockerung versehen, wurden die unterschiedlichen Gesteinsarten – Magmatite, Sedimentite und Metamorphite (Umwandlungsgesteine sedimentären oder magmatischen Ursprungs) detailliert vorgestellt.

Das erworbene Wissen konnte am zweiten Tag bei einer Bestimmungsübung in Kleingruppen gleich getestet und diskutiert werden – wobei auch die Kenntnisse der teilnehmenden Betreuerinnen mit geprüft wurden. Bei den ausgeteilten Gesteinen handelte es sich zum Teil um Materialproben aus dem DBU-Projekt zur Reaktivierung aufgelassener Steinbrüche, das Sven Bittner zuvor vorgestellt hatte. Dass das Erkennen und das Wissen um die Eigenschaften der Gesteine nicht nur bloßer Selbstzweck, sondern auch in der Denkmalpflege immens wichtig ist, wurde anhand der gezeigten Beispiele von verwitterten und ausgetauschten Steinen

an Gebäuden deutlich: Neben rein optischen Merkmalen wie Farbe oder Struktur von Gesteinen sind auch Eigenschaften wie Härte und Wasserdurchlässigkeit wichtig, um den Erhalt von Originalsubstanz zu gewährleisten.

Den Abschluss der zwei Tage bildete ein Besuch der mineralischen Werkstatt. Anhand von Werkstücken aus dem Mittelalter und der Neuzeit wurde deutlich, dass die Wirkung der Oberfläche von Steinen auch wesentlich von den verwendeten Bearbeitungswerkzeugen abhängt. Hier sind im Lauf der Zeit unterschiedliche Bearbeitungen beliebt, die auch zur Grobdatierung von Werkstücken dienen können. Aus dem Kreis der Teilnehmerinnen wurde der Wunsch geäußert, Steinbearbeitung auch einmal selbst ausprobieren zu dürfen. Wir arbeiten dran!

Stefanie Fuchs

Informationen zu Freiwilligendiensten
in der Denkmalpflege:
<https://freiwilligesjahr-bayern.ijgd.de/>

Wissensspeicher Dendrolabor

Dendroarchäologisches Übungsseminar der LMU in Thierhaupten

Kooperation seit 2011

In der zweiten Februarhälfte 2019 hatte das Dendrolabor des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege wieder einmal – dieses Jahr das inzwischen achte Mal – drei ganze Tage lang elf Archäologiestudenten der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU) zu Gast.

Seit 2011 sind im jährlichen Turnus Mitarbeiter des BLfD gefragt, für das Institut für vor- und frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie der LMU ein Blockseminar im Dendrolabor für angehende Archäologen durchzuführen. In der dreitägigen Übung mit 10 bis 15 Teilnehmern erhalten die Studenten einen fundierten und tiefen Einblick in die Dendroarchäologie und die tägliche Praxis des Labors, das

auf einen viele tausend Untersuchungen umfassenden Erfahrungsschatz zurückgreifen kann. Theoretische Vorträge werden begleitet von praktischen Übungen, die den künftigen Archäologen in ihrer praktischen Arbeit die Aussagekraft dendroarchäologischer Untersuchungen aufzeigen und den Umgang mit Holz-funden erleichtern sollen.

Was vermittelt wird

Begriff und Bedeutung der Dendroarchäologie als einer Synthese verschiedener naturwissenschaftlicher Disziplinen sind natürlich Inhalt der Einführung. Beim anschließenden Spaziergang, der in der näheren Umgebung des Labors unternommen wird, können die Stu-

denten die naturräumliche Gliederung der Landschaft und sie prägende Pflanzen- bzw. Waldgesellschaften der Umgebung und mit ihnen ihre wichtigsten Baum- und Straucharten in Augenschein nehmen. Dabei geht es um die Frage, wie die Menschen, die oft Schnittpunkte von Naturräumen mit ihren unterschiedlichen Waldgesellschaften als Standorte für ihre landwirtschaftlichen und städtischen Siedlungen auswählten, die natürliche Ressource Holz heranzogen. Durch diese Nutzung entstanden land- und forstwirtschaftlich geprägte Flächen, Kulturlandschaften bildeten sich heraus. Die natürliche und vom Menschen beeinflusste Pflanzensukzession, Ent- und Bewaldung, Einführung neuer Baum- und Straucharten und die verschiedenen Bewirtschaftungsarten von Wäldern mün-



Studenten bei der Dendroübung im Wintersemester 2018/19: Betrachtung eines Baumstumpfes vor der Entnahme eines Bohrkernes mit Hilfe eines Zuwachsbohrers (Foto: BLfD, Stephanie Gasteiger)

deten schließlich in der modernen Form der Forstwirtschaft mit ihren Problemen. Gegen Ende des zweistündigen Spaziergangs wird die Entnahme von Bohrkernen mit Hilfe eines Zuwachsbohrers demonstriert und kann auch mit eigenen Händen erprobt werden.

In der folgenden Tageshälfte wird, nach Erläuterungen holzanatomischer Untersuchungen an Nassholz, lufttrockenem, verkohltem und mineralisiertem Holz zur Bestimmung der Holzart auch darauf eingegangen, welche vielschichtigen Aussagemöglichkeiten die ermittelten Holzartenspektren erlauben. Den jungen Archäologen wird auch ganz praktisch aufgezeigt, wie bereits auf der Grabung Holzarten makroskopisch differenziert und diese dann im Labor mikroskopisch bestimmt werden können. Mit messerscharfen Skalpellklingen und an den Mikroskopen können die Studenten direkt auch die Anfertigung mikroskopischer Holzdünnschnitte in den drei Schnittrichtungen – quer, tangential und radial – sowie deren Bestimmung anhand von Bestimmungsschlüsseln üben.

Der zweite Tag ist ganz der Dendrochronologie gewidmet. Der Erläuterung des Begriffs, der Forschungsgeschichte und Methode folgen Ausführungen über die praktische Arbeit im Labor. Die angewandten Methoden beginnen bei der Probenentnahme, der Aufbereitung und Messung der Proben und münden in der Synchronisierung und Datierung der Proben. Elementar für die Datierung von

Hölzern ist der Aufbau von Mittelkurven verschiedener Holzarten entlang von archäologischen Befunden, Fundstellen, Fundorten, forstlichen Wuchsgebieten oder Flusssystemen bis hin zu ganze Regionen übergreifenden Masterchronologien. Die künftigen Wissenschaftler und Ausgräber erfahren auch, welche Bedeutung dendroarchäologische Ergebnisse über die Datierung hinaus durch die Verknüpfung mit den Ergebnissen verwandter Dendrowissenschaften, wie der Dendrogeomorphologie und Dendroklimatologie, sowie den Schnittstellen zu Radiocarbonatierung, Palynologie und Archäobotanik haben und welche Aussagen dadurch möglich sind. Bei der anschließenden praktischen Übung werden die nötigen Hilfs- und Arbeitsmittel, die von Skalpell und Kreide übers Mikrotom bis hin zur digitalen, datenbankgestützten Messstation reichen, vorgestellt und kommen exemplarisch, z. T. auch durch eigenes Handanlegen, zur Anwendung.

An vielfältigen Beispielen des täglichen bodendenkmalpflegerischen Alltags wird schließlich am letzten Tag die Technomorphologie als Methode zur Dokumentation von Holzfunden dargestellt. Den Studenten wird aufgezeigt, mit welchen Mitteln große Fundmassen archäologischer Hölzer entlang aufeinanderfolgender Prozesse einer Arbeitskette dokumentiert und mit den Ergebnissen holzanatomischer und dendrochronologischer Untersuchungen in umfassenden Berichten zusammengefasst werden kön-

nen. Im Zentrum technomorphologischer Untersuchungen steht dabei die Erfassung menschlicher Bearbeitungstechnik am Werkstoff Holz. Es werden Werkzeugspuren, aber auch die Spuren der Nutzung oder Wiederverwendung an bearbeitetem Holz erfasst und dokumentiert.

Unerlässlich für die praktische Arbeit im Feld sind vor allem die Ausführungen zu Methoden und Arbeitsmitteln der Beprobung archäologischer Hölzer. Aber auch der Exkurs über die Verpackung, Lagerung, Handhabung und Weiterbehandlung archäologischer Holzfunde vom Zeitpunkt der Auffindung, der Bergung, Ausgrabungssituation, den anschließenden Transport, die gesamte Verwahrung bis zum Abschluss der dendroarchäologischen Untersuchung ist für die auf den baldigen Berufsbeginn vorzubereitenden Archäologen wichtiges praktisches Wissen. Kurz wird die Archivierung von Referenzproben archäologischer Hölzer angeschnitten. Ein letztes, über die Arbeiten eines Dendrolabors hinausgreifendes Schlaglicht ist ein Überblick über verschiedene Methoden der Konservierung und Restaurierung archäologischer Holzfunde.

Das sehr intensiv, aber auch sehr anschaulich und kompakt erworbene Wissen wird schließlich von den teilnehmenden Studenten in einer schriftlichen Prüfung abgefragt.

Franz Herzig und
Stephanie Gasteiger

Kommission Kommunalarchäologie im Verband der Landesarchäologen tagt in Dingolfing

Auf Einladung des Landkreises Dingolfing-Landau trafen sich vom 21. bis 22. Februar 2019 die Mitglieder der Kommission Kommunalarchäologie im Verband der Landesarchäologen zum fachlichen Austausch. Landrat Heinrich Trapp und Kreisarchäologe Dr. Florian Eibl begrüßten die Teilnehmer des Arbeitstreffens in Dingolfing. Der Landrat resümierte eingangs die Geschichte der Kreisarchäologie, die schon vor über 30 Jahren als damals dritte kommunale Archäologie bayernweit gegründet wurde. Dr. Florian Eibl, seit zwei Jahren im Amt, führe die vielfältigen Aufgaben einer kommunalen Archäologie in einem wirtschaftlich prosperierenden Landkreis erfolgreich fort. Insbesondere das große öffentliche Interesse an den Ergebnissen der Bodendenkmalpflege hob der Landrat hervor. Um diesem noch besser gerecht zu werden, verfolge man die Idee, auf die Ergebnisse archäologischer Ausgrabungen an Ort und Stelle in geeigneter Weise aufmerksam zu machen. Landeskonser-

vator Prof. Dr. C. Sebastian Sommer (Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, BLfD) betonte in seiner Begrüßung das gute Verhältnis zwischen Kommunalarchäologien und Landesarchäologie in Bayern und stellte als positive Entwicklung heraus, dass in diesem Bereich fre werdende Stellen bayernweit in letzter Zeit stets wieder besetzt würden. Dr. Aurelia Dickers (Bodendenkmalpflege und Stadtarchäologie der Stadt Münster), in Vertretung des Sprechers der Kommission Dipl.-Prähist. Jens May (Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum), stellte in ihrer Begrüßung die Geschichte der Kommission vor. Ziel der Kommissionsarbeit sei es, den Austausch kommunaler Archäologien untereinander, aber auch zu den jeweiligen Landesarchäologien zu fördern. Die Treffen der Kommission an deutschlandweit wechselnden Orten sollen aber auch dazu beitragen, den fachlichen Austausch über Ländergrenzen hinweg anzustoßen. Dass dieser

Austausch einen hohen Stellenwert hat, belegte die große Zahl bayerischer Stadt- und Kommunalarchäologinnen und -archäologen, die der Einladung nach Dingolfing gefolgt waren.

Schwerpunktthema des Arbeitstreffens waren digitale Dokumentationsmethoden. Die gastgebende Kreisarchäologie wendet, ergänzend zu konventionellen Methoden, auch 3D-Verfahren an und stellte einige Beispiele vor. Eine rege Diskussion um Themen der Datenpflege, der dauerhaften Archivierbarkeit und Nutzung digitaler Daten, Speicherkapazitäten, aber auch über angemessene Denkmalerfassung und fachliche Auseinandersetzung mit dem archäologischen Befund schlossen sich an. Die von Erlaubnisinhabern vielfach angeführte Zeiterparnis durch verstärkten Einsatz digitaler Methoden wurde kritisch beleuchtet.

Im Anschluss berichteten die Kommissionsmitglieder und Gäste über aktuelle Themen aus den eigenen Zuständigkeitsbereichen und Ländern.



Besuch der Kreisarchäologie Dingolfing-Landau. Von links nach rechts: Kreisarchäologe Florian Eibl, Ruth Sandner, Friedhelm Wulf, Burkhard Prehn, Daniel Nösler und Aurelia Dickers (Foto: Gesine Weber, Kreisarchäologie Offenbach)

Der zweite Tag des Treffens war der Exkursion vorbehalten. Kreisarchäologe Dr. Florian Eibl führte die angereisten Kommissionsmitglieder, Dr. Aurelia Dickers, Gesine Weber M.A. (Untere Denkmalschutzbehörde des Kreises Offenbach), Dipl.-Prähist. Burkhard Prehn (Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Neubrandenburg), Friedhelm Wulf M.A. (Niedersächsisches Landesamt für Denkmalpflege), Dr. Daniel Nösler (Archäologische Denkmalpflege des Landkreises Stade) und Dr. Ruth Sandner (BLfD), durch die Räume der Kreisarchäologie Dingolfing-Landau und stellte Team und Arbeitsabläufe vor. Das in den Räumen der Kreisarchäologie zur Bearbeitung ausgelegte Fundgut aktueller Maßnahmen bot ausreichend Anlass, auf archäologische Ausgrabungen und deren Ergebnisse, auf

regionale Besonderheiten, aber auch größere Zusammenhänge hinzuweisen und sie zu diskutieren. Im Anschluss konnte die neu konzipierte und erst jüngst eröffnete archäologische Dauerausstellung im Dingolfinger Museum besucht werden, deren reduzierte Präsentation und ansprechende Didaktik beeindruckte. Roswitha Zitzelsberger, Museumspädagogin des Stadt- und Industriemuseums Dingolfing, erläuterte ergänzend das Konzept der Museumspädagogik. Den Abschluss der Exkursion bildete der Besuch der Industriegeschichte, ohne die die Regionalgeschichte nicht vollständig dargestellt wäre. Insbesondere die eindrucksvoll gestaltete Entwicklungsgeschichte der Glas- und Bayerischen Motoren Werke, durch die der Werkstattleiter der Kreisarchäologie Dingolfing-Landau, Franz

Thalhammer, führte, stand im Fokus des Besuchs.

Das Arbeitstreffen der Kommission Kommunalarchäologie im Verband der Landesarchäologen im Landkreis Dingolfing-Landau wird allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in guter Erinnerung bleiben. Zahlreiche Vertreter bayerischer Stadt- und Kreisarchäologen und angeregte Diskussionen bodendenkmalfachlicher Themen über Landesgrenzen hinweg prägten die beiden Tage. Dem Landkreis Dingolfing-Landau, Herrn Landrat Heinrich Trapp und der Kreisarchäologie Dingolfing-Landau, Dr. Florian Eibl und seinem ganzen Team, sei für die Organisation und Gastfreundschaft herzlich gedankt.

Ruth Sandner

Zu Gast im BLfD

Fotografin aus dem Kroatianischen Institut für Restaurierung besucht München

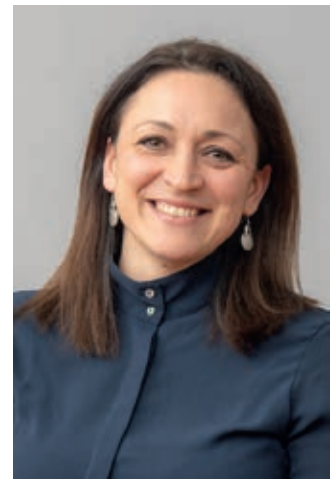
Vor gut 25 Jahren wurden zwischen München und Zagreb erste denkmalpflegerische Kontakte im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria geknüpft und eine bayerisch-kroatische Zusammenarbeit in Sachen Denkmalschutz und Denkmalpflege vereinbart.

Auf diese Tradition sich das Kroatianische Institut für Restaurierung, als es die Bitte nach einer Weiterbildung für die Fotografin und Grafikerin Natalija Vasić an das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege richtete. Frau Vasić, die seit annähernd zwei Jahrzehnten beim Restaurierungsinstitut in Zagreb arbeitet und als Fotografin viel im Land unterwegs ist, soll Strategien für die Retrodigitalisierung erarbeiten und die wissenschaftliche Dokumentation weiterentwickeln. Sie selbst hatte sich um diese Weiterbildung bemüht und das BLfD als Studienobjekt ausgewählt.

Vom 18. bis 23. März 2019 besuchte Frau Vasić die zentrale Dienststelle in München und lernte den Umgang der Denkmalpflege in Bayern mit Dokumentation, Digitalisierung und Archivierung digitaler Inhalte kennen. Sie gewann Einblicke in Arbeitsbereiche aus meh-

rerer Referaten der Abteilung Z Denkmalerfassung und Denkmalforschung und erhielt so eine Einführung in das Fachinformationssystem, das Luftbildarchiv und die neuesten Geoprospektionsmethoden. Sie lernte das Bild- und das Dokumentationsarchiv kennen, ließ sich die Digitalisierung historischer Fotobestände zeigen und wurde durch die Restaurierungswerkstätten der Bau- und Kunstdenkmalpflege geführt. Den zielgerichteten Einsatz von analytischen Labormethoden und die Daten eines 3D-Scans der Bavaria zeigte man der kroatischen Kollegin im Zentrallabor. Mit großem Interesse tauschte sie sich mit dem Fotografen Michael Forstner und der Grafikerin Susanne Scherff aus.

Dank ihrer kommunikativen und verbindlichen Art – und der hervorragenden Sprachkenntnisse – war es Frau Vasić ein Leichtes, den Amtsmitarbeitern Tipps und Tricks aus deren Spezialgebieten zu entlocken und schnell in den Fachdiskurs einzusteigen, den beide Seiten als sehr bereichernd empfanden. Dem eigenen Bekunden nach konnte sie viele gewinnbringende Informationen für ihre Aufgaben in Zagreb sammeln. Der



Natalija Vasić (Foto: BLfD)

Besuch von Frau Vasić verdeutlicht aber auch, wie wichtig das Kennenlernen über die Ländergrenze hinweg, der fachliche Austausch und die gegenseitige Information ist. Die Kolleginnen und Kollegen aus dem BLfD wünschen gutes Gelingen bei der Umsetzung und freuen sich auf ein Wiedersehen.

Stefan Pongratz

Colloquium Biricianis 2019

Neues aus den römischen Donauprovinzen

Die erstmals 2010 von Raimund Kastler (Landesarchäologie Salzburg) und Stefan Traxler (Oberösterreichisches Landesmuseum) ins Leben gerufene Kolloquiums-Reihe fand dieses Jahr vom 28. bis 30. März in Weißenburg i. Bay. (Biricianis) statt. Unter dem Tagungsthema „Kernprovinz – Grenzraum – Vorland. Kontakte und Strukturen vom 1. Jh. v. bis zum 6. Jh. n. Chr. im Bereich von Raetien, Noricum und benachbarten Gebieten“ tauschten sich Archäologen und Althistoriker aus Deutschland, Österreich, Slowenien und Tschechien über neueste Erkenntnisse aus den römischen Donauprovinzen mit einem Schwerpunkt in den Provinzen Raetien und Noricum aus.

Veranstalter waren die Museen Weißenburg / Stadt Weißenburg i. Bay., die Archäologische Staatssammlung München, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Gesellschaft für Archäologie in Oberösterreich, das Oberösterreichische

Landesmuseum, das Salzburg Museum / Landesarchäologie, die Universität Salzburg (FB Altertumswissenschaften) und das LIMESEUM Römerpark Ruffenhofen als Kooperationspartner.

Rund 80 Teilnehmer genossen nicht nur die insgesamt 25 Vorträge, den archäologischen Spaziergang durch Biricianis und die Exkursion am letzten Tag des Kolloquiums, sondern auch die mittelfränkische Küche und die Gastfreundschaft der Stadt Weißenburg, die sich bei bestem Wetter präsentierte. Hervorzuheben ist die hervorragende Organisation der Tagung durch Mario Bloier und sein Team von den Weißenburger Museen sowie der großzügige Empfang der Stadt Weißenburg im RömerMuseum, der bis in die Nacht hinein stattfand. Als Räumlichkeit stellte die Stadt den Söller im Gotischen Rathaus zur Verfügung.

Nach der Begrüßung durch Oberbürgermeister Jürgen Schröppel und

Landrat Gerhard Wägemann startete der erste Vortragsblock mit allgemeineren Themen: die Rezeptionsgeschichte von Römern und Germanen auf alten Schulwandbildern (M. Bloier) und die Fragen, wie der „Grenzraum“ an den römischen Grenzen zu definieren ist (Ch. Rummel) und ob von römischer „Außenpolitik“ gesprochen werden kann, bildeten den Auftakt. Schließlich folgte als Schwerpunktthema die Provinz Raetien, wobei hier durch B. Steidl und M. Pauli spannenden Hinweisen auf Germanen innerhalb der Provinz Raetien nachgegangen wurde. F. Guffler thematisierte die Statthalterschaften in Raetien und ihre Einordnung in die ritterliche Laufbahn und schließlich endete das reguläre Vortragsprogramm des ersten Tages mit Überlegungen über die „raetische Trias“ Mercur, Minerva und Apollo (A. Piccioni). Am Abend fand im Wildbadsaal der öffentliche Festvortrag statt, der außerordentlich gut besucht war: Prof. Dr. Th. Fischer stellte die neuesten Forschungen über das römische Regensburg unter dem Titel „Regensburg zur Römerzeit – von Roms nördlichster Garnison an



Die Teilnehmer des Kolloquiums vor dem Weißenburger Kastelltor (Foto: Museen Weißenburg)

der Donau zur ersten bairischen Hauptstadt“ vor.

Der zweite Tag des Colloquium Biricianis startete mit einem Ausflug in die Virtual Reality, genauer mit der Präsentation der 3D-Rekonstruktionen des Heiligtums auf dem Weinberg bei Eining für die App Limes Mobil (Ch. Flügel). J. Kopf stellte die Städte Bregenz und Augsburg und ihre Entwicklung in den ersten beiden Jahrhunderten n. Chr. gegenüber. K. Šmid leitete mit ihrer Studie über den attischen Einfluss auf norische und pannonicische Grabreliefs zur Provinz Noricum über. Es folgte ein Beitrag, der ein neues Licht auf die frühe Entwicklung Noricums warf, im Speziellen auf Fundstellen in der Steiermark (P. Marko).

Der darauf folgende Vortragsblock (Beiträge U. Hampel, P. Höglinger, L. Huber und F. Lang/R. Kastler) behandelte Salzburg/Iuvavum. Im Fokus standen neben der allgemeinen Entwicklung des Municipium Iuvavum Herstellung und Ursprung von streifenbemalter Keramik sowie die Frage nach der Ursache für den Wechsel von Holzbautechnik zur mediterranen Steinbautechnik um 100 n. Chr. in Salzburg und Umgebung.

Der nächste Block widmete sich vornehmlich dem Austragungsort des Colloquium Biricianis. F. Kirch stellte seine Forschungen im Vicus vor und L. Hegewald präsentierte als Einstimmung

auf den archäologischen Spaziergang die bestehenden und geplanten Vermittlungsstationen für die römische Vergangenheit Weißenburgs, während I. Reichel das neue Modell der großen Thermen erläuterte. Ein Beitrag (V. Fischer) über die Frage, ob die in Straubing/Sorviodurum stationierte Canathenerkohorte, eine in Syrien ausgehobene Bogenschützeinheit, auch später noch Rekruten aus Syrien bezog, leitete zum dritten Kolloquiumstag über, der die Donauripa als Schwerpunkt hatte. Es folgte ein archäologischer Spaziergang, bei dem die Teilnehmer erfuhren, wie das Kastell und der Vicus mit den Thermen sich derzeit der Öffentlichkeit zeigen. Es folgten eine kleine Posterpräsentation und schließlich der Empfang im Römermuseum.

Der letzte Tag der Veranstaltung widmete sich dem Donaulimes; zunächst seiner hoffentlich bevorstehenden Ernennung zum UNESCO-Welterbe (C. S. Sommer). B. Komoróczy stellte die Spuren der militärischen Aktivitäten während der Markomannenkriege nördlich der mittleren Donau dar, während sich S. Traxler und G. Grabherr mit den Verkehrsachsen im Nordwesten von Noricum und dem angrenzenden Barbaricum auseinandersetzten. Den Abschluss bildeten die Auswertungen von geophysikalischen Untersuchungen in den canabae legionis von Enns/Lauriacum und den Erkennt-

nissen über deren Struktur und Entwicklung (K. Freitag) und S. Schmidts Vortrag über das Kastell von Pöchlarn/Arelape im Vergleich zu anderen norischen Militärlagern.

Die Exkursion am Nachmittag des 30. März rundete die Tagung ab und führte die Teilnehmer bei strahlendem Sonnenschein zu archäologischen Stätten in der Region. Nach einem Abstecher zum Kastellbad von Theilenhofen wurde die Gruppe von Matthias Pausch im LIMESEUM bei Ruffenhofen begrüßt, welches er leitet, und anschließend dankenswerterweise von ihm und der Volontärin des Hauses, Corinna Brutscher, durch die Ausstellung geführt. Im Anschluss beeindruckte die topografische Lage und der hervorragende Blick von der Gelben Bürg, von der u. a. herausragende Funde der Spätantike stammen. Weiter ging es zur Villa von Treuchtlingen-Weinbergshof, deren zeichnerische Rekonstruktion ausgiebig diskutiert wurde. Den Abschluss der Exkursion bildete der Besuch der Fossa Carolina.

Das Colloquium Biricianis kann rundum als gelungen bezeichnet werden und bot neben interessanten Vorträgen und dem wissenschaftlichen Austausch eine angenehme Atmosphäre im beschaulichen Weißenburg.

Veronika Fischer

Ausblick: Tag des offenen Denkmals, 8. September 2019

Veranstaltungen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege

Seit bald 30 Jahren findet am zweiten Sonntag im September der Tag des offenen Denkmals statt. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) beteiligt sich jedes Jahr an dieser Veranstaltung; bundesweit koordiniert wird sie von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz. Allein in Bayern sind an diesem Tag über 700 Programmpunkte gelistet: Es sind Denkmäler zugänglich, die sonst verschlossen sind, es werden Führungen und Rundgänge angeboten, die den Besuchern die Bau- und Bodendenkmäler nahebringen.

Dieses Jahr fällt der Tag des offenen Denkmals auf den 8. September. Und wie

immer bietet das BLfD an diesem Tag nicht nur ein Programm in der Dienststelle München an. In Regensburg beteiligt sich das BLfD zum Beispiel an einem



DEUTSCHE STIFTUNG
DENKMALSCHUTZ

Aktionstag in Burgweinting: Das dortige Bajuwarenhaus feiert in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen. In Thierhaupten zeigt eine Ausstellung, wie sich historische Bestandsfenster energetisch ertüchtigen lassen; zudem erhalten Besucher bei Führungen Einblicke in die Bauteilesammlung des Bauarchivs und in die Glaswerkstatt.

Die Alte Münze in München, Hauptsitz des BLfD (Hofgraben 4, 80539 München), hat am 8. September von 11–17 Uhr geöffnet. Dort bieten wir u. a. folgende Programmpunkte an:



Archäologie im Experiment: Lothar Breinl führt Techniken der Vorzeit vor (Foto: BLfD)

- In der Säulenhalle geben eine Ausstellung und Vorträge Einblicke in die aktuelle Arbeit des BLfD.
- Für die kleinen Besucher wird ein vielfältiges Kinderprogramm angeboten – sie können z.B. kleine Schätze ausgraben und sich als Archäologen versuchen.
- Den ganzen Tag über finden Führungen durch die Alte Münze, das Bildarchiv sowie die Restaurierungswerkstätten statt.
- Weitere Informationsangebote finden Besucher im Innenhof. Hier lädt ein Kiosk mit kleinem Biergarten zu einer Pause ein.

Die Veranstaltung findet bei jedem Wetter statt, eine Anmeldung ist nicht erforderlich. Für alle Führungen und Rundgänge werden am zentralen Infostand im Innen-

hof der Alten Münze Teilnahmekarten ausgegeben – die Anzahl der Teilnehmer bei Führungen ist begrenzt.

Das detaillierte Programm für den Tag des offenen Denkmals im BLfD erhalten Sie ab Ende August in der Alten Münze; es ist dann auch auf der Internetseite www.blfd.bayern.de abrufbar. Dort finden Sie auch das Programm für unsere Dienststellen in Regensburg, Thierhaupten etc. Bitte beachten Sie, dass sich das Programm bis zum 8. September in Einzelheiten noch ändern kann.

Der Tag des offenen Denkmals wird von der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Bonn koordiniert. Alle Veranstalter melden sich mit ihren Angeboten direkt bei der Stiftung an. Das deutschlandweite Programm finden Sie online unter www.tag-des-offenen-denkmals.de.

Dorothee Ott und
Sebastian Kirschner

8. September 2019

**TAG DES OFFENEN
DENKMALS**

Alte Münze

Hofgraben 4, 80539 München

11 – 17 Uhr

Vorträge und Führungen

Ausstellung

Kinderprogramm

Programm für Bayern (ab August):

www.blfd.bayern.de

Deutschlandweit:

www.tag-des-offenen-denkmals.de

PERSONALIA

Dr. Martin Pietsch zum Abschied

Eigentlich ging Dr. Martin Pietsch schon zum 1. März 2019 in Rente – und dann doch wieder nicht. Um einen nahtlosen Übergang zu seiner Nachfolgerin als Referent(in) im Referat B I Oberbayern/München, Dr. Martina Pauli, sicherzustellen, verlängerte er seinen Dienst am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) um wenige Monate bis Ende April des Jahres. Damit brachte er es auf etwas mehr als 30 Jahre als Mitarbeiter der Bodendenkmalpflege in Bayern.

Geboren am 30.7.1953 in Woltersdorf, Kreis Fichtenwalde, seinerzeit in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR), verbrachte er seine Schulzeit in Lohr a. Main und Oberursel im Taunus. Die Nähe des letzteren Orts zum Limes und des durch seine hauptsächlich wilhelminischen Nachbauten so eindrucksvollen ehemaligen Kastells Saalburg bestimmte schon früh sein Interesse an den Rö-

mern und den von ihnen hinterlassenen Sachgütern. Folgerichtig begann er nach seinem Abitur 1972 sofort das Studium der Provinzialrömischen Archäologie im Rahmen der Geschichtswissenschaften an der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt a. Main. Nach einem kurzen Studienaufenthalt bei der „Konkurrenz“ in München beendete er sein Studium durch die Promotion 1982 in Frankfurt (ja, damals war die Promotion in vielen Geisteswissenschaften der erste und einzige Studienabschluss). Das Thema seiner wegweisenden Arbeit war „Die römischen Eisenwerkzeuge von Saalburg, Feldberg und Zugmantel“, also Material von den ihm so nahen Kastellplätzen an der römischen Grenzwehr, publiziert schon 1983 als Band 39 des renommierten Saalburg-Jahrbuchs. An den drei im Titel genannten Plätzen gab es insbesondere an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhun-

dert umfangreiche Ausgrabungen, die genauso wegen der – dank ihrer Abgelegtheit – fehlenden Nachnutzung oder Plünderung in der nachrömischen Zeit ein überaus zahlreiches und vielfältiges Fundmaterial hervorgebracht haben.

Nach einer kurzen Zwischenphase übernahm Martin Pietsch im Sommer 1983 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg die Betreuung der Funde aus den gerade beginnenden umfangreichen archäologischen Ausgrabungen in der stadtartigen römischen Siedlung in Wimpfen im Tal – die Grabung stand unter der Leitung des Kollegen Meinrad Nik Filgis – und die Bearbeitung insbesondere des extrem umfangreichen Bestands an Terra sigillata aus diesen und vorangegangenen Untersuchungen. Die Fertigstellung „eines druckfertigen Manuskripts des unpublizierten Fundmaterials der Grabungen in Bad Wimpfen“ fiel leider arbeitsrechtlichen Gründen „zum Opfer“ – im Sommer 1988 konnte sein Vertrag im „Ländle“ nicht mehr verlängert werden.

Das war aber die bayerische Chance: Mitte August 1988 wurde Martin Pietsch am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege vorläufig für drei Monate eingestellt zur „Wissenschaftlichen Grabungsleitung der Sicherungsgrabung in Marktbreit-Kapellenberg/im Torbereich und westl. Vorgelände“. Nach der erfolgreichen ersten Grabungskampagne folgte zum Saisonbeginn im April 1989 der erste einer ganzen Serie von befristeten, aber dann doch kontinuierlichen Arbeitsverträgen zur „Übernahme der wissenschaftlichen Leitung des Forschungsprojektes Marktbreit“, gefördert ab 1989 durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG in Würzburg, initiiert durch den für die Region verantwortlichen damaligen Außenstellenleiter des BLfD in Würzburg Ludwig Wamser. In dieser Zeit leitete Martin Pietsch die großflächigen Forschungsgrabungen in



Martin Pietsch (Foto: Dieter Noller)

der sensationellen, von Otto Braasch entdeckten und von Helmut Becker über weite Flächen geomagnetisch untersuchten befestigten Anlage auf der Höhe östlich oberhalb der mittelalterlichen Stadt. Die Befunde waren seinerzeit in vielen von Pietsch und Wamser gehaltenen Führungen und Vorträgen als nicht vollendetes Zweilegionenlager interpretiert worden, wobei mittlerweile die Frage aufgeworfen wurde, ob es sich womöglich um die (unvollendete) Hauptstadt einer geplanten Provinz Germania gehandelt hat. In mehreren Berichten und Vorberichten legte Martin Pietsch alle Befunde und Funde in dieser Zeit und anschließend vor.

Zum 1. April 1993 erfolgte die Versetzung von Würzburg nach München im Zusammenhang mit einem unbefristeten Arbeitsvertrag. Erste Aufgabe war die Fertigstellung und Publikation eines umfangreichen Abschlussberichts zu den Grabungen von Marktbreit. Schon bald kam es aber aufgrund des damals schon akuten Personal mangels in der Bodendenkmalpflege und steigender Planungen und Maßnahmen dazu, dass er als Gebietsreferent in Oberbayern/München eingesetzt wurde. Neben der Hauptbeschäftigung mit großen Teilen des südöstlichen Oberbayern musste er sich, zusammen mit mehreren anderen Kollegen, um die prekäre Situation in der für das nördliche Oberbayern zuständigen Dienststelle Ingolstadt kümmern – was über viele Jahre einen belastenden Springer(neben)job in einer auswärtigen Dienststelle bedeutete.

Unabhängig davon blieb aber – auch nach der Konsolidierung durch die Strukturreform des BLfD 2002/03 – seine

besondere Vorliebe den Römern vorbehalten. Vom Unterzeichnenden anfangs problematisch betrachtet, pflegte Martin Pietsch während der frühen Jahre als Gebietsreferent eine gewisse Nähe zu vielen Sammlern und auch Sondengängern; im Rückblick betrachtet wird man aber zugeben müssen, dass diesen Kontakten eine Vielzahl von neuen und bis dahin unbekannt Fundstellen – bei zunehmender Verdichtung der Nachweise als Bodendenkmäler ausgewiesen – zu verdanken ist (damals wie heute ist bei der gegebenen gesetzlichen Lage in Bayern für mich unverständlich, warum mit der Sondengängerei eine so große Geheimnistuerei verbunden sein muss – solange sie nicht auf ausgewiesenen Bodendenkmälern erfolgt und nach dem Entdecken die nach dem Denkmalschutzgesetz erforderlichen Fundmeldungen beim BLfD zeitnah erfolgen, ist an der Prospektion mit der Sonde nichts ungesetzliches oder verwerfliches).

In dieser Zeit und insbesondere im neuen Jahrtausend bis heute zeichnet sich Martin Pietsch durch eine konsequente und systematische Bearbeitung aller Planungen im Zuständigkeitsbereich und Abwicklung bodendenkmalrechtlicher Verfahren aus. Die nachfolgend sich ergebenden Erkenntnisse boten den Anlass für eine Anzahl von Vorberichten und Aufsätzen, die immer regelrecht durchkomponiert und sehr gut lesbar waren.

Aus der Entdeckung von mehreren römischen Meilensteinen im östlichen Oberbayern, der Frage nach deren Präsentation in der Öffentlichkeit genauso wie aus der Notwendigkeit, sich mit touristischen Routen zu beschäftigen, entwi-

ckelte sich bei Martin Pietsch ein besonderes Interesse für die Römerstraßen in Südbayern. Ihnen ging er immer wieder in Vorträgen und schriftlichen Beiträgen nach und trug so zum Verständnis und zur Akzeptanz bodendenkmalpflegerischer Anliegen wie auch zur wissenschaftlichen Erkenntnis bei. Aus dieser Orientierung Richtung Südosten – Bayern hat mit den Bereichen östlich des Inns Anteil an der Provinz Noricum – entwickelte sich auch eine fruchtbare Kooperation mit Kollegen aus dem Salzburger Land und in Oberösterreich. Diese mündete in eine mittlerweile auch weit darüber hinaus beachtete und durchgeführte gemeinsame Tagungsreihe, zuerst 2010 in Linz zum Thema „Römische Bäder in Raetien, Noricum und Pannonien“ und heuer in Weihenburg i. Bay. unter dem Titel „Colloquium BIRICIANIS 2019“ zum Thema „Kernprovinz – Grenzraum – Vorland. Kontakte und Strukturen vom 1. Jh. v. bis zum 6. Jh. n. Chr. im Bereich von Raetien, Noricum und benachbarten Gebieten“.

Im Namen der Bodendenkmalpflege in Bayern sage ich Martin Pietsch herzlichen Dank für treue Dienste. Für die Provinzialrömische Forschung danke ich für seine Beiträge zum Verständnis unserer Vergangenheit. Für seine Zukunft wünsche ich ihm im Kreise seiner Familie alles Gute, anhaltende Gesundheit und dass seine geübte Stimme ihm im Chor noch lange viel Freude bereite. Mögen dich, lieber Martin, deine Wege und vor allem die Römerstraßen zu interessanten Zielen führen, aber auch regelmäßig wohlbehalten wieder nach Hause bringen!

C. Sebastian Sommer

Dr. Hubert Koch zum Abschied

Nach 35 Jahren im Dienste der Archäologie und der Bodendenkmalpflege in Bayern verabschiedete sich Dr. Hubert Koch am 30. April 2019 von der Dienststelle Regensburg in den Ruhestand. Der 1956 in Nagel im Lkr. Wunsiedel Geborene hat nach Gymnasium und Abitur in Wunsiedel und Amberg anfangs Geologie und Paläontologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg stu-

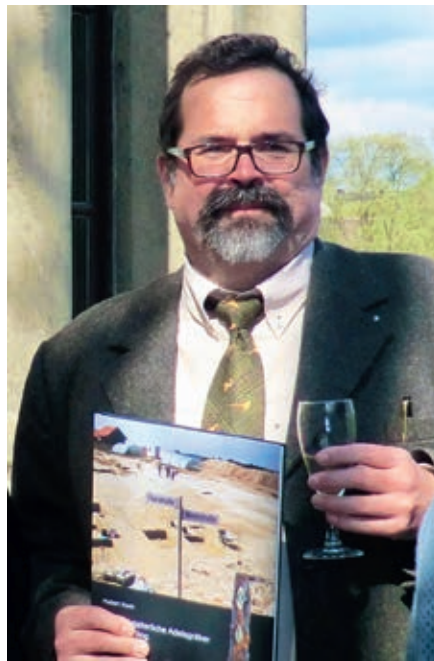
diert. Aber schon nach einem Jahr wechselte er dort zur Ur- und Frühgeschichte mit den Nebenfächern Paläontologie, Mittelalterliche Geschichte und Anthropogeographie. Nach einem Gastjahr 1980/81 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo er in Kontakt mit der Provinzialrömischen Archäologie kam, schloss er sein Studium im Sommer 1983 mit einer Arbeit über die latènezeitliche

Graphittonkeramik des Frauenbergs über dem Kloster Weltenburg ab. Eindrucksvoll ist, dass er über die nachfolgende berufliche Tätigkeit hinweg das Ziel, auch eine ganz große wissenschaftliche Arbeit zu fertigen, nicht aus den Augen verlor. Man kann sich gut vorstellen, welcher Disziplin es bedurfte, um diese bis 1990 zum Abschluss zu bringen und in Erlangen promoviert zu werden. Schon 1991 war

die dabei entstandene Arbeit „Die keltischen Siedlungen vom Frauenberg über Kloster Weltenburg, Stadt Kelheim, und von Harting (Neubaugebiet Süd), Stadt Regensburg“ gedruckt vorgelegt.

Im Sommer 1983 fand Hubert Koch am BLfD in Regensburg eine erste befristete Stelle als örtlicher Grabungsleiter bei der römischen Villa rustica Regensburg-Königswiesen. Voraussetzung hierfür war sicher die Kenntnis der damit verbundenen Fachrichtung aus dem Studienjahr in München. Zwischen Frühjahr 1984 und Frühjahr 1986 leitete er als Wissenschaftlicher Angestellter der Stadt Treuchtlingen die Ausgrabungen in der Villa rustica am Weinbergshof. Auch die nachfolgende Konservierung der Ruinen mit partieller Ergänzung stand unter seiner Verantwortung. Noch heute, trotz seines stattlichen Alters, handelt es sich bei dem Hauptgebäude dort immer noch um eine eindrucksvolle Anlage mit guter didaktischer Aufbereitung. 1993 legte Koch die Grabungsergebnisse auch monografisch vor („Die Villa rustica von Treuchtlingen-Weinbergshof“).

Vom Sommer 1987 an war Koch beim BLfD als Wissenschaftlicher Grabungsleiter mit den umfangreichen Ausgrabungen der hallstattzeitlichen Herrenhöfe (früher „Erdwerke“), Außensiedlungen und auch Teilen des zugehörigen überpflügten Grabhügelfelds in Buch am Erlbach betraut. Die großflächige Unter-



Hubert Koch (Foto: privat)

suchung dieser von der landwirtschaftlichen Nutzung in ihrer Existenz bedrohten besonderen Bodendenkmäler stellt durch die systematische Bearbeitung und die Vorberichte von Hubert Koch einen Meilenstein im Verständnis dieser etwa aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stammenden Anlagen dar.

Vom 1. Januar 1991 war Koch mit einem unbefristeten Vertrag für die redaktionelle Bearbeitung archäologischer

Publikationen am BLfD angestellt. Dabei gingen vor allem etliche Materialhefte zur Bayerischen Vor- und Frühgeschichte durch seine Hände. Auf eigenen Wunsch wurde er zum Beginn des neuen Jahrtausends als Gebietsreferent in die damalige Außenstelle Landshut versetzt – um dort 2007 die Auflösung der Dienststelle und die Versetzung nach Regensburg erleben zu müssen. Wegen gesundheitlicher Einschränkungen fiel es ihm in den letzten Jahren leider zunehmend schwer, allen mit einem Gebietsreferat verbundenen Aufgaben nachzukommen, so dass er seit Herbst 2017 freigestellt wurde, um die von ihm selbst am Beginn seiner Amtslaufbahn durchgeführte Grabung im hallstattzeitlichen Gräberfeld von Niedererlbach wissenschaftlich zu bearbeiten und vorzulegen.

Mit Hubert Koch verlässt ein weiterer Mitarbeiter der in der Ausbauphase der Bodendenkmalpflege in Bayern am BLfD eingestellten Archäologen das Amt. In seiner besonderen Art hat er speziell in Niederbayern seine Spuren hinterlassen; dankbar sind wir für sein wissenschaftliches Werk. Der passionierte Jäger hat sich auch ein enormes Fachwissen über die Wildtiere und das Jagdwesen angeeignet. Für seine Zukunft wünschen wir Hubert Koch ganz herzlich alles Gute und freuen uns auf seine Publikation.

C. Sebastian Sommer

Luftbildarchäologie in neuer Besetzung

Dr. Roland Linck zurück im BLfD

Am 1. August 2018 hat Dr. Roland Linck die Leitung des Luftbildarchivs übernommen. Aber nicht nur für die Betreuung der rund 550.000 analogen und der nun üblichen digitalen Luftbilder ist er zuständig, sondern zusätzlich auch für die Durchführung und wissenschaftliche Auswertung geophysikalischer Messprojekte in Bayern. Somit steht nun nach fünf Jahren endlich wieder ein ausgewiesener Spezialist für die Radarprospektion in Diensten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (BLfD). Darüber hinaus ist er bereits dabei, den Aufbau einer

drohnenbasierten Denkmalvermessung zu begründen.

Roland Linck konnte bereits 2003/04 als Zivildienstleistender im damaligen Referat „Archäologische Prospektion und Luftbildarchäologie“ des BLfD erste praktische Erfahrungen in den Bereichen Luftbildarchäologie und Geophysik sammeln. Aufgrund seiner positiven Erfahrungen mit dem Spezialgebiet entschied er sich dann für ein Diplom-Studium Geophysik mit Nebenfach Astrophysik an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Im Rahmen seiner Diplomarbeit kam Linck erneut mit dem BLfD zusammen. So war er ab 2009 als studen-

tische Hilfskraft im Prospektionsteam beschäftigt und baute nebenbei die Radarprospektion als zusätzliches geophysikalisches Prospektionsverfahren auf. Seine Untersuchungen und methodischen Forschungen zur Adaption der Radarprospektion für die Archäologie konnte er als wissenschaftliche Hilfskraft am BLfD weiterentwickeln. Neben der geophysikalischen Vermessung einer Vielzahl von archäologischen Fundstellen in Bayern mittels Bodenradar und Magnetik arbeitete Linck zusammen mit dem Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) in Oberpfaffenhofen auch an den Einsatzmöglichkeiten eines



Roland Linck (Foto: Doris Ebner, BLfD)

hochauflösenden Satellitenradars für die Archäologie. Im Rahmen seiner Forschung konnte er u. a. am Beispiel der UNESCO-Welterbestätte Palmyra in Syrien nachweisen, dass die hochfrequenten Satellitenradarwellen wider Erwarten doch in den Boden eindringen und damit die archäologische Prospektion untertägiger Denkmäler ermöglichen. Im Jahr 2013 wurde Roland Linck durch Prof. Dr. Jörg Faßbinder an der LMU München im Fach Geophysik promoviert. Seine Dissertation „Methodische Untersuchungen zur Weiterentwicklung der Boden- und Satellitenradarprospektion in der Archäologie“ wurde noch im selben Jahr im Shaker Verlag publiziert.

Trotz vieler erfolgreicher Bodenradar-Projekte in Bayern, wie der Entdeckung einer römischen Therme neben der Dienststelle des BLfD in Regensburg, der kompletten Vermessung des römischen Forums von Kempten-Cambodunum und der Entdeckung und nachfolgenden Erhaltung Unterschutzstellung des Vorgängerbaus von Kloster Schlehdorf, war es zunächst nicht möglich, Roland Linck am BLfD weiter zu beschäftigen. Er wechselte daher im Frühjahr 2014 in die Industrie und schien zunächst für die Denkmalpflege verloren. Bei der Firma geo-konzept GmbH arbeitete er im Bereich Fernerkundung. Als ausgebildeter Drohnenpilot war er neben der Durchführung und Auswertung von Drohnenflügen auch für die Soft- und Hardware-Schulung von Drohnenkunden zuständig. Als 2017 das Bundesministe-

rium für Verkehr und digitale Infrastruktur (BMVI) die Einführung eines „Drohnenführerscheins“ gesetzlich verankerte, absolvierte Linck eine Fortbildung, die ihn als durch das Luftfahrtbundesamt zertifizierten Prüfer qualifizierte. Dank seines Aufgabenbereichs bei geo-konzept konnte Linck seine mittlerweile sehr umfassenden Kenntnisse im Fachgebiet geophysikalische Prospektion durch entsprechende Erfahrungen im Bereich der Vermessung mittels Drohnen erweitern, die er nun ideal als weiteres Prospektionsverfahren in die Denkmalpflege in Bayern einbringen kann.

Gleich in den ersten Monaten im BLfD gelang es mit seiner Hilfe, das Bodenradargerät mit neuesten Auswerteprogrammen auszurüsten und auf den neusten Stand zu bringen. Spektuläre Ergebnisse mittels Bodenradar wurden bereits erzielt (vgl. Beitrag S. 21 ff.). Insbesondere erhoffen wir uns auch eine Aufwertung der Luftbildarchäologie durch die fortschreitende Digitalisierung des Luftbildarchivs. Die Möglichkeiten einer Kombination von geophysikalischer Erkundung, kontinuierlicher Luftbildprospektion und der Auswertung von ALS-Daten für die Denkmalpflege wird in Zukunft noch für viele spektakuläre Resultate sowie für weitere detaillierte Beschreibungen in der Denkmalliste sorgen und zugleich für die praktische Denkmalpflege von hohem Wert sein. Wir freuen uns daher, unseren ehemaligen Mitarbeiter wieder im Tätigkeitsbereich der zerstörungsfreien Prospektion begrüßen zu dürfen.

Sarah Abandowitz verstärkt das archäologische Prospektionsteam

Schon seit April 2016 arbeitet Sarah Abandowitz M. A. im Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD).

Sie begann zunächst als Referatsassistentin in der Koordination Bauleitplanung, wechselte aber im Juni 2017 zur geophysikalischen Prospektion und Luftbildarchäologie, wo sie zusammen mit Eva-Maria Seefried und Roland Linck ein schlagkräftiges Team bildet.

Geboren in Dachau und aufgewachsen im Landkreis Ebersberg, studierte sie Geografie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Uni-



Sarah Abandowitz (Foto: privat)

versität Wien. In Berlin hat sie bei der Airbus Group als Satellitenbildinterpretin gearbeitet – ideale Voraussetzungen also für die Bearbeitung und Interpretation archäologischer Luftbilder. Die Sehnsucht nach der Heimat hat sie wieder zurück nach Bayern gebracht.

Frau Abandowitz ist im Luftbildarchiv für rund 550.000 analoge Fotos und

für die digitale Entzerrung der Luftbilder verantwortlich. Sie kümmert sich um die Anliegen der Benutzer des Archivs, erstellt Befliegungsaufträge und -projekte und steht in engem Kontakt mit dem Luftbildarchäologen Klaus Leidorf.

Darüber hinaus ist sie auch als Teil des Geophysikteams eine sehr gute Verstärkung bei der Durchführung und Be-

arbeitung geophysikalischer Messprojekte sowie seit neuestem auch für die Umsetzung von Drohnenflügen in ganz Bayern.

Jörg Faßbinder

Veronika Fischer Referentin für das Archäologische Welterbe

Seit November 2018 hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) mit Dr. Veronika Fischer eine neue Referentin mit Zuständigkeit für das Archäologische Welterbe in der Abteilung B. Ihr Dienstort ist Weißenburg, wo sie Markus Gschwind zur Seite steht.

Frau Fischer ist im Rahmen ihres Werdegangs und ihrer Ausbildung viel herumgekommen. Geboren in München, zog ihre Familie bald in die Nähe von Köln, sodass sie ihre Schulzeit und auch die ersten Studiensemester im Rheinland verbrachte. Das Studium der Archäologie der Römischen Provinzen, Ur- und Frühgeschichte und Klassischen Archäologie setzte sie in München fort; die Promotion erfolgte 2018 in Freiburg. Wenngleich sie sich für archäologische Themen im breiten Spektrum begeistern kann, standen doch immer die Römer im Mittelpunkt ihres Interesses, wie auch ihre Magister- und Doktorarbeit zeigen: Das mittelkaiserzeitliche sogenannte Ostkastell III in Straubing war der Gegenstand ihrer Arbeiten.

Nach dem Magister hat Veronika Fischer neben der Arbeit an der Dissertation schon vielerlei berufliche Tätigkeiten ausgeübt und Erfahrungen gesammelt. Am Römisch-Germanischen Museum in Köln hat sie in der Redaktion des Kölner Jahrbuchs mitgearbeitet, war bei verschiedenen Grabungsfirmen in Nordrhein-Westfalen und Bayern beschäftigt und zwischen 2009 und 2016 auch immer wieder als studentische bzw. wissenschaftliche Hilfskraft im BLfD. 2017 bis Ende 2018 sammelte sie auch Erfahrungen in der Lehre als Assistentin an der Professur für Archäologie der Römischen Provinzen an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.

Mit der Festanstellung im Landesamt begibt sich Frau Fischer in ein neues Betätigungsfeld: Es geht um das archäologische Welterbe, zu dem bekanntlich der römische Limes und die Pfahlbauten gehören. Ihre Aufgabe ist es, die Gebietsreferenten bei der Erstellung von Gutachten im Welterbebereich zu unter-



Veronika Fischer (Foto: privat)

stützen. Daher ist sie viel zu Terminen rund um die Vermittlung und touristische Erschließung des archäologischen Welterbes unterwegs. Hinzu kommt die Zuständigkeit für die Erstellung von Inhalten für die App „Limes Mobil“. Mobil muss auch Veronika Fischer selber sein, da „Die Grenzen des Römischen Reiches“ und „Die Pfahlbauten um die Alpen“

transnationale serielle Welterbestätten sind und der internationale Austausch mit Kollegen gepflegt werden muss.

Für Abwechslung ist also gesorgt, auch am etwas abgelegenen Dienstort Weißenburg. Dort hat sich längst ein gutes Miteinander mit den Kolleginnen und Kollegen der Landesstelle eingespielt, mit denen das „Welterbe“ im gleichen Haus untergebracht ist. Die fränkische Küche vor Ort trägt für das leibliche Wohl das ihre bei. Auch die Freude an der Arbeit, Menschen für die Archäologie und die archäologischen Welterbestätten zu begeistern, bedeutet viel.

Die Koordination, die auch die Bereitschaft zu manchen Dienstreisen verlangt, ist eine sehr abwechslungsreiche Aufgabe. Da sie sich größtenteils auf den römischen Limes bezieht, gibt es viele Berührungspunkte zu Fischers Hauptforschungsthemen, dem römischen Militär und der Provinz Raetien. Die anstehende Vorbereitung der Doktorarbeit zur Veröffentlichung wird sie nebenher noch beschäftigen, liegt aber thematisch auf derselben Linie.

Veronika Fischer verrät uns auch, wie sie es schafft, eine Balance zu finden inmitten all der Anforderungen: Da gibt es die Australian Shepherd-Hündin Iuno, die einen Teil ihrer Freizeit ausfüllt. Lange Spaziergänge mit ihrem Mann und dem Hund kann sie genießen und sich dabei entspannen.

Doris Ebner

Katharina Arnold: Die Frau fürs bauliche Welterbe in Bayern

Von Marl, am nördlichen Rande des Ruhrgebiets, hat es Katharina Arnold M. A. nach Bamberg verschlagen. Nach dem Abitur ging sie 2004 zum Studium der Kunstgeschichte sowie der Ur- und Frühgeschichte zunächst an die Ruhr-Universität Bochum, wo sie 2012 ihren Master of Arts-Titel erwarb. Ihr Hauptinteresse galt der Architektur, ihre Masterarbeit schrieb sie über *Stilwahl und nationale Identität am Beispiel von St. Mariä Himmelfahrt in Köln*. Doch auch die Montanarchäologie blieb ein stetes Interessensfeld, schließlich waren beide Großväter Bergmänner. So nahm sie mehrfach an den Ausgrabungen zum prähistorischen Kupferbergbau am Mitterberg bei Bischofshofen in Österreich teil. Dann folgte der Wechsel nach Bayern. Von 2012 bis 2015 studierte sie Denkmalpflege an der Universität Bamberg, mit dem Schwerpunkt Bauforschung. Ihr Geld verdiente sie als Fremdenführerin in der Neuen Residenz. Sie lernte die Bauvermessung und freundete sich mit CAD-basierten Zeichenprogrammen an. Schließlich schrieb sie auch ihre Abschlussarbeit in diesem Fach: „Das Rußwurm’sche Haus in Breitungen – Erfassung des Bestands und kunsthistorische Einordnung des Herrenhauses in die regionale Bautradition“.

Danach wirkte sie in einem Forschungsprojekt des Lehrstuhls für Mittelalterliche Kunstgeschichte, Bauforschung und Restaurierungswissenschaften der Universität Bamberg mit, das *Mittelalterliche Portale als Orte der Transformation* untersuchte. Parallel begann sie mit ihrer Dissertation über *Entwurfsplanung und Bauausführung mittelalterlicher Kirchenportale*, bei der die Fürstenportale des Wiener Stephansdoms im Fokus stehen. Die Arbeit bedient in methodischer Hinsicht eine Schnittstelle zwischen der

Kunstgeschichte und der Bauforschung, was für ihr neues Aufgabengebiet durchaus von Vorteil ist. Über die vielversprechenden Ergebnisse informieren bereits einige Vorberichte. Die Forschungen basieren auf 3D-Modellen, die Frau Arnold in Zusammenarbeit mit ihren Kollegen durch terrestrische Laserscans erzeugt und verarbeitet hat. Darüber hinaus eignete sie sich auch neue fotogrammetrische



Katharina Arnold (Foto: privat)

Methoden zur 3D-Objektrekonstruktion an, um zusätzliche Datensätze der Portale oder Portalsegmente für ihre Analysen zu generieren.

Für kurze Zeit blieb Frau Arnold noch der Universität Bamberg treu, wo sie in dem Projekt *Nürnberger Großkirchen – Best Practice für die digitale Erfassung komplexer Baudenkmale – ein semantisch annotierter Plansatz* mit der Weiterentwicklung der

Datenbank MonArch ein neues Betätigungsfeld fand. Doch bereits ein halbes Jahr später setzte sie sich im Auswahlverfahren für die neu geschaffene Welterbe-Stelle am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) durch, wo sie im November 2018 ihre Tätigkeit im Referat Z II aufnehmen konnte (Dienstszitz in Schloss Seehof).

Zu den Aufgaben gehört die fachliche Betreuung der Auswahlverfahren zur Fortschreibung der deutschen Vorschlagsliste für das UNESCO-Welterbe. Das Landesamt koordiniert die Bewerbungen möglicher künftiger Welterbestätten in Bayern und berät die laufenden in Fragen des Welterbemanagements sowie des Monitorings. Hinzu kommt die Mitwirkung an einer Vernetzung der Welterbestätten und die Vertretung fachlicher Aspekte der bayerischen Welterbestätten in nationalen und internationalen Gremien. Darüber hinaus berät die Fachbehörde Stätten, die das Europäische Kulturerbe-Siegel anstreben. Hier geht es um fachliche Betreuung, eine Koordination der Bewerbungsprozesse und die nötige Unterstützung bei der transnationalen Vernetzung mit anderen Europäischen Kulturerbe-Stätten. Um all diese Aufgaben bürgernah ausfüllen zu können, bedient Frau Arnold auch noch ein Beratungsbüro bei der Welterbe-Stadt Bamberg, wo sie einmal pro Woche im Alten Rathaus zu erreichen ist. Freizeit bleibt da nicht viel, zumal jenseits des Dienstgeschäfts auch noch die Dissertation zu Ende zu führen ist. Der schwierige Spagat zwischen Serviceleistung und wissenschaftlicher Profilierung ist zugleich eine große Chance für die Qualitätssicherung bei der Expertise.

Matthias Exner

Stefanie Fuchs neu im Bauarchiv Thierhaupten

Seit Oktober 2018 verstärkt Stefanie Fuchs M. A. das Team des Bauarchivs Thierhaupten als zuständige Fachkraft für den Restaurierungsbereich Mineralische Baustoffe. Aufgewachsen in

der Zähringerstadt Villingen am Rande des Schwarzwaldes, interessierte sich Stefanie Fuchs bereits früh für die Denkmalpflege. Nach dem Abitur suchte sie zunächst ihre Herausforderung in einer

praktischen Tätigkeit: Sie absolvierte eine Steinmetzlehre an der Berufsfachschule für Steinmetzen und -bildhauer bzw. der Meisterschule für Handwerker Kaiserslautern. Dort erwarb Stefanie

Fuchs breit gefächerte Kenntnisse mit besonderem Schwerpunkt in historischen Arbeitsmethoden, aber auch im Modellieren, Zeichnen und Entwerfen. Ein Praktikum in der Werkstatt der Dombauhütte Köln schärfte den Blick auf die Leistungen früherer Generationen und nötigte Respekt ab nach dem Motto: „Man sieht auch einen Mauerquader anders, wenn man weiß, wieviel Arbeit dahintersteckt.“ Stefanie Fuchs vertiefte ihre Kenntnisse und Fähigkeiten anschließend in der Mitarbeit an der Münsterbauhütte Ulm bei der Arbeit an Bodenplatten. Neben der Ausbildung in einer vom Sandstein geprägten Gegend ermöglichte ein mehrmonatiger Aufenthalt in Marbrerie in der französischen Schweiz auch die Arbeit mit Kalkstein. Ihre Spuren als Steinmetzin hinterließ Stefanie Fuchs an der Dresdner Frauenkirche, am Ulmer Münster und am Kölner Dom, in Villingen und im Wallis.

Ein glücklicher Zufall führte 2002/03 zur Aufnahme des Studiums der Europäischen Kunstgeschichte, Klassischer Archäologie und Jüdischer Studien in Heidelberg. Daraus ergab sich bei Prof. Untermann eine teils bis heute anhaltende Mitarbeit in diversen Projekten in Zusammenarbeit mit den jeweils zuständigen Landesämtern für Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Rheinland-Pfalz und Hessen. Forschungsgegenstand ihrer besonderen Leidenschaft für Bauforschung waren u. a. in Zeitstellung, Lokalität und Größe so unterschiedliche Baudenkmäler wie die Klosterkirche Maulbronn, der romanische Turm in Stetten (Donnersbergkreis), das Mainzer Schloss bis hin zur Mainzer Zitadelle, über die Stefanie Fuchs auch ihre Masterarbeit verfasste. Im archäologischen Bereich hat Stefanie Fuchs bei Grabungen an der Klausuranlage in Hornbach und dem Kloster Lorsch mitgewirkt. Darüber hinaus arbeitete sie in der Diathek des Instituts und dem Planarchiv des Bischöflichen Bauamtes Heidelberg mit und lernte dort den Umgang mit gut organisierten Datenbanken schätzen. Ein Volontariat bei der kirchlichen Denkmalpflege des Bistums Mainz schloss sich 2015/16 an und ermöglichte die Mitarbeit an einem Führer zu katholischen Glaubensorten in Rheinhessen.

Der Judaistik blieb Stefanie Fuchs stets verbunden, u. a. durch die Inventarisierung von Grabsteinen des

Wormser Friedhofs sowie von Spolien aus dem Schutt der Wormser Synagoge, über die sie auch publizierte, und nicht zuletzt durch die Beteiligung an Vorarbeiten zum UNESCO-Welterbe-Antrag der SchUM-Städte Speyer, Worms und Mainz. Derzeit noch in Arbeit befindet sich ihre Dissertation zu mittelalterlichen Mikwen, in deren Mittelpunkt ein kunst-



Stefanie Fuchs (Foto: Tim Magin)

historischer und bautechnischer Vergleich der monumentalen Schachtmikwen von Friedberg und Andernach steht. Weitere Forschungsinteressen sind historische Steinbearbeitung, Steinmetzzeichen, historische Handwerkstechniken im Allgemeinen sowie mittelalterliche Bautechnik. Stefanie Fuchs sieht sich in Anbetracht ihrer zahlreichen gesammelten Erfahrungen und Kooperationen in den unterschiedlichsten Fachrichtungen und allen der Denkmalpflege eigenen oder nahe verwandten Disziplinen selbst als „Universaldilettantin“ im besten und ursprünglichen Sinne des Wortes.

Die neue Tätigkeit im Bauarchiv reizt Stefanie Fuchs wegen der engen Vernetzung von Handwerk, Planer- und Bauherrenseite und nicht zuletzt der amtlichen Denkmalpflege, die hier Programm ist. Sie ist ein großer Fan des Miteinandersprechens, des fachlichen Austausches und folgt dabei stets der Maxime:

„Bei manchen Dingen sollte man lieber gleich einen Fachmann fragen“. Erste Eindrücke dieses teils leidenschaftlich geführten Diskurses konnte sie bei der Tagung des Bauarchivs „Historische Blecheindeckungen – Perspektiven für Reparatur und Erhaltung“ gewinnen, die sie mit organisierte. Frau Fuchs freut sich darauf, in ihrer neuen Tätigkeit ihre bisherigen Erfahrungen einbringen zu können und gleichzeitig sehr viel Neues zu lernen – etwa über moderne Baustoffe. Trotzdem ist es ihr genauso wichtig, in Sachen Stein wieder „back to the roots“ zu kommen, was ihr in der mineralischen Werkstatt, in der es neben Putz und Mörtel nicht zuletzt um den Erhalt von historischem Mauerwerk geht, sicher gelingen wird. Die Aussicht auf eine eigene Werkstatt (!) zog die Handwerkerin Stefanie Fuchs nach Thierhaupten. Der Herausforderung, den eigenen Arbeitsbereich aktiv zu gestalten und zu einem guten Teil auch neu zu erfinden, stellt sie sich mit Enthusiasmus, denn wie sie sagt: „Ein reiner Schreibtischjob wäre mir zu wenig“. Wie gut, dass die Tätigkeit im Bauarchiv eine Kombination aus Ortsterminen, Kursen, Denkmalvermittlung, der Begegnung mit immer neuen Menschen und Denkmälern und ihren individuellen Fragestellungen ist. Nicht zuletzt freut sich Stefanie Fuchs darauf, Bayern kennenzulernen, das für sie bisher eher terra incognita war, was sich jedoch gerade in Windeseile ändert.

Julia Ludwar

Zum Tod von Sigulf Guggenmos (1941–2018)

Am 26. September 2018 ist Sigulf Guggenmos aus Dösingen im Alter von 77 Jahren verstorben. Die bayerische Denkmalpflege verliert mit dem Dösinger Universalgenie einen ihrer engagiertesten und verdientesten ehrenamtlichen Helfer und Unterstützer.

Mit großer Leidenschaft hat sich Sigulf Guggenmos für die Archäologie im

genmos beschränkte sich allerdings nicht auf diese Zeitstellung, sondern reichte weit darüber hinaus. Mit der Entdeckung des spätkeltischen und römischen Brandopferplatzes am Forggensee sowie im Folgenden etlicher weiterer entsprechender Fundstellen lieferte er eine wesentliche Grundlage für hochrangige Forschungsarbeiten. Die überaus genaue Dokumen-

Damit endete sein Engagement allerdings keineswegs. Vor Ort setzte Sigulf Guggenmos sich für die Vermittlung der gewonnenen archäologischen Kenntnisse ein, im persönlichen Gespräch genauso wie beispielsweise durch eigene Pressebeiträge. Auf diese Weise war er stets ein geschätzter und kompetenter Diskussions- und Ansprechpartner für Facharchäologen und Denkmalpfleger, ehrenamtlich Engagierte und Heimatpfleger. Einige junge Kolleginnen und Kollegen schlugen dank seinem Vorbild und seiner Anleitung den Weg in die archäologische Wissenschaft ein. Sein technisches und handwerkliches Geschick versetzte ihn darüber hinaus in die Lage, die Herstellungsweise archäologischer Fundobjekte in Versuchen selbst nachzuvollziehen und Zusammenhänge dadurch erklärbar zu machen.

Eines seiner letzten Projekte konnte Sigulf Guggenmos nicht mehr vollständig zum Abschluss bringen. Die Ausstellung einer urnenfelderzeitlichen Graburne mit Beigefäßen inklusive einer Beschreibung des Fundzusammenhangs im Eingangsbereich der Verwaltungsgemeinschaft Westendorf, die er initiierte und vor Ort organisierte, stand kurz vor der Fertigstellung. Anhand dieses vergleichsweise kleinen Projekts lassen sich schlaglichtartig die bemerkenswerten Fähigkeiten des Verstorbenen aufzeigen. Das Grab war seinerzeit von Guggenmos selbst bei Straßenbauarbeiten entdeckt und im Anschluss zusammen mit dem Landesamt und dem Archäologischen Arbeitskreis für das Allgäu ausgegraben worden. Aufgrund des Fundes konnte im angrenzenden Neubaugebiet in einer bauvorgreifenden archäologischen Ausgrabung ein wohl zugehöriger Siedlungsplatz mit drei rekonstruierbaren Hausgrundrissen dokumentiert werden. Sigulf Guggenmos informierte die Westendorfer Anwohner mit einem Zeitungsbericht und sorgte anschließend dafür, dass Objekte und Befunde nicht in Vergessenheit gerieten, sondern restauriert und auf einer Tafel beschrieben wurden. Zur Aufstellung organisierte er einen Standort im Eingangsbereich der Verwaltungsgemeinschaft, wo der rege Publikumsverkehr das gemeindeeigene Fundstück zukünftig bewundern kann.



Sigulf Guggenmos (Foto: Peter Pfister)

Allgäu eingesetzt. Dabei arbeitete er immer mit der Denkmalpflege zusammen und lieferte viele wesentliche Hinweise. Durch seine langjährigen Flurbeggehungen, die in exakten Fundmeldungen mündeten, wurden zahlreiche archäologische Fundstellen entdeckt und eine breite Wissensbasis für die Erforschung der Region geschaffen. Sein Augenmerk galt insbesondere den frühen steinzeitlichen Perioden im Allgäu. Viele bedeutende Fundstellen vor allem des Mesolithikums gehen auf das Konto dieses Entdeckers. Seine jahrzehntelangen Aufsammlungen am und im Forggensee mündeten aufgrund von Fundmenge und Qualität der Beobachtungen in einer wissenschaftlichen Auswertung und Publikation. Das Interesse von Sigulf Guggenmos

seiner Begehungen sowie seine Detailbeobachtungen und Einschätzungen stellten jeweils einen wichtigen Bestandteil der Auswertung dar.

Neben Feld- und Geländebegehungen hatte er ein stets wachsames Auge auf bekannte archäologische Fundstellen und laufende Bauvorhaben. Dank seiner Aufmerksamkeit konnte er verschiedentlich Befunde in Bereichen dokumentieren und melden, wo zunächst keine Bodendenkmäler bekannt waren, sodass im Anschluss häufig weitere Befunde fachgerecht ausgegraben werden konnten. Hierbei leistete der Verstorbene oft auch Hilfestellung und unterstützte zusammen mit dem Archäologischen Arbeitskreis für das Allgäu das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege bei Notgrabungen.

Um einen passenden Rahmen zu schaffen, brachte Guggenmos sich auch ganz praktisch ein und plante und verbesserte die eigens gebaute Vitrine. Das Sachgebiet Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege wird zusammen mit ehrenamtlichen Archäologie-Kollegen dieses Projekt im Gedenken abschließen.

Die Verfasserin hatte während ihrer Tätigkeit im Landesamt leider nur einen allzu kurzen Einblick in die Arbeit von Sigulf Guggenmos. Der vorliegende Nachruf kann daher keinesfalls alle Facetten seines lebenslangen Engagements abdecken. Verf. lernte den Verstorbenen als extrem kompetenten und einfallstrei-

chen, dabei aber ruhig und bescheiden agierenden, sympathischen Menschen kennen, der mehreren Generationen von Archäologinnen und Archäologen sowie Ehrenamtlichen und Heimatpflegern zukünftig fehlen wird.

Sabine Mayer

Zum Tod von Anton Hochleitner (1927–2018)

Die Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V. trauert um ihren Gründungsvorsitzenden Anton Hochleitner. Am 25. Dezember 2018 verstarb er 91-jährig in München.

Hochleitner wurde am 5. Dezember 1927 im niederbayerischen Oberreit geboren. Nach dem Besuch der Volksschule Pleinting 1934–1940 und der Aufbauschule in Straubing 1940–1943 beschloss Hochleitner, Lehrer zu werden. Dazu ging er 1943 an die Lehrerbildungsanstalt München-Pasing. Im Herbst 1944 unterbrach der Krieg seine Ausbildung. Nach kurzem Kriegsdienst und amerikanischer Gefangenschaft setzte der junge Hochleitner seine Ausbildung an der Lehrerbildungsanstalt Straubing von 1946 bis 1950 fort, wo er die erste und zweite Lehramtsprüfung absolvierte. Nach mehreren kurzzeitigen Tätigkeiten an verschiedenen Orten in Niederbayern wurde Hochleitner 1953 als Lehrer nach Passau versetzt, wo er an der Altstadtsschule, der Haidenhofer Schule und der Volksschule Auerbach tätig wurde. Hochleitner wurde 1957 Landesvorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Bayerischer Junglehrer und 1959 Schriftleiter der Monatszeitschrift „Der Junglehrer“. Durch die Arbeit im Bayerischen Lehrerverein auf verschiedenen Ebenen in Kreis, Regierungsbezirk und Land wurde sein politisches Engagement geweckt. 1955 trat er in die SPD ein. Als Stadtratmitglied in Passau war Hochleitner von 1960 bis 1990 aktiv. Von 1962 bis 1982 war er ein über seine Partei hinaus angesehenes Mitglied des Bayerischen Landtags, wo er sich kulturpolitisch betätigte. Von 1966 bis 1978 stand er als stellvertretender bzw. erster Vorsitzender dem Ausschuss für kulturpolitische Fragen

vor. Als geradezu legendär gilt sein persönlicher Einsatz bei der Gründung der Universität Passau, was sie ihm mit der Verleihung der universitären Ehrenbürgerwürde dankte.



Anton Hochleitner (Foto: privat)

Bei der von Rainer Christlein angeregten Gründungsversammlung der Gesellschaft für Archäologie in Bayern am 31. Oktober 1981 in Freising wurde Hochleitner als kulturell engagierter Politiker und ehrenamtlich in der Landesarchäologie tätiger Mitarbeiter zum Vorsitzenden gewählt. Er brachte sich in der Aufbauphase des Vereins bestens und nachhaltig ein. Hochleitner war ein sehr engagierter Mitarbeiter der 1973 neu gegründeten Außenstelle des BLfD in Landshut. Ihm werden viele archäologische Fundmeldungen zu allen Epochen aus den Landkreisen Dingolfing-Landau, Deggendorf und vor allem Passau verdankt.

Nach dem Tod von Rainer Christlein verstand es Hochleitner, die junge Ge-

sellschaft mit Besonnenheit zu erhalten. In der Zusammenarbeit im Vorstand, besonders mit dem Schatzmeister Werner Hübner und dem Abteilungsleiter der Bodendenkmalpflege des BLfD Erwin Keller als Schriftführer, war eine Konsolidierung möglich. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Archäologie in Bayern von 1981 bis 1985 hat Hochleitner sich große und bleibende Verdienste erworben. 1985 übernahm er die Leitung des Schulamtes im Landkreis Passau und widmete sich verstärkt ehrenamtlich sozialen Belangen, besonders bei der Arbeiterwohlfahrt.

Für sein breites Engagement ist Anton Hochleitner vielfach geehrt worden. Er wurde Träger des Bundesverdienstkreuzes am Bande und des Bayerischen Verdienstordens, der Bayerischen Verfassungsmedaille in Silber und Gold sowie der Bayerischen Staatsmedaille für soziale Verdienste. Die Stadt Passau zeichnete ihn 1982 mit der Verleihung des Ehrenrings und 1990 mit der Ehrenbürgerwürde aus.

Bernd Päßgen

Archäologie auf Medaillen, Plaketten und Abzeichen

Wenn man sich an geprägtem Metall erfreut – seien es Münzen, seien es Medaillen –, so lässt dieses umfangreiche Buch mit seinem nahezu vollständigen Überblick über Themen zur Archäologie das Herz eines forschenden oder sammelnden Liebhabers dieser Kunst höher schlagen!

Münzen geben uns Einblick in die Geldgeschichte und den Handel von mehr als zweieinhalb Jahrtausenden, liefern uns aber auch, vor allem aus der Antike, konkrete zeitgenössische Hinweise zu historischen Ereignissen und Personen. Demgegenüber sind Medaillen Teil einer Erinnerungskultur an Forschungsergebnisse, an künstlerische oder architektonische Schöpfungen, an bekannte Persönlichkeiten der Wissenschaft, Kunst und Politik. Verbindend zwischen beiden stehen schließlich noch Gedenkmünzen, also Zahlungsmittel, die Themen der Erinnerungskultur von Medaillen aufgreifen und die inflationär von der Bundesrepublik und anderen Ländern ausgegeben werden. Hier sei nur an die 5-DM-Münze von 1979 zum 150-jährigen Bestehen des Deutschen Archäologischen Instituts (DAI) erinnert.

Michael Hoppe hat für sein Buch ein ganz eigenes, persönliches Thema gewählt. Die präzise Beschreibung der Medaillen lässt den Archäologen erkennen, die Liebe zum Detail verrät den Medaillensammler.

Entwicklung und Themen der Medaillenkunst

In Kapitel 1 dieses reich bebilderten Buches beschreibt der Autor einleitend die Entwicklung der Medaillenkunst, beginnend im Italien des 17. Jahrhunderts (z. B. Nr. 710 und 770) bis zu den weltweiten Prägungen der Gegenwart. Hoppe geht hier nicht nur auf die zeitliche Abfolge ein, sondern er behandelt auch die Me-

dailleure, die Entwicklung der Medaillenkunst in den einzelnen Ländern und der Abbildungen der verschiedenen archäologischen Themen.

In Kapitel 2 werden nun in sieben Abschnitten die einzelnen Themen der meist aus Bronze, Silber, Kupfer und der Gelbguss-Legierungen Messing und Tombak geprägten oder gegossenen Medaillen behandelt. Besonders schön wie hier der Autor auf zeittypische Darstellungen, wie derjenigen auf der Medaille von Frédéric-Charles Victor de Vernon (Nr. 3) eingeht,



wenn er schreibt: „Die Muse der Wissenschaft hebt den Schleier einer die Personifikation der Archaeologia darstellenden Statue, im Umfeld einer antiken Landschaft und eines Ausgrabungsgeländes“, oder wenn er etwa auf den propagandistischen Hintergrund der Daker-Medaille (Nr. 12) verweist.

Der zweite Abschnitt dieses Kapitels behandelt Personen aller archäologischen Fachrichtungen, die vorwiegend von Museen oder Gesellschaften zu deren

Ehren ausgegeben wurden, darunter aus Deutschland die beachtliche Anzahl von 81 Wissenschaftlern. So finden sich dort große Namen, wie Theodor Mommsen, Heinrich Schliemann, Rudolf Virchow und Johann Joachim Winckelmann mit zusammen alleine 36 Medaillen! Auch Archäologen und Numismatiker, die in Bayern gearbeitet haben, sind hier vertreten: Hugo Obermaier (Nr. 232), Paul Reinecke (Nr. 249), Hans-Jörg Kellner (Nr. 168), Rainer Christlein (Nr. 85), Bernhard Overbeck (Nr. 235) und es freute mich dann besonders, dabei eine Medaille von meinem befreundeten Kollegen Michael Hoppe (Nr. 158) zu finden, die vom Mitarbeiter des BLfD Helmut Voß gestaltet wurde!

Die Porträts zeigen die Persönlichkeiten zumeist im Profil. Der Autor beschreibt die verschiedenen Stilelemente, die typisch für den jeweiligen Zeitgeist dieser Darstellungen sind. Er zeigt, dass Personen-Medaillen, vor allem des 20. Jahrhunderts, vielfach in Verbindung mit archäologischen Fundstellen oder Funden stehen, die auf einen direkten Zusammenhang mit dem jeweiligen speziellen archäologischen Berufsleben der Gewürdigten hinweisen oder deren Bedeutung oft durch allegorische Darstellungen hervorgehoben ist. Dazu gehören so schöne, eindrucksvolle Stücke wie die Maske des Agamemnon (Nr. 265), wie diejenige mit dem wuchtigen Felsabbriss von Solutré (Nr. 41) oder der Freilegung eines Gefäßes (Nr. 96), auf dem die bergenden Hände das Fundstück geradezu sorgsam und liebevoll umschließen. Neben den Medaillen mit abgebildeten Funden unterschiedlichster Provenienz und Zeitstellung sind diejenigen mit allegorischen Darstellungen besonders reizvoll, wenn sie auf Weisheit und Erleuchtung oder, vielleicht mehr noch, auf das Suchen nach Wahrheit hindeuten sollen, wie das die Medaille mit einem nachdenklichen Greis (Nr. 59) uns wohl zeigen will. Die

Medaille von Altamira (Nr. 261) zeigt auf ihrem Revers verschwommen den berühmten kauernenden Wisent, als wollte der Künstler unser Unwissen über die Bedeutung dieser Malerei zum Ausdruck bringen. Schließlich sei noch auf die Medaille mit einer kauernenden Muse (Nr. 63) hingewiesen, die einen fossilen Schädel fragend betrachtet, was einen unwillkürlich an den grübelnden Hamlet erinnert.

Unter dem Stichwort „Stätten, Ausgrabungen, Funde und Denkmäler“ hat der Autor 323 Medaillen, zumeist aus der Zeit nach der Mitte des 20. Jahrhunderts, zusammengetragen. Dabei hat er auch solche mit erfasst, die lediglich als hintergründiger Zierrat für die auf dem Avers abgebildeten Personen dienten, wie z. B. das Theater von Epidauros auf der Rückseite einer Medaille für Maria Callas (Nr. 424). Mehrere von Päpsten herausgegebene Medaillen, darunter die älteste bekannte von 1590 (Nr. 580), widmen sich zumeist römischen Denkmälern, so die Restaurierung des Konstantinsbogens von 1733 (Nr. 576) oder drei zeittypische Darstellungen des Pantheons aus drei Jahrhunderten (Nr. 581–583). Hinzu treten im 20. Jahrhundert eine Reihe einseitig geprägter Plaketten mit antiken griechischen Motiven wie der Venus von Milo (Nr. 653) und des Wagenlenkers von Delphi (Nr. 415) oder berühmter Ausgrabungsstätten wie jene von Lascaux (Nr. 462), Ur (Nr. 650), Knossos (Nr. 456), Stonehenge (Nr. 616), Biskupin (Nr. 394), Masada (Nr. 481–482), Pompeji (Nr. 542) und des römischen Köln (Nr. 457–458).

In knapper und doch überzeugender Weise würdigt Hoppe die Entwürfe einiger bedeutender Künstler, deren ausdrucksvolle Arbeiten weit über bloße Darstellungen eines Denkmals hinausgehen: beispielsweise Thérèse Dufresne mit ihren Medaillen zu Chichen Itza, Petra und Ur (Nr. 410, 536 und 650) oder Jean-Jacques Dournon mit der Medaille von Carnac (Nr. 403) und Ron Dutton mit den Medaillen von Stonehenge und Uffington (Nr. 617 und 649). Diesen eindrucksvollen Darstellungen könnte man noch einige Charakterporträts hinzufügen wie etwa diejenigen für Alphonse Defrasse von Marcel Brun (Nr. 101), für Adolf Furtwängler von Theodor Georgii (Nr. 134) oder für Józef Mikulski von Marian Gardzinski (Nr. 210).

Die folgenden drei Abschnitte befassen sich mit 143 Medaillen, die zu Mu-

seumsgründungen, bzw. deren Gründungsjubiläen und Ausstellungen, sowie 33 zu Gründungen von Instituten und Akademien ausgegeben wurden. Hinzu kommen ferner 71 Prägungen anlässlich archäologischer Kongresse, Tagungen und Symposien und schließlich 111 Medaillen von Gesellschaften und Vereinen.

Von den Medaillen zu Museumsgründungen wurden die ersten bereits 1688 vom Museum Cimbricum in Kiel (Nr. 710) und alleine vier vom Kapitolinischen Museum in Rom zwischen 1648 und 1834 ausgegeben (Nr. 770–773). Während insgesamt nur 17 Stücke vom 17. bis zum 19. Jahrhundert geprägt wurden, erschienen geradezu inflationär über Dreiviertel der Medaillen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Europa. Hier sei nur auf die eindrucksvollen Bronzemedailles der Museumsinsel in Berlin von Wilfried Fitzenreiter (Nr. 681, 684 und 687) und diejenige von Janine Boyer für das Musée des Thermes in Paris (Nr. 765) hingewiesen. Im Gegensatz zu diesen eher in einem traditionellen Stil entworfenen Medaillen steht die gelungene moderne Schöpfung für das Antikemuseum in Berlin-Charlottenburg von Joachim Schmettau (Nr. 680). Von der stattlichen Zahl all dieser Prägungen wurden nur ganze elf Stücke in Ländern des amerikanischen Kontinents ausgegeben und kein einziges in einem Land Afrikas oder Asiens! Bei den Darstellungen der Denkmäler und Funde auf diesen Medaillen handelt es sich vorwiegend um solche aus Ägypten, dem Nahen Osten und besonders aus der griechischen-römischen Antike. Lediglich fünf Medaillen mit Abbildungen vorgeschichtlicher Funde erfreuen einen Prähistoriker: die frühneolithische Sitzstatue (der Denker) von Cernavoda (Nr. 693) aus Bukarest, die Medaille aus Posen mit bronzezeitlichen Funden (Nr. 768), diejenige aus Koszalin mit einer spätbronzezeitlichen Gesichtsurne (Nr. 819), die Medaille aus Châtillon sur Seine mit dem berühmten Krater aus dem Fürstengrab von Vix (Nr. 695) sowie die in Saarbrücken geprägte Medaille zu dem gleichermaßen berühmten Fürstengrab von Rheinheim (Nr. 777).

Die relativ kleine Anzahl von nur 33 Medaillen zu Gründungen von Instituten und Akademien stammen wieder fast alle aus europäischen Ländern. Die einzige deutsche Medaille wurde 1929 zum 100-jährigen Bestehen des DAI geprägt.

Sie zeigt auf ihrem Avers das Porträt von Johann Joachim Winckelmann (1717–1768) und auf dem Revers das Signet des DAI, welches dann wieder, wie bereits erwähnt, 1979 auf der 5-DM-Münze der Bundesrepublik Deutschland zu sehen ist.

Medaillen – eine Form europäischer Erinnerungskultur

In Kapitel 4 zeigt Hoppe auf vier Grafiken die Verteilung der Medaillen auf einzelne Länder, deren zeitliche Entwicklung und diejenige auf Stätten und Funde sowie auf Museen, Institute und Vereine. Die Grafiken 2 bis 4 zeigen noch einmal die deutliche Tendenz der Zunahme an Prägungen vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Besonders aufschlussreich ist jedoch die Grafik 1. Hier wird wieder deutlich, wie wenige Medaillen außerhalb Europas ausgegeben wurden! Frankreich, Deutschland, Italien und Großbritannien führen die Liste an. Vom amerikanischen Kontinent sind die USA ein wenig stärker, hingegen Chile und Mexiko kaum vertreten. Von den Staaten Asiens hat keiner außer Armenien, Israel und der Türkei Medaillen geprägt! Nahezu alle Medaillen mit Themen aus der Archäologie des Nahen Ostens, Ägyptens sowie Ost- und Südasiens wurden von Europäern, vorwiegend von Franzosen entworfen, wie z. B. diejenige von Bamiyan, Xiang, Mohenjo Daro oder Bayonne (Nr. 388, 466, 495 und 865b). Allein Israel macht hiervon mit mehreren eigenen Entwürfen eine Ausnahme, wie z. B. den Medaillen von Masada und Megiddo (Nr. 481–483).

Diese doch sehr „einseitige Medaille“ einer überdeutlichen Konzentration auf europäische Künstler und Prägeländer ist ein Spiegel europäischer Erinnerungskultur, wie sie in dieser Form im Nahen Osten, in Indien oder im Fernen Osten unbekannt war. Die Wurzeln solcher Erinnerungskultur gehen bekanntlich auf die Renaissance zurück, als man sich der Antike als Teil der eigenen Kultur erinnerte und nun erstmalig begann, Medaillen mit antiken Motiven zu prägen. Demgegenüber sahen sich die Kolonialmächte in Amerika und Afrika aber nicht als Erben der dortigen Kulturen. Ähnlich verhielt es sich mit den islamischen Ländern, die sich in der vorkolonialen Zeit auch nicht als Erben ihrer eigenen vorislamischen Hochkulturen sahen.

1026 Medaillen beschrieben und abgebildet

Mit 224 Seiten folgt das längste Kapitel des Buches, in dem Hoppe dem Leser die auf den folgenden Tafeln abgebildeten 1026 Medaillen vorstellt. Alle Stücke werden in vorbildlicher Weise genau beschrieben, soweit wie möglich der Künstler, das Prägedatum, der Prägeort und das Material genannt. Die meisten hatte man mit über 50 % aus Bronze, 16 % aus Silber, 8 % aus Kupfer und 6 % aus Gelbguss-Legierungen hergestellt. Hinzu kommen einige aus Gold, Zinn und Eisen, sowie wenige Exemplare aus Keramik, Porzellan, Aluminium und ein Einzelstück aus Kristallglas. Bei den Ortsnamen hätte ich mir gewünscht, dass diese entweder alle einheitlich in der Landessprache (wie z. B. Poznan, Gdansk oder Warszawa, dann aber auch Roma, Milano und Moskwa), oder aber in Deutsch (wie z. B. Rom, Mailand oder Moskau, dann aber auch Posen, Danzig und Warschau) geschrieben worden wären. Am Ende der Beschreibung

stehen die Literatur und der Bildnachweis. Der Katalog ist nach den einzelnen Hauptthemen unterteilt, wobei die Abschnitte „Personen“ und „Stätten, Ausgrabungen und Funde“ mit 311 bzw. 323 Stücken die mit Abstand meisten Medaillen enthalten.

Ganz besondere Erwähnung verdienen die im Anschluss an die Beschreibung der einzelnen Medaillen stehenden lesenswerten Texte zu den einzelnen gewürdigten Personen, den Stätten oder Institutionen. Hier ist der Autor weit über einen gewöhnlichen Katalogtext hinausgegangen. In knapper, aber dennoch eindrucksvoll detaillierter Weise geht er auf das Werden und Wirken der Personen, die Geschichte archäologischer Fundstellen oder von Museen und Sammlungen ein.

Im Anschluss an diesen umfangreichen Katalog folgen Verzeichnisse zu den Medailleuren, den Prägeorten, den gewürdigten Personen sowie den Namen der archäologischen Orte, die auf den Medaillen genannt werden.

Am Ende des Textteils steht die vierseitige Literaturliste. Schließlich folgen

auf 182 Seiten die vorzüglichen Abbildungen der Medaillen. Schaut man sich diese umfangreiche Zusammenstellung an, so stehen hier schlichte, zum Teil überladene Darstellungen, oder auch solche, bei denen man Mühe hat, das Sujet zu erkennen, neben künstlerischen Meisterwerken, die ihre Perioden zeittypisch widerspiegeln; da gibt es Ansichten von Denkmälern, die man gleich noch einmal besuchen möchte; da gibt es Abbildungen von Archäologen, denen die Wissenschaft so viel zu verdanken hat – als prähistorischer Archäologe denke man nur an Paul Reinecke.

Mit diesem gelungenen, lehrreichen Buch hat Michael Hoppe gleichermaßen Archäologen, Museen und Medaillensammlern ein Geschenk gemacht. Die gute Qualität der Gestaltung, des Satzes und der Abbildungen des Buches ist dem Verlag Dr. Faustus zu verdanken.

Björn-Uwe Abels

Bezugsmöglichkeit siehe S. 119

Raue Zeiten – Raffiniertes Eisen

Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 59, 2018

Der 59. Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege schlägt einen weiten zeitlichen und thematischen Bogen: Von Feinheiten und Grobheiten, von Handschriften und Hammerschlägen, von Hornamboss und Wolfszange, von Hasenhütten und Lustflotten, von Vergnüglichen und Betrübllichem wird berichtet.

Eingangs findet sich das Schriftenverzeichnis von Robert Koch, dem früheren Mitarbeiter beim BLfD, der im Juni 2018 verstorben ist und ein umfassendes Werk an Fachliteratur hinterlässt. Das BLfD würdigt seinen Einsatz für die Bodendenkmalpflege.

Der erste Aufsatz (Thorsten Uthmeier, Eberhard Hetzel und Kurt Heißig) greift weit zurück ins späte Mittelpaläolithikum und untersucht anhand von Funden aus der Kirchberghöhle im Nördlinger Ries die Frage, ob sich dort auch Neandertaler aufgehalten haben. Eine Vielfalt an Faunenresten könnte ihre Jagdbeute gewesen

sein. Es sind die Jerzmanovice-Spitzen, spezielle Steinartefakte, die den Hinweis auf Neandertaler geben, wobei wir nicht wissen, wie vertraut oder exotisch diese ihren Zeitgenossen der Spezies „moderner Mensch“ damals vorkamen.

Über neue Forschungen am Bullenheimer Berg berichten Markus Schußmann und Christoph Herbig. An der Südspitze des Plateaus fanden einige gezielte Sondagen, sozusagen „minimal-invasive Eingriffe“ statt an Stellen, wo zuvor mit dem Magnetometer prospektiert worden war. Akribische Beobachtungen konnten klären, wo Scherbenpflaster oder Steinansammlungen lagen, um Details der Randbefestigung und der Innenbebauung der urnenfelderzeitlichen Siedlung besser zu verstehen. Etliche Pflanzenreste belegen Getreide, Hülsenfrüchte und Ölpflanzen nebst Wildpflanzen.

Ein großer zeitlicher Sprung führt in die römische Kaiserzeit. Matthias

Klein und Gabriele Wesch-Klein trugen 128 römische Kleininschriften von vier mittelfränkischen Kastellplätzen/-vici zusammen, wobei es sich meist um Graffiti handelt. Alle wurden gelesen und interpretiert und sind fotografisch vorgelegt. Insgesamt zeugen die Inschriften von einer keltisch-römischen Kulturprägung der ansässigen Bevölkerung im 2./3. Jahrhundert. Beschriftet, meist mit Personennamen, wurden in erster Linie Terra-sigillata-Gefäße. Es gab in den Contubernien und Haushalten offenbar das Bedürfnis, Eigentum zu kennzeichnen; dabei war man bemüht, die Keramik nicht durch die Einritzung zu verunstalten.

Ein besonders schönes Exemplar römischer Keramik, einen Jagdbecher aus Obernburg a. Main, stellt Susanne Buchta-Hohm vor. In Barbotinetechnik sind Hund, Hase, Hirsch und Hirschkuh dargestellt. Der engobierte Becher aus dem 2. Jahrhundert stammt aus einer Kölner Werkstatt.

Eine intensive Studie widmet Fabian Gall dem spätmerowingischen Gräberfeld von Oberbaar, wozu Barbara Teßmann

eine anthropologische Untersuchung beisteuert. Zu den 42 seit längerem bekannten Bestattungen kamen wegen Baumaßnahmen im Jahr 2015 noch einmal 100 Gräber dazu, die das Gesamtbild beträchtlich erweitern und verändern. Darunter sind einige Bestattungen mit großen Kreisgräben. Weniger die Grabinventare stehen im Mittelpunkt, sondern die aufgefundenen Gebeine. Gall schließt auf raue Zeiten, da einschlägige Hiebverletzungen vorliegen – wobei der Mann aus Grab 118 mit tödlicher Schädelverletzung seinerseits sich durch Muskelmarken als Speerwerfer oder Schwertkämpfer verrät. Vorrangig wurden auch epigenetische Merkmale an den Skeletten untersucht, um Verwandtschaftsbeziehungen herauszufinden. – Ein Katalog von Verletzungstraumata (Merowingerzeit, Süddeutschland) ist dem Aufsatz angefügt.

Einem Baubefund in Uffenheim widmet sich Marcus Beck. Im dortigen Schloss hatte der Heimat- und Museumsverein bei Ausgrabungen im Keller Mauerbefunde dokumentiert, die einer professionellen Interpretation bedurften. Beck rekonstruiert daraus einen Sakralbau mit halbrunder, eingezogener Apsis und datiert ihn ins 11. Jahrhundert. Spätere Bauphasen folgten, doch im 15. Jahrhundert wurde die Kirche weitgehend abgetragen und verschwand im Schlossgebäude.

An die Forschungen von Robert Koch in Oberwittelsbach knüpft Christian Later an, der sich den Grundriss der Wittelsbacher Burg genauer anschaut. Aus den wenigen konkreten Grabungsbefunden der Innenbebauung fielen Mauerreste auf, die sich angesichts der abgewinkelten Fundamente zu einem Achteck ergänzen lassen. Kirche oder Profanbau? Later zieht alle möglichen Vergleichsbeispiele heran und hält es für am plausibelsten, einen oktogonalen Wohnturm aus dem 11. Jahrhundert zu rekonstruieren, der aber das Ende der Burg 1208 schon nicht mehr erlebte.

In einem zweiten Aufsatz beschäftigt sich Christian Later mit kurfürstlichem Freizeitvergnügen im 17. Jahrhundert. Anlass war die Entdeckung einer im Relief kaum mehr wahrnehmbaren ehemaligen Schanze bei Schloss Oberschleißheim, die damals innerhalb eines Weiher lag. Hinreichend vorhandene Quellen ermöglichen es, dem Sinn und Zweck der Anlage nachzugehen. Wir erfahren von Karpfen und Bibern und vom Weiherhü-

ter, dem 1694 der Lohn gekürzt wurde, als es mit den Karpfen nicht mehr weiter war. Wir erfahren von höfischer Jagd, Schießübungen und Prinzerziehung, Hasenhütten und Lustflotten, Miniaturfestungen und Reitbahnen. Wir lernen am Beispiel der kleinen Schanze, wie sich höfische Unterhaltung und politisches Statement verbanden.

„Schmieden für Karl den Großen“ war der Titel einer Tagung am 22. März 2018 in Theuern. Sechs der dort gehaltenen Vorträge sind schriftlich festgehalten.

Der frühmittelalterlichen Eisengewinnung widmet sich Bernd Päßgen, der in das Thema der Tagung einführte. Er beginnt mit einem Überblick zur Mon-



tanarchäologie in Bayern. Im Frühmittelalter zeichnen sich Schwerpunkte der Eisenerzgewinnung um Bad Griesbach i. Rottal und weiträumig um Augsburg ab. Eindrucksvoll ist seine Aufzählung von Bedarf an Eisen für militärische Zwecke, Lebensführung, Handwerk und den Agrarbereich.

Martin Straßburger berichtet exemplarisch über seine Beobachtungen zur Montanarchäologie anlässlich einer Trassengrabung in der Oberpfalz. Es handelt sich um die Gegend um Hemau im Lkr. Regensburg, den sog. Tangrintel, wo auf der relativ schmalen Pipelinetrasse mehrere einschlägige Fundstellen entdeckt wurden. In einem Bergbauschacht lag sogar noch eine hölzerne Haspelwelle von der Fördervorrichtung.

Mathias Hensch betreut seit Jahren Ausgrabungen in der Oberpfalz, die Befunde zum Montanwesen erbracht haben. Er kann mit etlichen, gut darstellbaren Ergebnissen aufwarten, die er auch in den Zusammenhang mit den schriftlichen Quellen stellt. Amberg, Sulzbach-Rosenberg, Kümmersbruck, der Frohnberg bei Hahnbach – eine große Dichte an Fundstellen belegt, wie das Montanwesen im Mittelalter die mittlere Oberpfalz in vieler Hinsicht geprägt hat.

Eine Fundstelle in Aichach-Sulzbach, unweit der Burg Wittelsbach und unweit des Abbaureviere „Grubet“ gelegen, stellt Florian Wieser vor. Kaum zehn Prozent des Verhüttungsplatzes sind ausgegraben und die Befunde daher nur ein Ausschnitt. Es zeigt sich aber auf relativ geringer Fläche eine breite Palette an speziellen Vorrichtungen der Eisenverarbeitung.

Die praktische Perspektive zu erläutern leistet der wichtige Beitrag von Martin Schreiner. Ohne Kenntnis der schmiedetechnischen Vorgänge ist es ja kaum möglich, ein Eisenwerkzeug oder etwa die Qualität eines Schwerts richtig zu beurteilen. Die innere Struktur des Metalls zu optimieren, verlangte dem Schmied einiges an Schweiß und Kraft ab und brauchte Spezialwerkzeuge: Flach-, Rund- oder Wolfsmaulzange, Horn- oder Blockamboss – Form und Größe von Amboss, Hämmern und Zangen mussten genau auf die Werkstücke abgestimmt sein.

Abschließend steht ein Beitrag von Thomas Raab zur Landschaftsentwicklung und Geoökologie des Vilstals. Er stellt hauptsächlich zwei sog. Catenen vor, in Reihen liegende Bohrungen, die sich zu einem Profil zusammensetzen. Im Ergebnis zeigt sich, dass schon der prähistorische Mensch erheblich auf die Landschaft eingewirkt hat; Relief- und Bodenentwicklung an den Talhängen der Vils wurden vom Menschen entscheidend und nachhaltig beeinflusst und verändert.

Der Band schließt ab mit den Grabungen und Fundplätzen 2016/2017 in Bayern. Obwohl nur stichwortartig die wichtigsten Befunde genannt sind, füllt die Aufzählung über 40 Seiten – man sieht daran das ungeheure Ausmaß an Flächenöffnungen und Erdbewegungen, die im Land stattgefunden haben.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 119

Aufgedeckt – Highlights der bayerischen Bodendenkmalpflege

Die Bodendenkmalpflege – verzögert, verhindert, verteuert ... ? Die Saboteure vom Dienst, die den Bürgern das Leben schwer machen? Oft genug müssen Denkmalpfleger gegen dieses Image ankämpfen. Generalkonservator Mathias Pfeil fand daher, dass es auch einmal Zeit wäre für eine Positivberichterstattung.

Hunderte von Ausgrabungen im Freistaat betreut die bayerische Bodendenkmalpflege Jahr für Jahr: Dies notgedrungen und nicht aus Forscherlaune. Der beste Schutz für jedes Bodendenkmal wäre es, wenn es unberührt im Boden verbleiben könnte. Aber das ist illusorisch. Zu zahlreich sind die Baumaßnahmen im Land; zu tief greifen die Pflüge, zu heftig ist die Bodenerosion. Wo also Ausgrabungen unumgänglich sind, soll es so gekonnt wie möglich vonstatten gehen und ein Ergebnis bringen, von dem alle etwas haben.

Neben den heimatkundlichen, historischen und wissenschaftlichen Erkenntnissen einer jeden Grabung gibt es aber auch oft „Besonderes“ und das in erstaunlicher Vielfalt. Stein und Bein, Sarkophage und Siedlungen, Götter und Grabräuber kommen in den professionellen Maßnahmen zum Vorschein. Bürger und Ehrenamtliche tragen das ihre zum Schutz des kulturellen Erbes bei.



Der Band „Aufgedeckt“ stellt eine Reihe besonders gelungener Ausgrabungen aus den letzten Jahren vor, die erstaunliche Ergebnisse gezeitigt haben. Zusammengetragen und dargestellt von Hubert Fehr werden kuriose Fundgeschichten erzählt, neue Forschungsergebnisse vorgestellt, frühe Kunstwerke interpretiert, vorgeschichtliche Bauten rekonstruiert, Inschriften entziffert, Bodenbefunde gedeutet. Der Bogen spannt sich von den

frühesten Ackerbauern bis hin zu einem Konzentrationslager des 20. Jahrhunderts. Im unterfränkischen Buchbrunn wurde nach umfangreichen Ausgrabungen ein jungsteinzeitliches Haus anschaulich rekonstruiert. Im Sarnberger See erlangten die Reste von Pfahlbauten den Welterbe-Status. Bayerns älteste Skulptur konnte im mittelfränkischen Gallmersgarten im letzten Moment vor der Baggerschaufel gerettet werden. Fast 800 Kupferbarren aus Oberding fanden sich zu Zehnerbündeln zusammengeschnürt – zählte man schon in der Bronzezeit im Dezimalsystem? Große Geschirrsätze einschließlich Tassen und Schöpfnern für das Totenmahl lagen in ehemals überhügelt Gräbern bei Weißenburg i. Bay. Auffällig verbogene Waffen und Löcher im Schädel werfen bei eisenzeitlichen Gräbern in Pliening-Landsham die Frage auf, ob man den Toten noch unheilvolle Taten zutraute und dem vorbeugen wollte! „Papa, was ist das?“ Um die Augen aufzuhalten ist niemand zu jung: Einer aufgeweckten Vierjährigen als jüngster Entdeckerin verdanken wir die Bergung eines germanischen Brandgrabes mit technischen Feinheiten aus römischem Know-how. Geistesgeschichtliche Umwälzungen sind in Obernburg a. Main ablesbar: Der alte Gott Jupiter, auf einer Säule thronend, wurde dort gestürzt,



München-Pasing. Frühmittelalterliches Pferdegrab (Foto: Fa. X-Cavate Archaeology PG)



Pförring, Silberblechbeschläge aus einem Kammergrab (Foto: BLfD, Michael Forstner)

als die Zeiten nicht mehr danach waren. Schwere spätrömische Steinsarkophage mit Skeletten kamen in einem Friedhof in Regensburg zutage, in dem man fast 500 Jahre lang ununterbrochen die Toten begrub. Ein Kammergrab in Pförring fasziniert Archäologen und Restauratoren und lässt Historiker fragen, wer die reiche Dame im Grab war und warum sie gerade dort in der Nähe eines Donauübergangs ihr Leben aushauchte. Mitten in München-Pasing hingegen wurde ein Mann samt seinem Reitpferd beerdigt. In Forchheim sucht man im Stadtgebiet die frühmittelalterliche Königspfalz. Im Main bei Ebing kamen bei einer Verlegung des Flussbetts unzählige Steinquader und Holzbauteile ans Tageslicht, die sich wie ein Riesenpuzzle oder Monsternikado ausnahmen, vermutlich war hier aber eine mittelalterliche Brücke eingestürzt und völlig in den Fluten versunken. In der Bamberger Dominikanerkirche stießen Ausgräber auf einen Grabstein mit hebräischer Inschrift: Sie nennt den Namen einer jungen Frau, die im August des Jahres 1400 starb, sehr betrauert von ihrem Vater. Der Stein muss vom jüdi-

schen Friedhof später an seinen Fundort verbracht worden sein. Auch auf Geländekarten wird Archäologie betrieben, denn Verkehrswege hinterlassen Spuren im Gelände: So hat sich der Goldene Steig, die Handelsroute von Passau nach Böhmen, förmlich in den Boden eingedrückt und kann auf Karten, vor allem aber im Gelände mit Airborne Laserscans entdeckt werden. Die Erzgewinnung im Landkreis Cham hat sich ebenfalls im Wortsinn in den Boden eingegraben: Die Verbauung



Pförring, Bernsteinperlen (Foto: BLfD, Michael Forstner)

eines Erkundungsschachtes wurde bei Niederrunding glücklicherweise als solche erkannt und verrät nun Details über Bergwerkstechnik um 1500. Im schwäbischen Gablingen tat einst der Maler Paul Klee am Militärflughafen Dienst – später war dort ein Konzentrations-Außenlager, dessen Gebäude heute archäologisch zu erfassen sind. So nah und so fern! Die Bodendenkmalpflege ist im 20. Jahrhundert angelangt.

Mit der Broschüre „Aufgedeckt“ hat das BLfD eine 135 Seiten starke Sammlung vorgelegt, eine leicht lesbare, reich bebilderte Lektüre und zugleich einen Querschnitt durch die Zeiten, Methoden und Fundgattungen. Man staunt vor allem auch, was die unscheinbaren, aus der Erde „aufgedeckten“ Funde für ein buntes kulturelles Bild in Bayern ergeben. Auch dies ist Alltag der Denkmalpfleger: immer wieder solche Mosaiksteine unserer Vorgeschichte zusammenzutragen und für uns zu deuten.

Doris Ebner

Bezugsmöglichkeit siehe S. 119

Literaturhinweise

Bei der Redaktion eingegangen:

Denkmalpflege – Theorie und Praxis

Kunstreferat der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern / Landeskirchenamt München (Hrsg.): *Gib Acht! Hinweise zur Pflege von Kirche und Ausstattung*, München 2018 (keine Preisangabe, keine ISBN-Nummer – als pdf zugänglich)

DIN Deutsches Institut für Normung e. V. (Hrsg.): *Erhaltung des kulturellen Erbes. Teil 2 (DIN-Taschenbuch 410)*, Berlin/Wien/Zürich 2018 (Beuth Verlag GmbH, ISBN 978-3-410-28850-3, € 133,-)

Architektur und Kunstgeschichte

Hoffmann-Goswin, Ulrike: *Sakrale Glasmalerei der 1960er bis 1980er Jahre in Deutschland. Bildthemen, Gestaltung und Funktion*, Regensburg 2019 (Verlag Schnell & Steiner GmbH, ISBN 978-3-7954-3379-6, € 69,-)

Lepik, Andres / Strobl, Hilde (Hrsg.): *Die neue Heimat. [1950–1982] Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten*, München 2019 (Edition DETAIL, ISBN 978-3-95553-476-9, € 29,90)



Hild, Andreas / Müsseler, Andreas (Hrsg.): *Neuperlach ist schön. Zum 50. einer gebauten Utopie*, München 2018 (Franz Schiermeier Verlag, ISBN 978-3-943866-65-0, € 56,-)

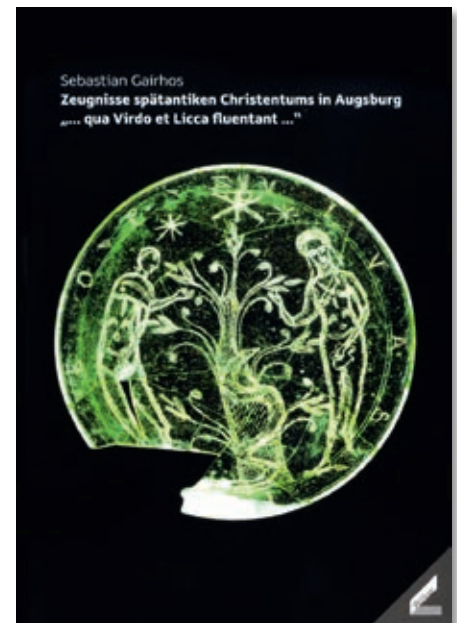
Albrecht, Stephan / Breitling, Stefan / Drexwello, Rainer (Hrsg.): *Das Kirchenportal im Mittelalter*, Petersberg 2019 (Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG, ISBN 978-3-7319-0599-8, € 49,95)

Schmid, Gabriele: *Jacomo Angelini – Jakob Engel. Ein Graubündner als Hofbaumeister in Eichstätt*. Mit Beiträgen von Emanuel Braun, Juri-Johannes Leuschner und Peter Leuschner (Beiträge zur Geschichte der Diözese Eichstätt, Bd. 1), Sankt Ottilien 2019 (EOS-Editions, ISBN 978-3-8306-7926-4, € 39,95)



Bedal, Konrad / Kotter, Simon / May, Herbert / Partheymüller, Beate: *Häuser aus Franken*. Museumshandbuch, Bad Windsheim 2019 (7. Vollständig überarbeitete, erweiterte und neu gestaltete Aufl., Verlag Fränkisches Freilandmuseum des Bezirks Mittelfranken in Bad Windsheim, ISBN 978-3-946457-06-0, € 12,-)

Goer, Michael im Auftrag des Arbeitskreises für Hausforschung e. V. (Hrsg.): *Fassaden – historische Gestaltung von Bauten und des öffentlichen Raumes* (Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 65), Petersberg 2018 (Michael Imhof Verlag, ISBN 978-3-7319-0711-4, € 39,95)



Archäologie

Krieger, Elisabeth: *Die Wachttürme und Kleinkastelle am Raetischen Limes*. Mit einem Beitrag von Thomas Becker (Limesforschungen, Bd. 30), Berlin 2018 (Gebr. Mann Verlag, ISBN 978-3-7861-2810-6, € 108,-)

Gairhos, Sebastian: *Zeugnisse spätantiken Christentums in Augsburg* (Schriftenreihe Augsburgener Club 2), Augsburg 2019 (Wißner-Verlag, ISBN 978-3-95786-208-2, € 7,-)



Haberstroh, Jochen / Heitmeier, Irmtraut (Hrsg.): *Gründerzeit. Siedlung in Bayern zwischen Spätantike und frühem Mittelalter*, St. Ottilien 2019 (EOS-Editions, ISBN 978-3-8306-7941-7, € 59,-)

Steidl, Bernd: *Limes und Römerschatz. RömerMuseum Weißenburg* (Ausstellungskataloge der Archäologischen Staatssammlung, Bd. 41), Friedberg 2019 (Likias Verlag, ISBN 978-3-9820130-0-8, € 19,80)

Seng, Eva-Maria / Schlichtherle, Helmut / Wolf, Claus (Hrsg.): *Prähistorische Pfahlbauten im Alpenraum. Erschließung und Vermittlung eines Welterbes* (Reflexe der immateriellen und materiellen Kultur, Bd. 3), Berlin/Boston 2019 (De Gruyter, ISBN 978-3-11-041670-1, € 69,95)

Bezugsmöglichkeiten der vorgestellten Publikationen

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): *Aufgedeckt – Highlights der bayerischen Bodendenkmalpflege*, München 2019 (Eigenverlag, 135 S., zahlr. farb. Abb., erhältlich beim BLfD oder als Download unter http://www.blfd.bayern.de/medien/publikation-aufgedeckt_2019.pdf)

Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege (Hrsg.): *Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 59*, 2018 (Eigenverlag, in Kommission bei Dr. Rudolf Habelt Verlag GmbH, Am Buchenhang 1, 53115 Bonn, Tel. 0228/92383-0, Fax 0228/92383-6, E-Mail: info@habelt.de, ISBN 3-7749-4191-5, 384 S., zahlr. farb. Abb., € 52,-, erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Michael Hoppe: *Archäologie auf Medaillen, Plaketten und Abzeichen*, Büchenbach 2018 (Verlag Dr. Faustus, ISBN 978-3-946387-14-5, 494 S., zahlr. farb. Abb., € 30,-, erhältlich im Buchhandel oder beim Verlag)

Corrigendum

Die Redaktion stellt richtig: In Heft 170, S. 21 steht unter dem Beitrag „Limes im Licht“ fälschlicherweise als Verfasserin Silvia Codreanu-Windauer. Der Autor ist allerdings Joachim Zuber. Wir entschuldigen uns für diesen Fehler.

Externe Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe

Prof. Dr. Björn-Uwe Abels
Seewiesenstr. 4, 96049 Bamberg

Günther Fleps M.A.
Stadtarchäologie Augsburg
Zur Kammgarnspinnerei 9, 86153 Augsburg

Dr. Bettina Glunz-Hüsken, ProArch GmbH
Am Nordbahnhof 23, 85049 Ingolstadt

Torsten Gronbach
Hegelstraße 30, 86167 Augsburg

Britta Kopecky-Hermanns
Büro für Bodenkunde und Geoarchäologie
Obere Achstraße 46, 86668 Karlshuld

Thomas van Nies M.A.
Gotenring 13, 50679 Köln

Tim Nottensteiner
Finkenweg 40, 86156 Augsburg

Prof. Dr. Bernd Päffgen
Ludwig-Maximilians-Universität München
Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München

Anja Pütz M.A.
Uranusweg 4, 85609 Aschheim

Ulrich Schlitzer M.A.
Fa. Planateam
Ysenburgstraße 10, 80634 München

PD Dr. Markus Schußmann
Burgweg 2, 97239 Aub

Simon Sulk M.A.
Stadtverwaltung Weißenburg i. Bay.
SG 14 - Kulturamt
Pfarrgasse 4, 91781 Weißenburg i. Bay.

Dr. Christian Tinapp
Büro für Bodenkunde und Geoarchäologie
Obere Achstraße 46, 86668 Karlshuld

Dr. Martin Weichmann
Römerbrunnenweg 33,
91781 Weißenburg i. Bay.

Florian Wiegel
Fa. Planateam
Ysenburgstraße 10, 80634 München

Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen Beiträge stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion, des Herausgebers, des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur Veröffentlichung erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege als Verlag, Herausgeber und Redaktion alle ausschließlichen Vertragsrechte für die Zeit des Bestehens des Urheberrechts. Diese umfassen insbesondere auch das Recht zur Herstellung elektronischer Versionen und die Befugnis zur Einspeicherung des Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit dem Recht zu deren Vervielfältigung und Verbreitung (online oder offline) zu gewerblichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung. Das ausschließliche Recht an einer elektronischen Version des Beitrags erwirbt das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ohne zeitliche Begrenzung.

Alle Urheber- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch die Übersetzung in andere Sprachen, die Auswertung der Datenträger, die Vervielfältigung jeder Art oder der Nachdruck von Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung der Redaktion.

Aid **ARCHÄOLOGIE**
IN DEUTSCHLAND 02.2019
April - Mai

aid-magazin.de

Die Alamannen von Lauchheim

9 381 1 049

DAS GRÄBERFELD VON STOLPE
Auf den Spuren der letzten slawischen Stammesgemeinschaften in Norddeutschland
→ Seite 8

IUPITER DOLICHENUS – AUS ASIEN AN DEN RHEIN
Ein orientalischer Lokalgott aus Nordsyrien und die germanischen Provinzen
→ Seite 14

EXOTISCH ODER BRITISCH?
Neues über die Wagengräber aus den eiszeitlichen Nekropolen der Arras-Kultur
→ Seite 20

Aid **ARCHÄOLOGIE**
IN DEUTSCHLAND 02.2019
April - Mai

aid-magazin.de

Jüdische Stadtviertel im Mittelalter

9 381 1 049

REIZ UND RISIKO
Gefährdete Existenz in den Flussauen-Landschaften Mitteleuropas
→ Seite 8

FRÜHE MIGRATION DES HOMO SAPIENS
Spurensuche in der Höhle Mamot Cave, Israel
→ Seite 14

SAMTFFOTE UND KRIEGER
Neues zur Rolle der Katze bei den Wikingeren
→ Seite 48

Die **Denkmalpflege** 77. Jg. 2019
Heft 1
Deutscher Kunstverlag

Thema: Beton

MIT PRINT ZUM ERFOLG

Gotteswinter und Aumaier
Ihr Druckhaus im Münchner Norden

GOTTESWINTER|AUMAIER
www.gotteswinter.de